



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„ZUR SPRACHE BRINGEN:

(Sexualisierte) Gewalterfahrungen und sexueller Missbrauch im familiären
Kontext in Kindheit und Jugend

*Eine biografieanalytische Annäherung anhand erzählter Lebensgeschichten von Frauen, die
in ihrer Kindheit & Jugend von sexualisierter Gewalt betroffen waren“*

verfasst von / submitted by

Michelle Terschi, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien / Vienna, 2023

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Anna Durnová

*Mein Dank gilt den Frauen, die mir ihre Geschichte erzählt haben und allen, die mich und das Projekt
unterstützt haben*

Abstract

Über sexualisierte Gewalt gegen Kinder wird nicht gerne gesprochen – sie kann als ein gesellschaftlich tabuisiertes Themen- und Diskursfeld verstanden werden. Die Frauenbewegung der 1970/1980er Jahre, welche das Thema der sexualisierten Gewalt (an Frauen* und Kindern) öffentlich stark thematisierte, liegt lange zurück und auch die MeToo-Protestbewegung in den sozialen Netzwerken konnte in Österreich kaum zu einem Diskurswandel beitragen. Insbesondere das Thema sexualisierter Misshandlung von Kindern und Jugendlichen im Erziehungskontext ist immer noch von kollektiven Ausblendungen umgeben, was dafür sorgt, dass das Sprechen über eigens erlebte sexualisierte Gewaltwiderfahrnisse mit erheblichen sozialen und gesellschaftlichen Hürden verbunden bleibt. *Der Prozess des „zur Sprache bringens“ von sexualisierten Gewalterfahrungen in Kindheit (und Jugend)* bzw. das Thematisieren eben dieser stehen daher im Zentrum der vorliegenden Arbeit:

*Wie sprechen Personen, die in ihrer Kindheit (und Jugend) sexualisierte Gewalt erfahren haben über diese Erfahrungen und wie haben sie diese im Verlauf ihrer Biografie thematisiert und ausgedrückt bzw. zur Sprache gebracht? Wie stellt sich die biografische Relevanz dieser Widerfahrnisse in den Lebenserzählungen der Biografieträger*innen dar?*

Für die Beantwortung dieser forschungsleitenden Fragen wurden *lebensgeschichtlich narrative Interviews* mit drei Frauen unterschiedlichen Alters geführt, die in ihrer Kindheit und Jugend von sexualisierte Gewalt im familiären Kontext betroffen waren. Die qualitative Annäherung an das Thema erfolgte anhand einer *biografiethoretischen Herangehensweise* sowie *einem emotionssoziologischen, feministischen Forschungszugang*. Im Rahmen der Auswertung mittels *Narrationsanalyse* wurden subjektive Erfahrungen tiefgehend analysiert. Hinter diesem Vorgehen steht die Annahme, dass der Prozess der individuellen Versprachlichung in einem Wechselverhältnis mit Gesellschaft sowie sozialen Verhältnissen steht. Die im Datenmaterial rekonstruierten kommunikativen Prozesse, die eine starke körperlich/leibliche Dimension aufwiesen, machten im *Wie* der zur Sprache gebrachten sexualisierten Gewalterfahrungen deutlich, dass das Thematisieren Können bzw. Nicht-Können dieser spezifischen Widerfahrnisse über die individuell-psychologische Ebene weit hinausgeht. Die sexualisierten Gewalterfahrungen kommen auch durch *körperliche Artikulationen* oder *performative Praktiken, die den Körper als zentrales Ausdrucksmittel verwenden, prozesshaft zur Sprache*. Sprechen zeigt sich nicht als ausschließlich phonetisches Sprechen, sondern außerdem als ein *doing* in einem Prozess, in dem der Körper einen performativen Charakter des Sprechens übernimmt. Mithilfe des Körpers können Dinge ausgedrückt werden, die verbal nicht zur Sprache gebracht werden können. So gesehen kann der eigenen Körper als Ausdrucksmittel für den Konflikt zwischen Sprechen und Nicht-Sprechen verstanden werden, insbesondere im Zusammenhang mit selbstschädigenden bzw. selbstverletzenden Praktiken. Soziales, Kultur und Gesellschaft kommen dabei ebenfalls mit zur Sprache. Hürden bei der Thematisierung der Gewalterfahrungen sind die Angst, dass einem (als Heranwachsende) nicht geglaubt wird, eine individualisierende Erfahrungshaltung in der eigene Gewaltwiderfahrnisse als „private“ Angelegenheit verstanden werden, aber auch fehlende Worte und Erinnerungen, die dazu nötig wären Gewalterfahrungen überhaupt erst Versprachlichen zu können. Darüber hinaus findet sich bei allen Biografieträgerinnen eine Verschränkung von unterschiedlichen Gewaltformen- und -kontexten in Kindheit und Jugend, sowie emotionale oder verbale Gewalt und Misshandlung im familiären Rahmen.

Vorwort zur Begrifflichkeit

Wie in der vorliegenden Arbeit dargestellt wird, sind Diskurse und kollektive Sprachführung zu sexualisierten Gewaltphänomenen ein Abbild der gesellschaftlichen Lebenswelt, in der sich Betroffene von sexualisierter Gewalt bewegen müssen (Gerstendörfer 2007). Neben der Bewältigung der sexualisierten Gewalterfahrung kann das weitere Herausforderungen mit sich bringen. In den Biografien der Studienteilnehmerinnen, welche als Knotenpunkte zwischen Individuum und Gesellschaft verstanden werden können, kommt neben der individuellen Bearbeitung der sexualisierten Gewalterfahrungen auch die gesellschaftliche Dimension zum Ausdruck. So wird von den Interviewpartnerinnen der Begriff des *sexuellen Missbrauchs* für die erlebten sexualisierten Gewalt- und Misshandlungserfahrungen verwendet. In der Bezeichnung (sexueller) „Missbrauch“ kommt ein Machtmissbrauch durch Erwachsene zum Ausdruck. Diese *missbrauchen* ihre soziale, physische und psychische Überlegenheit gegenüber Kindern, aber auch das Vertrauen welches Kinder in die erwachsene Person haben und auf das diese angewiesen sind. Oft wird für diese Erfahrungen auch nur der Begriff des „Missbrauchs“ verwendet, der ausdrückt, was über die sexualisierte Gewalttat hinaus passiert. Der Gebrauch des Begriffs *Missbrauch* ist insofern komfortabel als er verhindert, dass die Gewalt mit ihren sexualisierten Aspekten konkret benannt werden muss. Da das Thema dieser Arbeit das *zur Sprache bringen* und die Sprachlosigkeit bezüglich Gewalt ist und letztere mit sexualisierter Gewalt an Kindern eng verwoben ist, möchte ich Betroffenen nicht ein weiteres Mal die Sprache nehmen, indem ich ihnen den Begriff des *sexuellen Missbrauchs* ‚nehme‘, um ihre sexualisierten Misshandlungserfahrungen in Kindheit und Jugend zu beschreiben. Aus diesem Grund wurde der Begriff *des sexuellen Missbrauchs* (sowie den der *sexuellen Gewalt oder Ausbeutung*) an Stellen in der Arbeit synonym zu *sexualisierter Gewalt* und *sexualisierter Kindesmisshandlung* verwendet, wenn er von der jeweiligen Biografieträgerin selbst verwendet wurde. Diese Arbeit soll nicht dazu beitragen, den Diskurs weiter zu verschleiern, daher wurde im Titel der vorliegenden Forschungsarbeit die Bezeichnung *sexueller Missbrauch* mitangeführt.

Inhaltsverzeichnis

ABSTRACT.....	3
VORWORT ZUR BEGRIFFLICHKEIT	4
1. EINLEITUNG: THEMENBEREICH UND PROBLEMSTELLUNG	7
1.1 DIE SCHWIERIGKEIT ÜBER SEXUALISIERTE GEWALTERFAHRUNGEN ZU SPRECHEN	9
1.2 DAS RECHT AUF EINE GEWALTFREIE KINDHEIT	10
1.3 FORSCHUNGSINTERESSE & FRAGESTELLUNGEN.....	12
1.4 STUDIENDESIGN & METHODIK	13
1.5 ZIELSETZUNG	14
1.6 AUFBAU DER ARBEIT	15
2. FORSCHUNGSSTAND UND FORSCHUNGSKONTEXT	17
2.1 (SEXUALISIERTE) GEWALT AN KINDERN UND JUGENDLICHEN: DEFINITION, IRREFÜHRENDE SPRACHFÜHRUNG UND GESELLSCHAFTLICHE DISKURSE	18
2.2 KINDHEIT IM TATKONTEXT FAMILIE	23
2.2.1 Exkurs: Tabu – Inzesttabu.....	28
2.3 TRAUMA ALS PROZESS UND PSYCHOSOZIALES PHÄNOMEN	30
2.4 ZWISCHENFAZIT: ZUR VERFLECHTUNG VON KOLLEKTIVEN DISKURSEN UND INDIVIDUELLEM ZUR SPRACHE BRINGEN	33
3. THEORETISCHE UND METHOD(OLOG)ISCHE PERSPEKTIVE	34
3.1 BIOGRAFIE ALS SCHNITTSTELLE ZWISCHEN INDIVIDUUM UND GESELLSCHAFT	34
3.2 ERZÄHLTHEORETISCHE GRUNDLAGEN	36
3.3 PROZESSSTRUKTUREN DES LEBENSABLAUFS: DAS KONZEPT DER VERLAUFSKURVE	39
3.4 EMOTIONEN ALS TEIL VON GEWALT, SOZIALEM, POLITISCHEM UND IN DER FORSCHUNG	42
4. FORSCHUNGSPROZESS UND METHODISCHES VORGEHEN	44
4.1 ETHIK UND FORSCHUNG ZU SENSIBLEN UND EMOTIONALEN THEMEN MIT POTENZIELL VULNERABLEN PERSONENGRUPPEN ...	44
4.1.1 Emotionally engaged research and an ethic of caring	46
4.1.2 Reflexionen zur eigenen Positionierung im Themenfeld.....	50
4.1.3 Sprechen über traumatische Erfahrungen in Forschungskontexten.....	53
4.1.4 Die heilsamen Aspekte biografischen Erzählens.....	56
4.1.5 Teilnehmer*inneninformation.....	57
4.2 UMSETZUNG: DAS LEBENSGESCHICHTLICHE NARRATIVE INTERVIEW	62
4.2.1 Vorgespräch für das narrative Interview	64
4.2.2 Erzählaufforderung und Haupterzählung.....	65
4.4.3 Nachfrageteil.....	66
4.2.4 Interviewabschluss	67
4.2.5 Auswertung: Narrationsanalyse.....	68
5. BIOGRAFISCHE FALLDARSTELLUNGEN	72
5.1 FALLSTUDIE – SILKE PEETERS	72

„...weil ich bin wirklich für a halbes Jahr (-) äh (-) verstummt, also ich hab mit niemanden wirklich geredet, [...] – nichts aso wirklich kein Wort geredet.“	72
5.1.1 Einleitende Bemerkungen zum Interview mit Silke Peeters	72
5.1.2 Strukturelle inhaltliche Beschreibung	73
5.1.3 Analytische Abstraktion	103
5. 1. 4 Reflexionen zum Interview mit Silke Peeters	119
5.2 ANALYTISCHE BESCHREIBUNG WEITERER LEBENSGESCHICHTEN	120
5.2.1 Falldarstellung – Anna Rothman	121
5.2.1.(1) Einleitende Bemerkungen zum Interview mit Anna Rothman	121
5.2.1.(2) „Ich glaub auch, dass mein Vater (.) ahm (--) deshalb auch an anderen Bezug zu mir hat, weil ich eben nicht seine biologische Tochter bin.“ (S. 4)	123
5.2.1.(3) Reflexionen zum Interview	132
5.2.2. Falldarstellung – Romana Schmith	132
5.2.2.(1) Einleitende Bemerkungen zum Interview mit Romana Schmith	132
5.2.2.(2) „und dann ist er ja irgendwann ganz offen damit umgegangen, dass er noch andere Kinder hat. Also ich war nicht allein sein Opfer, meine Schwester war auch nicht allein das Opfer. [...] Und das war für mich als Kind schlimm, zu wissen, du wirst jetzt nicht versorgt, weil wer anderes gerade interessanter ist“ (S. 12)	134
5.2.2.(3) Reflexionen zum Interview	154
6. ERGEBNISDARSTELLUNG UND DISKUSSION	155
6.1 ZUR INTERAKTION ZWISCHEN ERZÄHLENDEN UND ZUHÖRERIN	155
6.2 BIOGRAFISCHE RELEVANZ DER SEXUALISIERTEN GEWALTERFAHRUNGEN IN DER KINDHEIT	165
6.3 FORMEN DES ZUR-SPRACHE-BRINGENS	171
6.3.1 Verbal Thematisieren	171
6.3.2 Der Körper als Ausdrucksmittel	173
6.3.2.(1) Körperpraktiken: Selbstverletzende Handlungen und Essstörungen	173
6.3.2.(2) Körperbezogene Artikulationen im Sinne einer symbolischen Kommunikation	174
6.3.3 Im Verlauf des narrativen Interviews	175
6.4 HÜRDEN BEIM ZUR SPRACHE BRINGEN	177
6.4.1 Angst vor Unglaubwürdigkeit und „keine Stimme haben“	177
6.4.2 Erfahrungshaltung: Vereinzelung, private individualisierte Erfahrung	179
6.4.3 Verschränkung von familiären Gewalt- und Misshandlungsformen	179
6.4.4 Emotionale, verbale sowie psychische Misshandlung und Gewalt	180
6.4.5 Fehlende Worte und Erinnerungen sowie psychische Traumatisierungen	184
6.5 LIMITATIONEN UND ABSCHLIEßENDE REFLEXION	189
7. RESÜMEE UND AUSBLICK	192
8. LITERATURVERZEICHNIS	195

1. Einleitung: Themenbereich und Problemstellung

Über sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche spricht man nicht gerne. Vielleicht, weil es sich bei sexualisierter Gewalt um die Verletzung von besonders intimen Grenzen handelt, über die zu sprechen oft schambesetzt ist. Vielleicht auch, weil das gedankliche Zusammenbringen dieser Gewaltform mit Kindern – wofür der Begriff des „sexuellen Missbrauchs“ geläufig ist – für viele kaum vorstellbar ist. Kinder sollten keine sexualisierte Gewalt erfahren müssen, *man* möchte sich das nicht vorstellen und auch nicht darüber sprechen. Wenige werden daher bestreiten, dass es sich hierbei um ein unangenehmes und mit Emotionen behaftetes, aber auch tabuisiertes Themen- und Diskursfeld handelt. Blickt man auf kürzlich stattgefunden medial geführte Diskurse zum Thema sexualisierter Gewalt (gegen Kinder), etwa auf die Fälle Teichtmeister oder Lindemann, wird deutlich, dass es an einer konstruktiven Auseinandersetzung mit dem Thema mangelt. Aus diesen Gründen widmet sich die vorliegende Arbeit dem *zur Sprache bringen* von sexualisierten Gewalterfahrungen, die in der Kindheit (und/oder Jugend) erlebt wurden aus Perspektive jener, die sie selbst erfahren haben.

Das Thema der sexualisierten Gewalt an Kindern wurde in den 1980er Jahren angestoßen durch die Frauenbewegung öffentlich stark thematisiert, doch dieser Aufschrei gegen sexualisierte Gewalt im Geschlechterverhältnis sowie gegen Kinder und Jugendliche liegt nun lange zurück. 2017 postete die US-Schauspielerinnen Alyssa Milano auf Twitter: „If you’ve been sexually harassed or assaulted write ‘me too’ as a reply to this tweet.“ (Twitter, Alyssa_Milano, 15.10.2017) Ihr Post machte die ursprünglich von der amerikanischen Aktivistin Tarana Burke ins Leben gerufenen #metoo-Protestbewegung über Nacht bekannt und erhielt überwältigende Resonanz. Weltweit posteten tausende Frauen* unter dem Hashtag #metoo Erzählungen persönlicher (sexualisierter) Gewalterfahrungen, was einer breiten Öffentlichkeit eindrücklich die Allgegenwärtigkeit und Dimension von *Gewalt an Frauen* und teilweise auch Kindern* begreiflich machte (Sauer 2018). Vielerorts wurden intensive öffentliche Diskurse über sexualisierte Gewalt angestoßen, rückblickend gesehen wurde die Protestbewegung in Österreich jedoch kaum spürbar. Zu diesem Schluss kamen auch Expertinnen bei einer Diskussion im Mai 2021, die sich konkret der Frage widmete „Ist #metoo in Österreich angekommen?“ (Bücherei Wien [Video] Mai 2021) So umfasst der Instagram-Hashtag #metooaustria Stand August 2023 kaum 50 Beiträge und auch medial wurde das Thema deutlich weniger aufgegriffen als im internationalen Vergleich. Der Umgang mit sexualisierter Gewalt scheint in Österreich in einem kollektiven Schweigen (und einer gesellschaftlichen Ausblendung) zu bestehen.

Die Wirklichkeit von sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche verschwindet durch die kollektive „Verdrängung“ der Thematik bis auf wenige Berichterstattungen von einzelnen Fällen und „Skandalen“ mit meist bekannten Akteur*innen jedoch nicht. Viel eher erleichtert es sogar die Ausübung dieser Gewaltform gegen Kinder, die gesellschaftlich vulnerabelste Personengruppe,

insbesondere im „privaten“ und familiären Bereich. Sexualisierte Gewalt hat (insbesondere, wenn sie in der Kindheit erlebt wird) gravierende Auswirkungen auf das weitere Leben. So können soziale, psychische, körperliche, gesundheitliche sowie finanzielle Konsequenzen schwerwiegend sein. Wird sexualisierte Gewalt gegen Kinder gesellschaftlich ausgeblendet bzw. beschwiegen, fällt dies vor allem auf jene zurück, die davon betroffen sind beziehungsweise waren, da sich die Gesellschaft ihrer Verantwortung entzieht. Darüber hinaus macht es die kollektive Schweigenorm Gewaltbetroffenen nahezu unmöglich, Gewaltwiderfahrnisse zu artikulieren, was auf individueller und interaktioneller Ebene neue Probleme schafft. Die Probleme, die sich aus dem nicht über die sexualisierten Gewaltwiderfahrnisse sprechen können ergeben, sind aber nicht nur individueller Natur. Gesamtgesellschaftlich führt das Schweigen dazu, dass die Verbreitung von sexualisierter Gewalt an Kindern gar nicht erst quantifiziert werden kann. Schätzungsweise ist in Österreich jedes zehnte Kind von sexualisierter Gewalt betroffen, macht also mindestens einmal im Verlauf der Kindheit und/oder Jugend die Erfahrung, in einer Form berührt zu werden, die es als belästigend oder bedrängend empfindet. Von diesen betroffenen Kindern schafft es wiederum nur jedes Zehnte, sich jemandem anzuvertrauen und so die Chance auf Unterstützung zu bekommen (Die Österreichischen Kinderschutzzentren 2023). Im Umkehrschluss lässt sich ableiten, dass der überwiegende Teil der Betroffenen mit dem „Geheimnis“ erwachsen wird, sexualisierte Gewalt erfahren zu haben (Hermann 2015 (1992), 110). Wissenschaftliche Prävalenzstudien darüber, wie viele Kinder und Jugendliche in Österreich von sexuellen Übergriffen und sexualisierter Gewalt betroffen sind gibt es bisher noch nicht. Die Gerichtsstatistik im Jahr 2016 verzeichnete 254 Verurteilungen aufgrund von (schwerem) sexuellen Missbrauch (Österreichische Kinderschutzzentren 2023). Die Melde- und Anzeigebereitschaft ist jedoch gerade im sozialen Nahraum verschwindend gering, sodass von einem erheblichen Dunkelfeld auszugehen ist (Lamnek et al. 2012, 116). Dabei wird deutlich, dass sich das Dunkelfeld bezüglich sexualisierter Gewalt an Kindern mitunter daraus ergibt, dass es kaum soziale Räume gibt, in denen Personen über sexualisierte Gewaltwiderfahrnisse sprechen können.

Nicht nur das Fehlen von österreichischen Daten und sozialwissenschaftlichen Perspektiven auf das Themenfeld unterstreicht dessen soziologische Relevanz. Neben individuellen Gründen, die ein Sprechen und Thematisieren der sexualisierten Gewalterfahrungen verhindern, bestehen ebenso soziale und gesellschaftliche Hürden. Eine wissenschaftliche Bearbeitung der Thematik findet jedoch vor allem in den Disziplinen Psychologie bzw. Psychotherapie statt, dabei ist Gewalt (an Frauen*, Kindern und Jugendlichen) ein strukturelles Phänomen, das nur eingebettet in soziale und gesellschaftliche Verhältnisse begriffen werden kann. Gesellschaftliche und soziale Dimensionen müssen in die Auseinandersetzung miteinfließen, um eine Individualisierung der Problematik zu vermeiden. Es fehlt an soziologischen Perspektiven und Forschungszugängen, denn auch eine individuelle Bewältigung von sexualisierten Gewaltwiderfahrnissen findet nicht losgelöst von kollektiven Diskursen und dem gesellschaftlichen Umgang mit dem Thema statt. An dieser Stelle soll auch die vergleichsweise hohe Anzahl an Feminiziden in Österreich erwähnt werden. Sexualisierte Gewalt an Kindern und Feminizide finden meist im Privaten

statt und sind damit vor allem Teil von „häuslicher Gewalt“. Es besteht ein struktureller Zusammenhang zwischen Gewalt gegen Partner*innen und sexualisierter Gewalt gegen Kinder, siehe z. B. Bell (2015). In beiden Fällen spielen die Dimensionen Macht und Geschlecht eine zentrale Rolle. Bei sexualisierter Gewalt gegen Kindern kommt die noch viel bedeutsamere Generationendimension hinzu, welche sich aus den grundlegend ungleichen Machtverhältnissen zwischen Erwachsenen und Kindern ergibt (Helfferich et al. 2016, 3ff). Darüber hinaus findet (sexualisierte) Gewalt an Kindern oft in Erziehungsverhältnissen statt, am häufigsten in der eigenen Familie. Die UKASK bezeichnet Familie sogar als „Haupttortort sexuellen Kindesmissbrauchs“ (Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs 2021). Dieses Abhängigkeitsverhältnis in Familien erschwert es betroffenen Kindern zusätzlich, die sexualisierten Gewalterfahrungen anzusprechen und in weiterer Folge ein Ende der Gewaltverhältnisse zu erzielen (Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs 2021). Deutlich werden an dieser Stelle noch einmal die strukturellen Hintergründe von sexualisierter Gewalt gegen Kinder und damit der soziologische Forschungsbedarf.

Im Folgenden wird zunächst auf die konkreten Schwierigkeiten bezüglich des Sprechens auf individueller und gesellschaftlicher Ebene eingegangen, um die strukturelle Dimension des Phänomens hervorzuheben. Außerdem wird der österreichische Kontext mit seinen rechtlichen Rahmenbedingungen umrissen, um weiters die Thematik in ihrer sozialen und kulturellen Einbettung verorten zu können. Daran schließt sich die Darstellung des Forschungsinteresses mit ihren Fragestellungen an. Im nächsten Schritt wird das Studiendesign und die gewählte Methodik sowie die Zielsetzung der Forschungsarbeit vorgestellt. Das einleitende Kapitel schließt mit einem Ausblick auf den Aufbau der vorliegenden Arbeit ab.

1.1 Die Schwierigkeit über sexualisierte Gewalterfahrungen zu sprechen

Aus den vorhergehenden Ausführungen geht hervor, dass sich sexualisierte Gewalt an Kindern gesellschaftlich sowie individuell Großteils im Bereich des Unausprechlichen bzw. dem der Sprachlosigkeit abspielt (Emcke 2016, 17). Mögliche Gründe hierfür werden im Folgenden kurz angeschnitten und werden in späteren Kapiteln vertiefend ausgeführt.

Hürden, wie sie beim Sprechen über sexualisierte Gewalterfahrungen in der Kindheit auftreten, finden sich auch beim Sprechen über sexualisierte Gewaltformen im Allgemeinen. Sie ergeben sich nicht nur aus individuell-psychischen Herausforderungen, sondern darüber hinaus auch aus gesellschaftlichen Praktiken, die das Verbalisieren von erlebten sexualisierten Gewalterfahrungen behindern. In diesem Zusammenhang ist vor allem zu nennen, dass sexuelle Misshandlung von Kindern ein gesellschaftlich hochgradig tabuisiertes Thema darstellt (Gnau & Wyss 2019, 147) und sich bezüglich des Themas scheinbar eine kollektive „Schweigenorm“ etabliert hat. Diese „Kultur des Schweigens“ geht mit Beschämung von Personen einher, die dennoch über ihre Erfahrungen sprechen (Sauer 2018, 37) (Gnau & Wyss 2019, 147). Darüber hinaus besteht auch ein genereller Zusammenhang zwischen

Sprachlosigkeit und Gewalt (Kavemann 2016, 54): Ereignet sich sexualisierte Gewalt in der Kindheit, verfügen betroffene Kinder häufig noch über keine Konzepte bzw. Worte, anhand derer sie die Ereignisse einordnen bzw. benennen können. Ebenso kann es durch die widerfähre Gewalt zu Traumatisierungen bzw. überwältigender Emotionalität kommen, die dem Sprechen über Erlebtes im Wege stehen. Darüber hinaus wird Opfern oftmals kein Glauben geschenkt oder es findet gar eine Täter-Opfer-Umkehr statt, wobei sich letztere Praxis besonders in der Etablierung des Konzepts „False-Memory-Syndrome“ widerspiegelt (Sauer 2018, 37) (Kavemann et al. 2016, 10). Problematische Zuschreibungen, also Opferstigmata oder Klischees, können bei Betroffenen zusätzlich Angst vor Stigmatisierung und Ausgrenzung erzeugen (Kavemann et al. 2016, 31) (Kavemann 2016, 56f). Außerdem wird sexualisierte Gewalt nach wie vor gern als privates, individuelles Problem abgetan und nicht als gesellschaftliches Problem anerkannt (Andresen & Demant 2020). Zudem existieren bei Gewalt in der Kindheit häufig starke Abhängigkeitsbeziehungen zwischen Opfer und Täter*innen, insbesondere, wenn sich diese im familiären Kontext ereignet (Helfferich et al. 2016), was ein Sprechen darüber beinahe unmöglich macht.

1.2 Das Recht auf eine gewaltfreie Kindheit

Sexualisierte Gewalt gegen Kinder sind Menschenrechtsverletzungen, die gesellschaftlich jedoch wenig thematisiert werden. Dabei ist die Wahrung dieses Rechts auch in Österreich gesetzlich festgeschrieben. Im Folgenden soll daher einführend auf die rechtliche Situation in Österreich eingegangen werden, um die Thematik mit ihren sozialen, kulturellen und rechtlichen Rahmenbedingungen einbetten zu können. Das soll deutlich machen, dass Gewalt gegen Kinder keine ‚Privatangelegenheit‘ ist.

Seit weit über 30 Jahren existiert in Österreich das Gewaltverbot in der Erziehung. Österreich war damit das vierte Land weltweit, das im Jahr 1989 im Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs festhielt: „die Anwendung von Gewalt und die Zufügung körperlichen oder seelischen Leides sind unzulässig“ (§ 146a ABGB weggefallen). Damit beendeten sich aus rechtlicher Sicht auch die Debatten zur „G’sundn Watsch’n (Kinderrechte Bundeskanzleramt 2023). Im selben Jahr wurde ebenso Vergewaltigung in Ehe und Lebensgemeinschaft strafbar. 2011 wurde das in der Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen verankerte Recht des Kindes auf Schutz vor jedweder Form von Gewalt, vor Misshandlung, Vernachlässigung, sexuellem Missbrauch oder Ausbeutung auch in den österreichischen Verfassungsrang gehoben. Sexualisierte Gewaltformen fanden somit im Bundesverfassungsgesetz über die Rechte von Kindern eine explizite Erwähnung:

„(1) Jedes Kind hat das Recht auf gewaltfreie Erziehung. Körperliche Bestrafungen, die Zufügung seelischen Leides, sexueller Missbrauch und andere Misshandlungen sind verboten. Jedes Kind hat das Recht auf Schutz vor wirtschaftlicher und sexueller Ausbeutung.

(2) Jedes Kind als Opfer von Gewalt oder Ausbeutung hat ein Recht auf angemessene Entschädigung und Rehabilitation." (Art 5 BVG-Kinderrechte 2011)¹

Rechtlich wird also die Position vertreten, dass es im Kinderschutz nicht alleinig um das bloße Verbot jeglicher Gewaltanwendung in der Erziehung geht, sondern Opfern darüber hinaus die Aufarbeitung widerfahrener Gewalt ermöglichen muss. 2013 traten im ABGB zusätzlich das Wohl und die Rechte von Kindern in den Vordergrund:

"(2) Eltern haben das Wohl ihrer minderjährigen Kinder zu fördern, ihnen Fürsorge, Geborgenheit und eine sorgfältige Erziehung zu gewähren. Die Anwendung jeglicher Gewalt und die Zufügung körperlichen oder seelischen Leides sind unzulässig. Soweit tunlich und möglich sollen die Eltern die Obsorge einvernehmlich wahrnehmen." (§ 137 ABGB)

Im österreichischen Strafgesetzbuch ist sexualisierte Gewalt gegen Kinder als (schwerer) sexueller Missbrauch von Unmündigen lt. § 206 StGB (bzw. § 207 StGB) strafbar. Das Recht auf eine gewaltfreie Kindheit, das Recht auf Schutz vor sexualisierten Gewaltformen und das Recht auf eine angemessene Entschädigung und Rehabilitation bei Verletzung dieser Rechte, entspricht jedoch nicht der Lebensrealität vieler Kinder und Jugendlicher (Kinderrechte Bundeskanzleramt 2023). Auch das Netzwerk Kinderrechte Österreich kritisierte, dass: „in 10 Jahren seit In-Kraft-Treten des BVG Kinderrechte keine wirksamen Maßnahmen zur Umsetzung in die Praxis gesetzt wurden“ und „dass es kein effektives Kinderrechte-Monitoring in Österreich gibt.“ (Netzwerk Kinderrechte Österreich 2021)

Verletzungen von Kinderrechten (d.h. Menschenrechten) finden häufig innerhalb von Familien statt. Die Familie ist als gesellschaftlicher Schutzraum für Kinder und Jugendliche vorgesehen, gleichzeitig wird sie häufig zu einem gefährlichen (Ausgangs-)Ort von Gewalt. Diese Ambivalenz bringt mit sich, dass Gewaltanwendungen an Kindern im privaten Raum kaum sichtbar und somit auch kaum sanktioniert werden. Gleichzeitig führt dies dazu, dass betroffenen Kindern die Möglichkeit genommen wird, sich mitteilen zu können (Andresen et al. 2021).

Es lässt sich zusammenfassen, dass sexualisierte Misshandlung von Kindern in Österreich verboten sowie strafbar und das Recht auf Schutz vor Gewalt Teil der österreichischen Verfassung ist. Praktisch bildet sich diese Gesetzeslage jedoch kaum in der Lebensrealität von Betroffenen ab, da keine wirksamen Maßnahmen getroffen werden, welche die Einhaltung dieser Gesetze, sowie die Wahrung der betreffenden Rechte gewährleisten. Ein zentrales Problem stellt hierbei der Umstand dar, dass der Familie

¹ Bundesverfassungsgesetz über die Rechte von Kindern [BGBl. I Nr. 4/2011](#) Art 5

gesellschaftlich die Rolle als sozialer Schutzraum für Kinder zugesprochen wird und Gewalt innerhalb der Familie damit unsichtbar bleibt (Andresen et al. 2021). Es ist jedoch die gesellschaftliche Verantwortung die Rechte von Kindern zu wahren, ebenso liegt es in einer kollektiven Verantwortung Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen Unrecht – sexualisierte Gewalt und Misshandlung in Familien und Erziehungskontexten – *sagbar* ist.

1.3 Forschungsinteresse & Fragestellungen

Zu Beginn des Forschungsprozesses stand die Frage, welche Auswirkungen MeToo in Österreich hatte. Dabei interessierte mich vor allem, ob die Bewegung zu relevanten Veränderungen für Personen geführt hatte, die in ihrer Kindheit und Jugend von sexualisierter Gewalt betroffen gewesen waren. Da die internationale MeToo-Bewegung zu einem Wandel des Diskurses über sexualisierte Gewalt beigetragen hatte, lag der Schluss nahe, dass auch Betroffene von sexueller Kindesmisshandlung dazu ermutigt worden waren ihre Erfahrungen zu thematisieren. Durch den öffentlichen MeToo-Diskurs hatte das zuvor größtenteils beschwiegene Thema der sexualisierten Gewalt in der Öffentlichkeit Gehör bekommen und Opfern wurde zumindest partiell Solidarität entgegengebracht (Gnau & Wyss 2019, 136). Schnell stellte sich jedoch heraus, dass MeToo, der zugehörige soziale Protest und Diskurs in Österreich nur bescheidene Wellen geschlagen hat. Zwar gab es in Österreich eine kurze Zündung der MeToo-Bewegung von der ehemaligen Schirennläuferin und heutigen Aktivistin Nicola Werdenigg zu sexualisierter Gewalt und Machtmissbrauch im (Schi-) Sport, diese erlosch aber schnell wieder (Bücherei Wien [Video] Mai 2021). Zudem stand dabei sexualisierte Gewalt in Institutionen und nicht im familiären Kontext gegen Kinder im Vordergrund. Sexuelle Misshandlung von Kindern und Jugendlichen im Erziehungskontext bleibt daher weiterhin ein Randthema, das nach wie vor von weitreichenden Tabuisierungen umgeben wird. Die Frage, inwiefern soziale Rahmenbedingungen den Umgang mit gesellschaftlichen und individuellen Tabus bezüglich sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit beeinflussen, bleibt allerdings bestehen.

Da das Sprechen über sexualisierte Gewalterfahrungen mit vielen Hürden verbunden zu sein scheint und es in Österreich an gesellschaftlichen Diskursen dazu mangelt, gelangte das weit gefasste Phänomen des ‚zur Sprache bringens‘ von sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit (und Jugend) bzw. das thematisieren dieser Gewalterfahrungen (das darüber reden) in den Fokus des Forschungsinteresses. Dabei wurde vor allem die Frage nach dem konkreten *Wie* forschungsleitend. Das ‚zur Sprache bringen‘ von sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit ist gerade deshalb zentral, weil es einerseits dazu beiträgt das gesellschaftliche Tabu zu brechen und andererseits ermöglicht, das individuelle Trauma zu überwinden (Gnau & Wyss 2019, 141).

Das Phänomen des ‚zur Sprache bringens‘ wird dabei nicht als ein bestimmtes und einmaliges Ereignis verstanden, sondern als ein interaktiver psychosozialer Prozess, der mitunter langwierig, implizit und

verzweigt sein kann. Eingegrenzt wird die Thematik auf sexualisierte Gewalterfahrungen, die im familiären Kontext in der Kindheit und/oder Jugend gemacht wurden. Der familiäre Kontext definiert sich dabei in Anlehnung an die Definition von Andresen et al. (2021, 14) wie folgt: Familie ist nicht ausschließlich an einen gemeinsamen Wohnort oder an eine biologische Verwandtschaft gebunden. Viel mehr wird unter Familie ein Netzwerk des Kindes verstanden. In dieser sozialen Umwelt des Kindes können „an verschiedenen Stellen Machtverhältnisse Raum greifen und Gewalt stattfinden“ (ebd.).

Die Fragestellung, die sich im offen angelegten Forschungsprozess herauskristallisiert hat, war dabei folgende:

Wie sprechen Personen, die in ihrer Kindheit (und Jugend) sexualisierte Gewalt erfahren haben, über diese Erfahrungen und wie haben sie diese im Verlauf ihrer Biografie thematisiert oder ausgedrückt bzw. zur Sprache gebracht? Sowie: Wie stellt sich die biografische Relevanz dieser Widerfahrnisse in den Lebenserzählungen der Biografieträger*innen dar?

Forschungsleitend waren darüber hinaus im Prozess folgende Fragen:

- Wie gestaltete sich der Prozess des ‚zur Sprache bringens‘ von sexualisierten Gewaltwiderfahrnissen, die in der Kindheit (und/oder Jugend) erlebt wurden? Was war dabei hinderlich und was hat ein darüber sprechen ermöglicht?
- Welche gesellschaftlichen (kulturellen und sozialen) Rahmenbedingungen braucht es generell, damit ein individuelles Sprechen, Thematisieren (und Erinnern) möglich wird?
- Welche Erfahrungen und Prozesse gingen dem Phänomen der Versprachlichung voraus und welchen folgten?
- Welche Bedeutung wird den sexualisierten Gewalterfahrungen aus biografischer Perspektive (sowie zur Identitätskonstitution) beigemessen?
- Wie wird sich zu den tabuisierten sexualisierten Gewaltwiderfahrnissen im Lebensverlauf verhalten?
- Wie sieht die Praxis des ‚darüber Sprechens‘ generell aus?

1.4 Studiendesign & Methodik

Wie die bisherigen Darstellungen zeigen, reichen Statistiken und quantitative Daten zur Erfassung von sexualisierter Gewalt im Kindesalter nicht aus, um die Komplexität von Erfahrungen und Problematiken, mit denen die Personengruppe konfrontiert sind, abzubilden. Trutz von Trotha (1997) plädierte in der Soziologie der Gewalt dafür, Fragen nach der Phänomenologie der Gewalt zu stellen. Hierfür schlägt er das theoretisch methodologische Konzept der „dichten Beschreibung“ nach Clifford Geertz (1987) vor. Eine *dichte Beschreibung* von Gewaltphänomenen ist eine anschauungsgesättigte und antireduktionistische Prozessanalyse (Trotha 1997, 20), die auf die Vermittlung von Mikro- und Makroebene sozialer und kultureller Wirklichkeiten abzielt (Trotha 1997, 21). Statt in der Soziologie nach den

Ursachen (*Warum*) der Gewalt zu fragen, sollen die Tatsachen (*Wie & Was*) der Gewalt zum Gegenstand werden (Trotha 1997, 20 & 25). Die vorliegende Studie versucht sich daher mittels eines qualitativen Forschungszugangs an das Thema anzunähern und damit zu erfassen wie Personen über diese Widerfahrnisse sprechen. Daher wurden (autonom) erzählte Lebensgeschichten von heute erwachsenen Personen herangezogen, die in ihrer Kindheit (und Jugend) im familiären Kontext von sexualisierter Gewalt betroffen waren. Solche Lebenserzählungen können als *dichte Beschreibung* von Ereignisprozessen verstanden werden und wurden daher zum zentralen Datenmaterial. Mithilfe der Erhebungsmethode des (lebensgeschichtlichen) narrativen Interviews und einer biografieanalytischen Herangehensweise wurde die Annäherung an das Thema umgesetzt. Erweitert wurde die theoretische und methodische Herangehensweise durch emotionssoziologische und feministische Forschungszugänge wie dem „emotionally engaged research“ (Campbell 2002). Diese haben sich aufgrund der expliziten Mitberücksichtigung von Emotionen als Aspekte sozialer Wirklichkeit und der dezidierten Reflexion der forschenden Personen im Forschungsfeld als sinnvoll erwiesen.

In der qualitativen Erhebungen konnten auch nur jene abgebildet werden, die ihre Gewalterfahrungen bereits thematisiert oder sich zumindest persönlich stark damit auseinandergesetzt hatten. Zu anderen Interviewpartner*innen war es ebenso aus ethischen Gründen nicht möglich einen Zugang zu bekommen. Durch die Interviews mit Gewaltbetroffenen, die bereits über ihre Erfahrungen sprechen war es dennoch möglich auch der Frage nachzugehen, welche Hürden im Offenlegungsprozess bestanden. Darüber hinaus konnten Ereignisse, Personen, biografische Prozesse sowie soziale und gesellschaftliche Rahmenbedingungen herausgearbeitet werden, die beim zur Sprache bringen, aber auch beim vorangegangenen Schweigen beteiligt waren.

Bei der Umsetzung des Forschungsvorhabens war von Anfang an die Interdependenz von kollektiver und individueller Ebene im Zentrum des Interesses. Dahinter steckt die Annahme, dass auch eine individuelle Bewältigung von sexualisierter Gewalt in der Kindheit gesellschaftliche und soziale Rahmenbedingungen braucht, die das ermöglichen (Kavemann et al. 2016, 15). Die „Biographie“ als Bindeglied von Gesellschaft und Individuum wurde daher als zentrales methodologisches Grundgerüst ausgewählt, um die Wechselbeziehung zwischen Gesellschaft und Individuum, die beim Sprechen über sexualisierte Gewalterfahrungen zum Tragen kommt, analysieren zu können.

1.5 Zielsetzung

Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es den Prozess des *zur-Sprache-bringens* von heute erwachsenen Personen die in Kindheit (und Jugend) sexualisierte Gewalt im familiären Kontext erfahren haben zu analysieren, um die forschungsleitenden Fragestellungen zu beantworten. Dabei soll in die Tiefe subjektiver Erfahrungen gegangen werden, mit der Annahme, dass der Prozess der individuellen Versprachlichung in einem Wechselverhältnis mit der Gesellschaft und sozialen Verhältnissen steht. Da subjektive

Erfahrungen strukturelle Bedingungen abbilden, eignen sie sich als Datenmaterial zur Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse.

Aufgrund des Sprachtabus das die Thematik umgibt, mangelt es nicht nur an konstruktiven öffentlichen Diskursen, es fehlt darüber hinaus eine generelle gesellschaftliche Auseinandersetzung, Aufarbeitung und „Prävention“. Wie eine solche „Aufarbeitung“ aussehen kann, zeigt etwa Deutschland. Dort hat die „Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs“ genau das zum Ziel. Dazu organisiert sie Forschungsprojekte die Strukturen sichtbar machen sollen, welche sexualisierte Gewalt ermöglichen. Des Weiteren existiert der „Fonds sexueller Missbrauch“, welcher heute erwachsene Betroffene finanziell unterstützt um die Gewalterfahrungen zu bewältigen. Diese Unterstützung kann zum Beispiel zur Finanzierung einer Psychotherapie herangezogen werden. Ähnliches wäre auch in Österreich wünschenswert und notwendig. Daher braucht es Forschung, die über die Berücksichtigung individueller (psychologischer) Dimensionen des Problems hinaus geht und die gesellschaftliche sowie soziale Dimension der Thematik abbildet. Gesellschaftliche Strukturen, die sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche ermöglichen, können durch lebensgeschichtliche Interviews aufgedeckt werden.

Aus den vorangehenden Überlegungen ergeben sich zusätzlich Fragen nach strukturellen Hindernissen, die ein Mitteilen von betroffenen Heranwachsenden verhindern. Diese Arbeit soll daher gesellschaftliche Rahmenbedingungen aufzeigen, die das zur Sprache bringen und so auch eine Bewältigung der erlittenen Gewalt behindern. Indem Erwachsene von ihren Erfahrungen und Herausforderungen im Lebensverlauf erzählen, können daraus Erkenntnisse darüber entstehen, wie gesellschaftliche und soziale Räume aussehen müssen, in denen ein Sprechen über sexualisierte Gewalterfahrungen (in der Kindheit) möglich ist. Natürlich ist ein übergeordnetes Ziel der vorliegenden Arbeit mit einem Forschungsbeitrag zu sexualisierter Kindesmisshandlung zur Verhinderung eben dieser beizutragen.

1.6 Aufbau der Arbeit

Im Zentrum der Arbeit stehen die Falldarstellungen in Form der erzählten Lebensgeschichten von drei Frauen. Anhand der Darstellungen ihrer individuellen Erfahrungsaufschichtung und subjektiven biografischen Relevanzsetzung wird versucht, fallübergreifende Querverbindungen und Kontraste des Prozesses der Versprachlichung ihrer sexualisierten Gewaltwiderfahrnisse in ihrer Kindheit und Jugend zu skizzieren. Um die Biografien eingebettet in ihren gesellschaftlichen Kontext begreifen zu können, erfolgt in Kapitel 2 eine Darstellung des Forschungsstandes sowie des Forschungskontextes. Dabei wird insbesondere auf die kollektive Sprachführung im Bereich sexualisierter Gewalt (gegen Kinder und Jugendliche) sowie auf gesellschaftliche Diskurse geblickt, die bezüglich der Thematik stattgefunden haben. Neben einer Einführung zum sozialwissenschaftlichen Forschungsstand zu sexualisierter Gewalt

an Kindern wird außerdem auf den theoretischen Zugang zu *Trauma* in der vorliegenden Arbeit Bezug genommen.

In Kapitel 3 wird das theoretische und methodologische Fundament der Studie dargelegt. Dabei wird auf das grundlagentheoretische Modell der Biografie, auf erzähltheoretische Grundlagen und auf die *Prozessstrukturen des Lebensablaufs* nach Schütze (1983; 1984) eingegangen. Zudem wird die emotionssoziologische und feministische Herangehensweise des Projekts eingeleitet.

In Kapitel 4 geht es um die Darstellung des Forschungsprozesses und der methodischen Vorgehensweise. Dabei wird intensiv auf Ethik in der Forschung zu sensiblen und emotionalen Themen eingegangen. Im Zuge dessen wird die Forschungsmethodik des *emotionally engaged research* nach Campbell (2002) vorgestellt, da diese im Forschungsprozess Anwendung fand. Neben einer Reflexion der Positionierung der forschenden Person im Forschungsfeld wird auf das Sprechen über emotional belastete bzw. *traumatische* Erfahrungen im Forschungskontext eingegangen. Außerdem werden ‚heilsame‘ Aspekte des biografischen Erzählens erläutert. Im Anschluss daran wird die methodische Umsetzung der Interviews dargestellt, ausgehend von der Teilnehmer*inneninformation über das narrative Interview bis hin zur Auswertung anhand der Narrationsanalyse.

Das 5. Kapitel widmet sich den Falldarstellungen. Die Biografieträgerinnen sowie das konkrete Interviewsetting wird dabei jeweils zu Beginn in den einleitenden Bemerkungen vorgestellt. Fallanalysen werden beim Eckfall *Silke Peeters* in Form der *strukturellen inhaltlichen Beschreibung* ihrer autonom erzählten Haupterzählung, sowie der *analytischen Abstraktion* dargelegt. Die Fallanalysen der anderen beiden Biografieträgerinnen werden in Form jeweils einer *analytischen Beschreibung* dargestellt. Die einzelnen Falldarstellungen werden je mit einer Reflexion abgeschlossen.

Das 6. Kapitel widmet sich der Ergebnisdarstellung und der Diskussion. Dabei findet eine reflexive Auseinandersetzung mit der Interaktion zwischen der jeweiligen Erzählenden und der ZuhörerIn statt. Außerdem werden die subjektiven biografischen Relevanzen herausgearbeitet, welche die sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit und Jugend für die jeweiligen Biografieträgerinnen einnehmen. Zudem werden die in den Biografien vorgefundenen Formen des ‚Zur-Sprache-Bringens‘ dargestellt und einer ersten Kategorisierung unterzogen. Abschließend werden die aus den Fallanalysen hervorgegangenen Hürden beim zur Sprache bringen dargelegt.

Nach einer abschließenden Reflexion wird im 6. Kapitel aus den im Forschungsprozess hervorgegangenen Ergebnissen und Erkenntnissen ein Resümee gezogen sowie ein Ausblick gegeben.

2. Forschungsstand und Forschungskontext

Im folgenden Kapitel wird ein theoretischer Überblick zur Thematik sexualisierte Gewalt an Kindern gegeben. Es werden Definitionen vorgenommen sowie auf bisher stattgefundene gesellschaftliche Diskurse Bezug genommen, was dazu verhelfen soll das Thema in seinen kulturellen und sozialen Rahmen einzubetten. Neben der Darstellung des derzeitigen Forschungsstandes wird zudem das vorliegende Projekt in einen Forschungskontext verortet. Dazu wird eine Definition von sexualisierter Gewalt gegen Kinder unternommen und ein Problemaufriss zu kollektiven Sprachführungen in der Benennung von sexualisierten Gewaltphänomenen gegeben. Daran anschließend wird auf das Spezifische von Kindheit im Tatkontext Familie eingegangen. Nach einem Exkurs zum Phänomen des Tabus und einer Bezugnahme auf das „Inzesttabu“ wird das Verständnis von „Trauma“ für die vorliegende Arbeit definiert. Abgeschlossen wird das Kapitel mit einem Zwischenfazit zur Verflechtung von kollektiven Diskursen und dem individuellen *zur Sprache bringen* von sexualisierten Gewalterfahrungen.

Der Themenkomplex lässt sich grundsätzlich in die sozialwissenschaftliche Gewaltforschung einordnen. Gewalt als ein gesellschaftliches Phänomen hat die Funktion Macht, Dominanz und Überlegenheit herzustellen sowie aufrechtzuerhalten. Gewalt wie auch die Androhung von Gewalt hat damit eine „gesellschaftliche, machtsichernde Herstellungs- und Ordnungsfunktion“ (Helfferich et al. 2016, 3). Gewalttätige Handlungen als Aspekte der Macht sind somit keine Randerscheinungen, sondern häufig Mittel, etablierte gesellschaftliche Verhältnisse zu reproduzieren. Das bedeutet auch, dass Gewalt gesellschaftliche Wirkungen hervorbringt (Harvey 1997, 124).

Forschung zu Gewalt findet zwar schon lange zahlreich in verschiedenen Disziplinen statt, verhältnismäßig jung ist jedoch die Forschungstradition zu sexualisierten Gewaltformen. Sexualisierte Gewalt musste in einem ersten Schritt überhaupt erst einmal als Gewalt eingeordnet und zudem als diese öffentlich anerkannt werden (Helfferich et al. 2016, 1). Lange galt nämlich vorwiegend etwas als Gewalt, das in öffentlichen Kontexten stattfindet. ‚Private‘ bzw. ‚häusliche‘ Gewalt, etwa sexualisierte Gewalt in Familien- und Erziehungskontexten oder auch Gewalt, die in Partnerschaften stattfindet („Gewalt gegen Frauen“) wurde hingegen erst später in der Kategorie *Gewalt* miteinbezogen. ‚Täter*in‘ und ‚Opfer‘ können insbesondere bei Gewalt in sozialen Nahverhältnissen auf komplexe Weise miteinander verbunden sein, insbesondere dann, wenn dabei Kinder und Erwachsene involviert sind (Helfferich et al. 2016, 3f). Wichtig zu erwähnen ist auch, dass sich häusliche Gewalt nicht in gleicher Weise wie außerhäusliche Formen der Gewalt erklären lassen. Die Erwartung von Fürsorge und Intimität gilt nämlich nur für die familiäre Gewalt als konstitutiv (Lamnek et al. 2012, 5). Gewalt ist jedoch stets als Prozess zu verstehen, der oft hochdynamisch ist (Trotha 1997, 21). Die Täterschaft ist dabei meist männlich. Daraus lässt sich schließen, dass bei sexualisierter Gewalt das Geschlecht der Beteiligten eine große Rolle spielt. Natürlich gibt es auch weibliche Täterschaft, welche zusätzlich ein großes Tabu darstellt. Bei sexualisierter Gewalt die Erwachsene gegen Kinder richten, ist mit der Geschlechterdimension

neben Macht ebenso eine Generationendimension verbunden, bei der die Hierarchie im Generationenverhältnis, ein noch größeres strukturelles Machtgefälle darstellt (Helfferich et al. 2016, 3ff).

2.1 (Sexualisierte) Gewalt an Kindern und Jugendlichen: Definition, irreführende Sprachführung und gesellschaftliche Diskurse

Bei Forschung zum Thema sexualisierter Gewalt an Kindern (und Jugendlichen), insbesondere in der sogenannten ‚gesellschaftlichen Aufarbeitung sexueller Kindesmisshandlung‘, geht es vor allem um *die Aufarbeitung von Unrecht in der Kindheit* (Andresen 2018) und nicht zuletzt um das Aufdecken von Gewaltstrukturen, die diese Menschenrechtsverletzungen an Kindern ermöglichen. Sexualisierte Gewalt an Kindern, aber auch der gesellschaftliche und soziale Umgang damit, wird dabei als Unrecht in der Kindheit definiert und muss als Teil von Erziehungsverhältnissen verstanden werden für die der Ort der Familie gesellschaftlich zentral ist (Andresen et al. 2021, 15). An diese Sichtweise schließt sich auch die vorliegende Arbeit an.

Um sich an den Gegenstand ‚sexualisierte Gewalt‘ gegen Kindern theoretisch und methodisch anzunähern, stützte sich der Forschungsprozess auf das „Forschungsmanual Gewalt – Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt“, das von Helfferich, Kavemann und Kindler (2016) herausgegeben wurde und einen umfassenden Überblick über die Erkenntnisse im deutschsprachigen Raum lieferte. Weiters grundlegend für das Forschungsvorhaben waren die Erkenntnisse einer Interviewstudie aus Deutschland zu dem Thema sexualisierte Gewalt gegen Kinder von Kavemann, Graf-van Kestern, Rothkegel und Nagel (2016) „Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit“. Diese qualitative, sozialwissenschaftliche Studie bezieht ebenso psychotraumatologischen Erkenntnisse mit ein und untersucht, was das für die Forschung in diesem Themenfeld bedeutet, wenn Erinnerungen und Worte durch (möglicherweise) traumatische Erfahrungen schwer zugänglich sind.

Definition

Eine gängige Definition von sexualisierter Gewalt bzw. sexuellem Missbrauch an Kindern, auf die sich auch die vorliegende Arbeit stützt, wurde von Bange und Deegener bereits 1996 vorgenommen:

„Sexueller Mißbrauch an Kindern ist jede sexuelle Handlung, die an oder vor einem Kind entweder gegen den Willen des Kindes vorgenommen wird oder der das Kind aufgrund körperlicher, psychischer, kognitiver oder sprachlicher Unterlegenheit nicht wissentlich zustimmen kann. Der Täter nutzt seine Macht- und Autoritätsposition aus, um seine eigenen Bedürfnisse auf Kosten des Kindes zu befriedigen.“ (Bange & Deegener 1996, 105)

Ein wesentlicher Aspekt bei sexualisierter Gewalt an Kindern, der in dieser Definition ebenfalls Eingang findet, ist die hier als Macht- und Autoritätsposition bezeichnete Stellung, die Erwachsene gegenüber

Kindern einnehmen. Diese Generationendimension ist auch jene Besonderheit, die es unumgänglich macht das Thema (sexualisierte) Gewalt von Erwachsenen gegenüber Kindern gesondert zu betrachten. Eine wissentliche Zustimmung zu sexuellen Handlungen mit Erwachsenen kann durch Kinder nicht stattfinden, da zwei wesentliche Voraussetzungen nicht erfüllt werden können (Bange & Deegener 1996, 96f): Zum einen haben Kinder nicht den gleichen Informationsstand wie Erwachsene, zum anderen sind Kinder auf die Liebe und Zuneigung von Erwachsenen angewiesen und von ihnen in mehreren Ebenen abhängig – emotional, rechtlich, aber auch sozial und ökonomisch. Daher besteht zwischen Kindern und Erwachsenen immer ein strukturelles Machtgefälle von enormen Ausmaß. Aufgrund dieses Machtungleichgewichtes können Kinder nicht als gleichberechtigte Partner*innen sexuelle Kontakte mit Erwachsenen ablehnen oder ihnen zustimmen. Jeder sexuelle Kontakt zwischen Erwachsenen und Kindern stellt demnach sexuellen Missbrauch bzw. sexualisierte Gewalt, Misshandlung oder Ausbeutung dar, da hierbei Erwachsene ihre Macht und Überlegenheit auf Kosten der Kinder ausnutzen und missbrauchen (ebd.).

Die Begriffe ‚*sexueller Missbrauch*‘, ‚*sexuelle Ausbeutung* und ‚*sexuelle/sexualisierte Gewalt* oder ‚*Misshandlung* werden in der folgenden Arbeit als Synonyme verwendet und bezeichnen weitestgehend die gleichen Phänomene. Im Verlauf der Arbeit habe ich dazu tendiert, mich an den Begriffen anzulehnen, die auch die Biografieträgerinnen für die Benennung ihrer Erfahrungen verwendet haben. Im sozialwissenschaftlichen Diskurs herrscht jedoch Einigkeit darüber, dass der Begriff ‚sexualisierte Gewalt‘ jenes Phänomen, das es bezeichnen möchte, am eindeutigsten beschreibt: Nämlich als Gewalt, die von der Gewalt ausführenden Person auf eine sexualisierende Weise verübt wird. Außerhalb dieses sozialwissenschaftlichen Diskurses ist hingegen (noch) die Verwendung des Begriffes ‚sexueller Missbrauch‘ gängig, weshalb er sich auch in den Biografiedarstellungen der vorliegenden Arbeit wiederfindet.

Irreführende kollektive Sprachführung

Die Sprachführung ist insbesondere im Bereich der sexualisierten Gewalt wichtig, da es wohl wenig andere Felder gibt, in denen so viele Falschbezeichnungen verwendet werden, wie in jenem der sexualisierten Gewalt (Gerstendörfer 2007). Diese Falschbezeichnungen bagatellisieren oder verkennen die ausgeübte Gewalt. Ein Beispiel dafür ist der Begriff „Kinderpornografie“, womit eigentlich Bild- und Videodokumentationen von real stattgefundenen sexualisierten Gewalttaten an Kindern gemeint sind. Der Begriff ‚Pornografie‘ suggeriert allerdings, dass es sich um gespielte Sexdarstellungen handelt, die mit einer Freiwilligkeit einhergehen, was bei Kindern jedoch nicht der Fall sein kann. Weitere Beispiele für solche Begriffe im Kontext von sexualisierter Gewalt und Misshandlung sind „Sexualmorde“ und „Zwangsprostitution“. Bei letzterem geht es um Menschenrechtsverletzungen und Sklaverei im Bereich der Misshandlung und wiederholten sexualisierten Gewalt und nicht um gewerbsmäßige Sexarbeit (Prostitution), die als freiwillig angebotene Dienstleistung verstanden wird (Gerstendörfer 2007, 14ff). Auch der Begriff „Kinderschänder“, um in den Bereich der Kindesmisshandlung zurückzukommen, ist

problematisch, da er die Schande mit den Kindern – den „Geschändeten“ – verknüpft, wodurch betroffene Kinder, nicht aber der Täter oder die Täterin eine Abwertung erfahren. Ebenso irreführend ist die Bezeichnung „Pädophile“ (Kinder-liebende), die aus der Selbstbezeichnung von Pädokriminellen bzw. Pädosexuellen entstanden ist. Sexualisierte Kindesmisshandlung hat jedoch nichts mit der Liebe zu Kindern zu tun oder dass jemand besonders kinderliebend ist, weshalb auch die Bezeichnung „pädo-phil“ nicht das benennt, was es eigentlich benennen will (Gerstendörfer 2007, 14f; 46f). Monika Gerstendörfer bringt das Problem irreführender Sprachführung im folgenden Zitat auf den Punkt:

„Immer ist die verwendete Sprachführung kompatibel mit der Art und Weise, wie Opfer behandelt werden. Die Sprache ist gewissermaßen das Spiegelbild des Umgangs mit den Opfern – und entsprechend des Umgangs mit den Tätern und ihren Taten.“ (Gerstendörfer 2007, 14).

Weiters gehört ebenso der gängige Begriff des „sexuellen Missbrauchs“ zu den irreführenden und daher auch umstrittenen Bezeichnungen, da nicht das eigentliche Phänomen benannt wird. Der Begriff ‚Missbrauch‘ könnte nämlich suggerieren, dass es einen „richtigen“ sexuellen Gebrauch von Kindern geben würde. Auch das Adjektiv ‚sexuell‘ ist unpassend, da diese Form von Gewalt nichts mit Sexualität zu tun hat. Im Umkehrschluss bedeutet das allerdings nicht, dass sexualisierte Gewalt keinen Einfluss auf die Sexualität der Opfer hat, denn das hat sie oft. Es ist jedoch der Täter oder die Täterin, welche/r durch die Tat die beiden Kategorien ‚Gewalt‘ und ‚Sexualität‘ miteinander verknüpft, womit der potenziell positive Erlebnisbereich der Sexualität, an den grundsätzlich negativen Erlebnisbereich Gewalt gekoppelt wird. Das ist gleichzeitig auch das Verheerende an sexualisierter Gewalt. Für Betroffene kann es schwierig sein diese Kopplung wieder aufzulösen (Gerstendörfer 2007, 24, 29f), was auch in den Interviews der vorliegenden Forschungsarbeit zum Ausdruck kam, indem z. B. viel und ausschweifend über Probleme im Bereich der Sexualität gesprochen wurde. Vorzuziehen sind daher die Begrifflichkeiten der ‚sexualisierten Gewalt‘ oder ‚sexualisierte Kindesmisshandlung‘ (statt ‚sexueller Missbrauch‘).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass all diese gängig verwendeten Begriffe („Kinderpornografie, Kinderschänder, Zwangsprostitution, sexueller Missbrauch“) nicht beschreiben, was der Täter bzw. die Täterin tat, worin die Tat bestand oder was mit den Gewaltopfern geschieht (Gerstendörfer 2007, 28). Zudem erfolgt durch diese Begriffe eine Bagatellisierung und Verleugnung der ausgeübten Gewalt sowie eine erneute Sexualisierung der Opfer durch die Sprachführung. Hinzu kommt ein weiterer Effekt, nämlich jener der Entkriminalisierung eines Verbrechens, wodurch Täter oder Täterinnen entlastet werden und hingegen Menschenrechtsverletzungen, die gegen Kinder (oder andere Personen) begangen werden, unbenannt bleiben. Die Sprachführung kann damit als ein Abbild der gesellschaftlichen Lebenswelt verstanden werden, mit der Betroffene von sexualisierter Gewalt (in der Kindheit, aber auch in anderen Lebensphasen) neben der eigentlichen Gewalt zusätzlich leben und umgehen müssen und die sie vor weiteren Herausforderungen stellt (Gerstendörfer 2007, 30).

Diskurspositionen und Diskurse der Vergangenheit

Neben der zum Teil fragwürdigen Sprachführung im Kontext von sexualisierter Gewalt an Kindern ist es auch wichtig einen Blick auf gesellschaftlichen Diskurse der Vergangenheit zu werfen, da auch diese viel über den gesellschaftlichen Umgang mit der Thematik preisgeben. So geriet der Diskurs zu sexualisierter Kindesmisshandlung in der Vergangenheit nämlich wiederholt in „Vergessenheit“. Die Geschichte des Themenkomplexes ist damit also selbst von Verdrängung und episodischen Amnesien gekennzeichnet. An dieser Stelle muss Freud und das Krankheitsbild der „Hysterie“ erwähnt werden, welches im späten neunzehnten Jahrhundert von großem Interesse war. Das Krankheitsbild betraf vorwiegend Frauen, weshalb die Hysterie auch in ihrem Namen auf den Uterus verweist (Herman 2015 (1992), 7, 10ff), jedoch betraf die Krankheit ebenso Männer wie z.B. Freuds Bruder. Auch seine eigenen Symptome deutete er zu gewissen Zeitpunkten als Hysterie (Bange & Deegener 1996, 18f). Freud selbst stellte nach langer Zusammenarbeit mit Patientinnen in „Zur Ätiologie der Hysterie“ (1896) die „Verführungstheorie“ auf, die davon ausgeht, dass es sich bei der Hysterie um eine Traumafolgestörung handelt, die ihren Ursprung meist in sexualisierten Gewalterfahrungen hat, welche in der Kindheit stattfanden. Dabei gingen meist Väter als Täter hervor, so auch Freuds eigener Vater, der die Hysterie bei seinen Geschwistern ausgelöst hätte. Ein Jahr später widerrief er seine These allerdings wieder. Hysterie war eine verbreitete Erkrankung bei Frauen, die Vorstellung, sexuelle Misshandlung an Kindern wäre ebenfalls so verbreitet in den bürgerlichen Wiener Familien, konnte im damaligen gesellschaftlichen Milieu nicht akzeptiert werden. Aber auch für Freud selbst war seine Theorie vermutlich emotional schwer beladen. Am Ende hieß es, die Erzählungen von sexuellen Misshandlungserfahrungen wären den Fantasien der Frauen entsprungen – Freud stellte stattdessen die Theorie zum „Ödipuskomplex“ auf, womit er ebenso seinen Vater wieder als unschuldig betrachten konnte (Bange & Deegener 1996, 18ff).

Die strukturelle Verankerung dieser Form von Gewalt sowie der sexuellen Ausbeutung von Kindern zeigte sich jedoch erneut im Prozess des bekannten Architekten Adolf Loos in den Jahren 1928–1929 (Long 2015). Der dazugehörige Straftakt galt lange Zeit als „verschollen“ und tauchte erst 2015 im Zuge einer Wohnungsauflösung wieder auf (Wien Geschichte Wiki 2022). Pädosexualität schien in der Wiener Kunstszene der damaligen Zeit beinahe gängig gewesen zu sein. Eine gesellschaftliche *Aufarbeitung* dieser Thematik blieb jedoch aus und auch vom damals bekannten „Kinderstrich“ beim Prater spricht heute niemand mehr (Long 2015; Ö1 ORF 2017).

Das Thema der sexualisierten Kindesmisshandlung geriet so für einige Zeit wieder in „Vergessenheit“ und wurde erst in den 1980er Jahren im Zuge der Frauenbewegungen „wiederentdeckt“. Angestoßen durch die Frauenbewegung kam es Mitte der 1970er Jahre vermehrt zur Durchführung und Förderung von Studien, die sich mit Formen „privater“ Gewalt auseinandersetzten, Gewalt gegen Frauen aufzeigten und auf Vergewaltigungen sowie häusliche Gewalt aufmerksam machten. Diese „private“ Gewalt richtete sich vorwiegend gegen Frauen, ebenso jedoch auch gegen Kinder, wodurch das Thema der

sexualisierten Kindesmisshandlung wieder aufgegriffen wurde (Herman 2015 (1992), 30f; Bange & Deegener 1996, 36f).

Ab dem Jahr 2010 kam es (in Deutschland) zu Aufdeckungen von sexuellem Missbrauch in pädagogischen Institutionen, was zu öffentlichen Debatten und einer weiteren Welle an Forschung zu diesem Thema geführt hat (Helfferich et al. 2016, 1f). Auch in Österreich kam es zu zahlreichen medialen Aufdeckungen von sexueller (Kindes-)Misshandlung, wie etwa 2008 im Fall Fritzl, in dem der Täter Josef Fritzl seine (jugendliche) Tochter 24 Jahre lang in einem Kellerverließ gefangen gehalten und mit ihr sieben Kinder gezeugt hatte. Aus dem Jahr 2009 ist die „Operation Geisterwald“ zu erwähnen, 2012 äußerten sich Betroffene, die in den 1970er-bis 1990er-Jahren Misshandlungen mitunter sexualisierte Art im Benediktiner Stift Kremsmünster erfahren hatten und auch der 2006 aufgedeckte Fall Natascha Kampusch ist an dieser Stelle zu nennen.

Der tabuisierte Diskurs zu sexualisierter Kindesmisshandlung steht, wie sich schon am Beispiel Freud zeigte, in engem Zusammenhang mit der Entwicklung von Forschung in diesem Bereich. Neben der Verdrängung des öffentlichen Diskurses zu sexualisierter Gewalt an Kindern fanden ab den 1970er-Jahren neben der Frauenbewegung auch Forderungen pädosexueller Bewegungen in gesellschaftlichen Diskurspositionen Einklang. Diese pädosexuellen Positionen hatten ab den 1970er- bis in die 1990er-Jahren zum Ziel, Pädosexualität zu legitimieren. Maike Sophia Baader (2017) zeigte in „Zwischen Enttabuisierung und Entgrenzung. Der Diskurs um Pädosexualität und die Erziehungs-, Sexual- und Sozialwissenschaften der 1970er bis 1990er Jahre“ auf, dass dieser Diskurs weit in die Wissenschaften hineinreichte. Am 10. März 1985 wurde sogar die „gewaltfreie Sexualität“ zwischen Erwachsenen und Kindern auf dem Lüdenscheider Parteitag der nordrhein-westfälischen Grünen in das Wahlprogramm aufgenommen (Kraft 2015, 113). Auch die Grünen-Vorgängerpartei ALW (Alternative Liste Wien) war 1984 in der Zeitschrift „netzwerk“ dafür eingetreten, Sex mit Minderjährigen zu legalisieren, wie unter anderem das Nachrichtenmagazin „Kurier“ berichtete. In der Zeitschrift „netzwerk“ sei damals folgender Passus abgedruckt gewesen:

„Noch immer existieren in Österreich diskriminierende Gesetze gegen sexuelle Kommunikation der Kinder mit Erwachsenen (StGB): § 206 ‚Beischlaf mit einer unmündigen Person‘; § 207 ‚Unzucht mit Unmündigen‘. Wir verlangen die sofortige und ersatzlose Streichung aller Gesetze, die die Einschränkung, Reglementierung oder diskriminierende Unterdrückung der Sexualität bedeuten. In Handlungen sexueller Kommunikation, die dem freien (auch nicht durch Abhängigkeit erzwungenen) Einverständnis aller Beteiligten (also auch der Kinder) entspringen, darf kein demokratischer Gesetzgeber sich einmischen, weil Gesetze zur Reglementierung der Sexualität nicht das bewirken, was sie vorgeben zu bewirken.“ („Netzwerk“ 1984 zit. nach Kurier 22.09.2013)

Sexualisierte Kindesmisshandlung und sexuelle Ausbeutung von Kindern hat eine historische Kontinuität, für die es schon seit der Antike Aufzeichnungen gibt (Bange & Deegener 1996, 11; 39). Die Glaubwürdigkeit der betroffenen Kinder, wurde dabei stetig angezweifelt, wie sich das exemplarisch bei der Theorie des „Ödipuskomplexes“ oder gegenwärtig beim „False-Memory-Syndrom“ zeigt. Bange & Deegener fassten schon 1996 die (Forschungs-)Geschichte zu sexualisierter Gewalt an Kindern folgendermaßen zusammen: „Auf jeden Versuch, sexuelle Gewalt gegen Kinder zu problematisieren, folgte immer der Versuch, die Realität sexuellen Mißbrauchs an Kindern zu leugnen.“ (Bange & Deegener 1996, 39) Daran hat sich auch fast 30 Jahre später nichts grundlegend geändert. Für weitere Ausführungen der Forschungsgeschichte zu sexualisierter Gewalt an Kindern und den gesellschaftlichen Diskursen zum Themenfeld im historischen Verlauf siehe z.B. den Beitrag von Bange (2016, 33ff) im „Forschungsmanual Gewalt“.

2.2 Kindheit im Tatkontext Familie

„Wer als Kind in der Familie sexuelle Gewalt erleiden musste, berichtet oft von dem Gefühl, allein auf der Welt zu sein. Anders als für Betroffene aus einer Schule oder einem Sportverein ist es für Betroffene aus Familienzusammenhängen ungleich schwerer, sich mit anderen zusammenzuschließen und auszutauschen. Zudem war die Bedeutung der Familie als Tatkontext im öffentlichen Bewusstsein seit 2010 [...] weniger präsent als medial aufmerksam verfolgte Gewaltberichte [...].“ (Andresen et al. 2021, 18)

Wie das Zitat von Andresen et al. (2021) andeuten soll, wird im Folgenden auf das Spezifische des Tatkontextes Familie als Ausgangsort von sexualisierter Gewalt eingegangen. Zwar zeigte sich schon in der Zeit Sigmund Freunds, dass sexualisierte Gewalt an Kindern häufig im familiären Kontext stattfindet, thematisiert wird das im Verhältnis dazu und im Vergleich zu anderen Tatkontexten jedoch eher selten. Was jedoch alle Kinder und Jugendlichen gemeinsam haben ist, dass sie auf Erwachsene insbesondere auf jene, innerhalb ihrer Familie angewiesen sind. Das bedeutet, sie können sich nicht allein, bzw. nur sehr schwer selbst aus familiären Gewaltverhältnissen befreien, da dies schon aus strukturellen Gründen kaum möglich ist. Neben der existentiellen Bindung an die Erwachsenen, streben Kinder und Jugendliche darüber hinaus nach Selbstbestimmung, Entscheidungs- und Handlungsspielräumen, also nach Freiräumen (Andresen et al. 2021, 16f). Sind Kinder und Jugendliche von sexualisierter Gewalt in der Familie betroffen, so wird beides, ihr Bedürfnis nach Fürsorge und Liebe sowie das nach Selbstbestimmung, verletzt (ebd.).

Aus einer österreichischen qualitativen Studie von 2013 bis 2016 mit dem Titel „AuP“ („Aufdeckung und Prävention von sexualisierter Gewalt gegen männliche Kinder und Jugendliche“) gingen Erkenntnisse hervor, die auf Besonderheiten im Tatkontext Familie hindeuten, auf die an dieser Stelle etwas

ausführlicher eingegangen werden soll. In dem Forschungsprojekt wurden *Aufdeckungsverläufe* bzw. *Offenlegungsprozesse* von männlich gelesenen Personen analysiert, die in ihrer Kindheit und/oder Jugend von sexualisierter Gewalt betroffen waren. Dabei wurde unter anderem der Frage nachgegangen, was Betroffenen hilft die widerfahrene sexualisierte Gewalt aufzudecken. Mithilfe qualitativer Interviews mit Betroffenen und mit den von ihnen als hilfreich benannten Beteiligten am Aufdeckungsprozess wurden diese Fragen beantwortet. Zu diesen Beteiligten zählten Personen aus privaten und professionellen Kontexten sowie Forscher*innen (Scambor 2017, 71f). Es wurden 31 Aufdeckungsverläufe von ehemals betroffenen Männern skizziert und vergleichend analysiert. Interessant sind hierbei insbesondere die Grundmuster-Typen des Zusammenwirkens von Erinnerung und Einordnung der sexualisierten Gewalterfahrungen, die in der Studie gefunden wurden. Die drei Typen unterscheiden sich darin wie und wann die sexualisierten Misshandlungen erinnert werden konnten sowie wie und wann diese auch als solche eingeordnet werden konnten (ebd.).

1. „*Nicht zugänglich: später erinnert – später eingeordnet*“ ist dabei der erste Typus, indem beschrieben wird, wie sechs betroffene Aufdeckungsverläufe von Phasen des Nicht-Erinnerns der sexualisierten Gewalterfahrungen gekennzeichnet waren. Damit ist gemeint, dass in dieser Zeit die sexualisierten Gewaltwiderfahrnisse der bewussten Wahrnehmung nicht zugänglich waren, d. h. nicht erinnert werden konnten. Der Kontext der Gewalt unterscheidet sich insofern von den anderen Gruppentypen, als die sexualisierte Gewalt im familiären Umfeld stattfand und zusätzlich von anderen Misshandlungsformen erzählt wurde. Hervorzuheben ist hierbei, dass sich diese Betroffenen immer an die Misshandlungen im Bereich der physischen und psychischen Gewalt erinnern konnten, während die sexualisierte Gewalt erst zu einem späteren Zeitpunkt erinnert wurde. Der Schluss liegt also nahe, dass sexualisierte Gewaltwiderfahrnisse innerhalb der Familie besonders schwer mit bewussten Auseinandersetzungen bewältigt werden können. Zum Teil wurden sie nämlich erst 15 bis 40 Jahre später überhaupt erst wieder erinnert. Dieses Wiedererinnern wurde von den Betroffenen beschrieben als plötzlich über sie hereinbrechende Eindrücke beschrieben, die zum Beispiel durch Gerüche, visuelle oder körperliche Erfahrungen ausgelöst wurden. Die damit einhergehenden Bilder und Gefühle waren für die Betroffenen anfangs häufig nicht verständlich und mussten erst in einen Sinnzusammenhang gebracht werden, womit erst in weiterer Folge ein Einordnen sowie das Begreifen des Geschehenen als sexualisierte Gewalterfahrung möglich wurde. (Professionelle) Unterstützung von außen war dafür in vielen Fällen nötig. In dieser Gruppe von Betroffenen wurde nicht von Offenlegungen während Kindheit und Jugend berichtet, was bedeutet, dass die betroffenen Kinder bzw. Jugendlichen niemandem von ihren Erfahrungen erzählten. Dennoch gab es Hinweise darauf, die eine Aufdeckung durchaus möglich gemacht hätten. Diese Hinweise waren gesundheitliche Probleme und/oder Verhaltensauffälligkeiten, die zu Kontakten mit dem professionellen Hilfesystem (z. B. Kinderärzt*innen) geführt haben. Allerdings haben die professionellen Kontakte bei keinem Fall dazu beigetragen, die sexualisierte Gewalt zu beenden oder aufzudecken (Scambor 2017, 77).

2. „Zugänglich: immer erinnert – immer eingeordnet“: In dieser zweiten Gruppe von sieben Betroffenen konnte sich kontinuierlich an die sexualisierte Gewalt erinnern werden und diese auch als solche eingeordnet werden. Kennzeichnend für diese Gruppe ist der große Anteil außerfamiliärer Einzeltäterschaft (z. B. außerhäusliche Betreuungspersonen), wobei in allen Fällen Männer und männliche Jugendliche als Täter beschrieben wurden. Es kam bei einem Teil dieser Betroffenen zu intendierten und/oder nicht-intendierten Offenlegungen in Kindheit oder Jugend, indem sich die betroffenen Personen im sozialen Nahraum (z. B. Familienmitglieder) anvertraut haben. Jedoch führte keine dieser Offenlegungen zur Beendigung der sexualisierten Gewalt. Auffallend an dieser Betroffenenengruppe ist das Durchschnittsalter von 34 Jahren, womit sie im Durchschnitt deutlich jünger als die anderen beiden Gruppen sind (Scambor 2017, 77f).

3. „Teilweise zugänglich: immer erinnert – später eingeordnet“: Die größte Betroffenenengruppe mit 18 Männern zeichnet sich dadurch aus, dass die Gewaltwiderfahrnisse zwar immer erinnert wurden, die Einordnung als ‚sexualisierte Gewalt‘ aber erst zu einem späteren Zeitpunkt erfolgte. Diese Einordnung als sexualisierte Gewalterfahrung konnte vier bis sogar 50 Jahre dauern und wurde durch bestimmte Anlässe oder neue Erfahrungen angestoßen. Dazu zählten etwa der Erwerb von explizitem Wissen zu der Thematik, z. B. im Rahmen von Ausbildungen in der Sozialen Arbeit oder auch veränderte Lebenssituationen wie Umzüge oder intime Beziehungen. Der Anteil außerfamiliärer Täter*innenschaft (z. B. Betreuer*innen in Kinderheimen, Sportvereinen oder Ferieneinrichtungen, Ordensschwwestern) war auch in dieser Betroffenenengruppe vergleichsweise groß. Dabei ging in den meisten Fällen die sexualisierte Gewalt von Männern (bzw. männlichen Jugendlichen) aus und in sechs Fällen von Frauen. Auch wenn die Einordnung der Widerfahrnisse als sexualisierte Gewalterfahrung zu einem späteren Zeitpunkt erfolgte, wurde von intentionalen Offenlegungen über die Gewaltvorkommnisse in Kindheit oder Jugend berichtet. Inwieweit dabei über die sexualisierte Gewalt gesprochen wurde, blieb jedoch unklar. Zur Beendigung der Gewalt führten die Offenlegungsversuche ebenfalls nicht, in einigen Fällen führten sie sogar zu einer Verschärfung der Kontrolle und Gewalt durch die Täter*innen (Scambor 2017, 78).

In der Studie wurde also deutlich, dass die Bewältigung von sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit im familiären Kontext mit einer besonderen Schwierigkeit bezüglich der bewussten Auseinandersetzung gekennzeichnet ist. Das bedeutet, die sexualisierten Gewaltwiderfahrnisse im familiären Kontext (im Unterschied zu anderen Formen von Gewalterfahrungen innerhalb der Familie) wurden öfter als in anderen Kontexten phasenweise nicht erinnert, weshalb es nahe liegt, dass auch das Sprechen darüber mit besonderen Hürden verbunden ist. Zudem scheinen Offenlegungsprozesse während der Kindheit bzw. Jugend (dem Tatzeitpunkt der Gewalt) weniger wahrscheinlich zu sein als in anderen Tatkontexten.

Ein tieferes Verständnis speziell für das Spezifische des Tatkontexts Familie als Ort sexueller Gewalt hatte eine 5-jährige Studie der „Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen

Kindesmissbrauchs“ (Andresen et al. 2021, 9f) in Deutschland zum Ziel. Laut den Autor*innen der Studie ist Forschung zu sexualisierter Kindesmisshandlung im familiären Kontext auch im internationalen Vergleich eher selten, dazu schreiben sie:

„Die Marginalisierung bestimmter Betroffenengruppen, Tatkontexte und Gewaltformen wie sexualisierte Gewalt wird auch in der sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung problematisiert. Thomas Hoebel und Eddi Hartmann (2020b) nennen dies die „Schweigsamkeit der Gewalt“, die in privaten und durch generationale Machtordnungen geprägten Räumen verortet ist und durch einen Mangel an Forschungsvorhaben und Erkenntnisinteressen in wissenschaftlichen Kontexten verstärkt wird.“ (Andresen et al. 2021, 12)

Die Marginalisierung dieses Tatkontexts mag im ersten Moment vielleicht verwundern, da ein hoher Anteil der sexualisierten Gewalttaten in Familien stattfindet. Familie ist jedoch auch ein „Privatraum“ der Gesellschaft. Laut den Autor*innen der Studie wird durch die Scheu, in eben diesen Privatraum einzudringen, die eigentlich notwendige öffentliche Sensibilisierung für Risiken im Privatraum Familie verhindert (Andresen et al. 2021, 7). Es scheint als stünde das Recht auf Privatsphäre dem Schutz von Kindern und Jugendlichen gegenüber. Hinzu kommt die gesellschaftlich tief verankerte Überzeugung, dass die Herkunftsfamilie der beste Ort für ein Kind wäre (Andresen et al. 2021, 7). Warum sich so viele Menschen sexuelle Gewalt in der Familie nicht vorstellen können, beantworten die Autor*innen der Studie zusätzlich durch historische Ursachen, was einerseits am Zweifel der Aussagen von Kindern und andererseits im gesellschaftlich verankerten Zögern, sich in „Familiengelegenheiten“ einzumischen liegt, weil sie als Privatangelegenheiten gelten (Andresen et al. 2021, 42). Kinder wurden zudem lange als ausschließlicher Teil (bzw. Besitz) ihrer Herkunftsfamilie gesehen und nicht als eigenständige Subjekte mit Grundrechten. Die Anerkennung von Kinderrechten ist daher ein zentraler Schritt, der über eine juristische Verankerung hinausgehen muss (Andresen et al. 2021, 44f).

Die Studie der UKASK berücksichtigt durch ihre kindheitstheoretische Rahmung die kindliche Notwendigkeit zu vertrauen die mit der Abhängigkeit zu ihren Familien einhergeht (Andresen et al. 2021, 42). Gewalt in Familien kann daher keine Privatangelegenheit sein, insbesondere nicht, wenn sie sich gegen Kinder richtet, die sich kaum alleine schützen oder sich selbst aus dem Tatkontext befreien können (ebd.). Ausgeblendet wird dabei die gesellschaftliche Dimension der Institution Familie, die in der modernen wohlfahrtsstaatlichen Gesellschaft spezifische Aufgaben und Funktionen zugeschrieben bekommen hat, etwa, dass sie als Lebensort von Kindern verstanden wird in welchem sie versorgt werden (Andresen et al. 2021, 44f). Die generationale Ordnung in Familien, also das Verhältnis zwischen Jüngeren (Kindern) und Älteren (Eltern) stellen zudem Rahmenbedingungen dar, die Unrecht in der Erziehung legitimierbar sowie unsichtbar machen (Andresen et al. 2021, 16f).

Als ein weiteres spezifisches Charakteristikum von Familie als Tatkontext führen die Autor*innen der Studie an, dass es besonders schwer ist die eigene Familie zu verlassen, aus dieser auszusteigen und Bindungen zu kappen. Das Abbrechen dieser ersten Beziehungen ist nicht nur emotional schwierig, sondern die Herkunftsfamilie bleibt ein existentieller Teil der Biografie, zu der man sich immer wieder verhalten muss und auf die man immer wieder im Lebensverlauf zurückgeworfen wird. Deswegen ist es wichtig, die Komplexität von sexualisierter Gewalt in der Familie zu thematisieren und familiäre Gewaltstrukturen- und potenziale in das gesellschaftliche Bewusstsein zu rücken (Andresen et al. 2021, 8; 11).

Schon in den 1980er Jahren zeigten Studien unter anderem des US-amerikanischen Gewaltforschers David Finkelhor (Finkelhor et al., 1983) in „the dark side of families“ das Gewaltpotential von Familien auf, weshalb es nahe liegt, Familie als einen „gefährlichen“ Ort von Kindheit betrachten zu können. Der soziale Nahraum birgt ähnlich wie bei ‚Gewalt gegen Frauen*‘ also auch für Kinder das größte Risiko in sich Gewalt zu erfahren. Das Spezifische von Familie als Tatort von sexualisierter Gewalt in der Kindheit als Zusammenfassung der Erkenntnissen der Arbeit der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs (UKASK) findet sich bei Andresen & Demant (2022, 31f) .

2.2.1 Exkurs: Tabu – Inzesttabu

Da im Kontext von sexualisierter Gewalt gegen Kinder immer wieder der Begriff des Tabus fällt und dieser aus soziologischer sowie psychosozialer Sicht von besonderer Bedeutung ist, soll in diesem Exkurs darauf Bezug genommen werden. Ein Tabu kann grundsätzlich als ein im hohen Maße sozial und kulturell geprägtes Phänomen verstanden werden (Streble et al. 2008, 11), das als Verhaltenseinschränkung dient. Es hat „Sollnormcharakter“, welcher meist ethisch begründet wird (Reutner 2009, 10). Tabus verhindern aber auch, dass ein Diskurs zur tabuisierten Thematik geführt wird, da *man* über diese nicht spricht.

Um doch über tabuisierte Themenbereiche Sprechen zu können, gibt es beispielsweise die Möglichkeit Euphemismen zu verwenden, welche eine indirekte Thematisierung ermöglichen (Reutner 2009, 19). Pädosexualität und sexuelle Handlungen mit Kindern nicht nur gesetzlich verboten, sondern auch gesellschaftlich tabuisiert und verpönt. Das hat zur Folge, dass über das Thema so weit wie möglich geschwiegen wird. Kommt es doch zur Sprache, gelten bestimmte kommunikative Regeln. So wird auf z.B. auf Pressemeldungen mit stark entsetzten Reaktionen geantwortet (Streble 2008, 69), die auch in den Kommentarspalten der Sozialen Medien auf solche Meldungen zu beobachten sind (z.B. Appelle nach „Todesstrafen“, „Zwangskastration“, sich übergebende Emojis, etc.).

Tabus sind daher auch politische Vereinfachungen, weil sie differenzierte Beobachtungen und Analysen ersparen und bestimmte Auseinandersetzungen überflüssig machen. In diesem Sinn erfüllen Tabus eine politische und soziale Funktion. Vor allem aber sollen Tabus potentiell Schmerzhaftes oder Gefährliches verdecken und so vor dem Diskurs des Themas schützen (Pelinka 1994, 21), weshalb anders formuliert Tabuisierungen interpersonelle und institutionelle Abwehr- und Bewältigungsmechanismen darstellen (Kraft 2015, 46f). Als psychodynamische Definition können Tabus als „Meidungsgebote zwecks Regelung des sozialen Zusammenlebens“ (Kraft 2015, 46) verstanden werden. Diese Meidungsgebote für bestimmte Verhaltensweisen (Sprach-, Berührungs- und Handlungstabus) sind bei Nichtbeachtung mit starken sozialen Konsequenzen bis hin zur sozialen Ausgrenzung verbunden (Kraft 2015, 47). Die Struktur des Tabus ist somit sowohl im Individuum als auch in der Gesellschaft eine angelegte „Bewältigungsstrategie“, die sowohl intrapsychisch, als auch in Interaktionen „starke seelische Kräfte“ freisetzen kann. Tabuthemen und Gleichgültigkeit schließen sich daher aus, denn Tabuthemen sind stets stark affektiv besetzt (Kraft 2015, 46f). Tabus haben damit eine enorme soziale Macht.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Tabus und Tabuisierungen eine gesellschaftliche Funktion erfüllen, die jedoch auch eine notwendige Auseinandersetzung mit der Thematik verhindern. Oftmals wird Pädosexualität und Pädokriminalität als das „stärkste“ gesellschaftliche Tabu bezeichnet, weshalb in diesem Kontext das als universell geltende Inzesttabu nicht unerwähnt

bleiben soll (Für eine genaue Ausführung siehe Günter Dux 2019 (1994) „Geschlecht und Gesellschaft – Warum wir lieben“). Tabuisiert wird gesellschaftlich dabei vor allem die Häufigkeit des Inzesttabu-Bruchs (Kraft 2015, 13), weshalb es sich eigentlich um die Tabuisierung eines Tabubruchs handelt (Kraft 2015, 109). Der Soziologe Dux zeigt auf, dass die Herausbildung der Organisationsform Familien mit der universellen Herausbildung des Inzesttabus einherging, welches sexuelle Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, sowie zwischen gegengeschlechtlichen Geschwistern tabuisiert und verbietet. Auch bei diesem universellen Tabu lassen sich Ausnahmen von der Regel finden (Dux 2019 (1994), 145f), auf die an dieser Stelle jedoch nicht weiter eingegangen werden soll. Als soziologische Erklärung für das universelle Wirken des Inzesttabus haben sich funktionalistische Erklärungsansätze durchgesetzt, die besagen, dass das Inzesttabu einen entscheidenden Beitrag für die Organisation von Gesellschaften leistet. Inzest würde damit das definierte familiäre Beziehungsgefüge und das Verwandtschaftssystem durcheinander bringen (Dux 2019 (1994), 150f). Eine tragendere Erklärung des Inzesttabus liefert allerdings eine historisch-genetische Rekonstruktion: Jede Kultur beginnt mit der primären Dyade, der Mutter-Kind-Dyade (Elter-Kind-Dyade). Der Prozess des Autonomiegewinns im Zuge des Heranwachsens veranlasst Tochter und Sohn dazu sich nach außen zu wenden. Intimität und Sexualität mit einem Elternteil würde diesem Autonomiegewinn widersprechen und eine Regression darstellen. Sie sind dem Ablösungsprozess zuwider, was eine Erklärung für die Inzest-Barriere sein kann. Für Eltern gilt ähnliches: Auch diese ziehen ihre Kinder mit der Absicht groß, sie autonom werden zu lassen, zumindest in einer idealeren Welt. Der Ausschluss der Eltern als Sexualpartner*innen folgt daher einer quasi natürlichen Entwicklung und wird folglich als widernatürlich stigmatisiert (Dux 2019 (1994), 150-156). Die Verletzung von Regeln, die „normalerweise“ von selbst befolgt werden (wie es beim Inzesttabu der Fall ist), ist um so gravierender, je fundamentaler die gebrochene Regel für die Gesellschaft. Die Verletzung der Inzesttabu-Regel ist gemessen an ihrer Respektierung selten, weshalb sie auch als schwerer Tabubruch gilt (Dux 2019 (1994), 154). Das Inzesttabu zwischen Geschwistern kann als Ausweitung des Eltern-Kind Inzesttabus verstanden werden (Dux 2019 (1994), 159).

Das Inzesttabu, also das Tabu von Pädosexualität und sexualisierter Gewalt an Kindern, ist grundsätzlich als positiv zu bewerten. Das Problem ist, dass dieses eigentlich sinnvolle Handlungstabu sich zu einem Schweigegebot bzw. Sprechtabu bezüglich sexualisierten Gewalterfahrungen (in der Kindheit) entwickelt hat. Damit wird es zum Stigma für die Betroffenen. Debatten und Forschungen, die von der Frauenbewegung angestoßen wurden haben aufgezeigt, dass gerade die bürgerliche Familie und das damit verbundene Konzept von Privatheit zur Tabuisierung von sexueller Gewalt gegen Frauen und Kinder geführt hat (Andresen et al. 2021, 16). Andresen et al. schreiben dazu:

„Mehr noch als mit Schweigsamkeit ist sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Jugendliche bislang mit Tabuisierung und Tabus belegt worden. Vielfach wird eingefordert, dies zu brechen,

auch weil Täter und Täterinnen es sich zunutze machen. Denn ein Tabu überwinden zu müssen, erschwert betroffenen Menschen – Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen –, die Tatvorgänge zu verstehen, einzuordnen und zu thematisieren.“

(Andresen et al. 2021, 16)

Ulrike Loch, die ebenfalls anhand narrativer Interviews zu sexualisierter Gewalt im Nationalsozialismus forschte, schreibt dazu, dass Tabus die Täter und Täterinnen schützen und „den Opfern individualisierter sexualisierter Gewalt die Sprache nehmen und sie damit von Teilen ihrer Lebensgeschichte entfremden“ (Loch 2008, 59).

2.3 Trauma als Prozess und psychosoziales Phänomen

Da der Begriff des (psychischen) *Traumas* sich bei zwei der für diese Arbeit interviewten Frauen als zentral herausgestellt hat und die Thematik sexualisierte Kindesmisshandlung beinahe zwingend das Konzept von Trauma aufwirft, wird sich das folgende Kapitel diesem Phänomen widmen. Dabei soll Trauma nicht nur als individualisiertes Körper-Psyche-Konzept verstanden werden, sondern erläutert werden, warum es wichtig ist, *Trauma* als ein prozessuales und psychosoziales Phänomen zu begreifen, bei dem gesellschaftliche Dimensionen mitgedacht werden müssen.

Trauma bedeutet „Verletzung“ und verweist auf eine psychische Ausnahmesituation, die durch ein überwältigendes, extrem erschütterndes Ereignis (oder mehrere), das die individuellen Bewältigungsmechanismen einer Person übersteigt (Levine 2011, 55ff). Mit anderen Worten beschreibt der Begriff Trauma die tiefe Erfahrung „ge-stört“ oder „ver-stört“ worden zu sein (Levine 2011, 55). Bei drohender Gefahr – diese kann eine sexualisierte Gewaltsituation sein – reagieren Menschen, wie Tiere mit „Angriff“ oder „Flucht“. Ist beides (etwa bei einem sexuellen Übergriff) nicht möglich, erstarren Individuen („vor Angst wie gelähmt“ oder „starr vor Schreck“ sein) oder brechen in überwältigender Hilflosigkeit zusammen („Totstellen“). Diese Überlebens- und Stressreaktion, die im Körper vonstattengeht hat auch noch eine weitere wichtige Funktion: Sie verändert den Bewusstseinszustand hin zu einer Betäubtheit, in welcher Schmerz und Schrecken gedämpft werden. Das Individuum wird somit von der Situation distanziert, um sie erträglicher zu machen. Diese Zustände bezeichnet man als Dissoziation (Levine 2011, 73-75). In so einem Zustand werden die überwältigenden Erlebnisse nicht wie gewöhnliche Erlebnisse verarbeitet und integriert, weshalb es zu Amnesien, Teilamnesien oder fragmentierten Erinnerungen kommen kann. Traumatische Erlebnisse können damit zu komplexen Veränderungen im Nervensystem führen, wie beispielsweise zu Problemen in der Regulation von Stresshormonen. Des Weiteren kann es im Gehirn zu Veränderungen im Hippocampus und der Amygdala kommen und als Folge der überflutenden Stresserlebnisse deren Zusammenarbeit gestört werden. Der Hippocampus ist dafür zuständig Erinnerungen in das Langzeitgedächtnis zu überführen. Die Amygdala hingegen ist das „Angstzentrum“, das Ereignisse mit Emotionen verknüpft. Nach Traumatisierungen ist die Amygdala

oft aktiver oder größer und sucht die Umgebung ständig nach Gefahren ab, da nicht zuordenbare Erinnerungen oft eine Art Eigenleben entwickeln (Stahlschmidt 2018). In weiterer Folge kann sich eine „(komplexe) posttraumatische Belastungsstörung“ bis hin zu einer „Dissoziativen Identitätsstörung“ (und/oder andere psychische sowie körperliche Erkrankungen) entwickeln. Hierbei ist jedoch entscheidend, was nach und vor dem Trauma passiert: So sind der Umgang von Umfeld und Gesellschaft mit den Themen Traumatisierung und sexualisierter Gewalt von großer Relevanz für das zukünftige Wohlbefinden der Betroffenen (Kavemann et al. 2016, 25).

Im Kontext von familiärer sexualisierter Gewalt an Kindern soll an dieser Stelle noch auf die „Betrayal Trauma Theorie“ von Jennifer Freyd (1997) Bezug genommen werden. In dieser Theorie zeigt Freyd auf, dass neben überwältigender Angst und Hilflosigkeit, Verrat einen ebenso großen Einfluss auf den Schweregrad der Traumatisierung hat. Dieser traumatische Verrat durch nahestehenden Personen geht mit besonders langfristigen und ausgeprägten Folgen einher. Die Abhängigkeit von Kindern kann dabei verhindern, dass diese den Verrat als solchen erkennen. Der erfahrene Verrat kann dabei ein Grund für nicht zugängliche Erinnerungen darstellen, wodurch das Kind die überlebensnotwendige Beziehung zum Täter oder zur Täterin (z. B. einem Elternteil) aufrechterhalten kann (Lutz 2018, 25). Die Psychologin und Traumaforscherin Jennifer Freyd erlitt in ihrer Kindheit selbst sexualisierte Gewalt durch ihren Vater. Ironischerweise waren es ihre Eltern, welche die „False Memory Syndrom Foundation“ in den USA gründeten, nachdem Jennifer Freyd sie privat mit der sexuellen Gewalt konfrontiert hatte. Die Stiftung richtet sich an Eltern, welche von ihren Kindern „fälschlicherweise“ des sexuellen Missbrauchs beschuldigt werden (Lutz 2018, 26f).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass traumatische Gewalterlebnisse, insbesondere wenn sie in der Kindheit von nahestehenden Personen ausgehen, oftmals abgespalten und dem Bewusstsein unzugänglich abgespeichert werden. Es handelt sich um einen psychischen Schutzmechanismus. Amnesien oder Teilamnesien, die durch das Stresserlebnis von der Gewalterfahrungen entstehen, können zusätzlich durch ein Nicht-Vorhandensein von Worten für die erfahrene Gewalt (gerade bei Kindern), sowie durch gesellschaftliche und soziale Tabuisierungen verstärkt werden. Details von dem Gewalterleben kann auch in den Bereich der Sprachlosigkeit abrutschen oder es waren überhaupt noch nie Worte für das Erlebte vorhanden, insbesondere, wenn die Betroffenen noch sehr jung waren (Kavemann 2016, 53f). Betroffene können ebenso Schwierigkeiten haben, ihre Erfahrungen zu einer einheitlichen Gestalt zusammenzuführen, also sie zu einer erzählbaren Geschichte zusammenzufassen. All das stellt oft ein Problem bei Gerichtsverhandlungen dar und macht das Sprechen darüber sowie Forschung dazu herausfordernd (Kavemann 2016, 54).

Der Begriff *Trauma* muss jedoch auch kritisch betrachtet werden. Der Begriff ist beinahe gleichbedeutend mit der Diagnose „Posttraumatische Belastungsstörung“, was durch die Vorherrschaft psychiatrisch-medizinischer Traumadiskurse erklärt werden kann. Einerseits wird damit zwar anerkannt, dass

Gewalt schwere Folgen hat, andererseits ist damit eine Pathologisierung der Betroffenen verbunden, die dadurch als „psychisch krank“ oder „gestört“ betrachtet werden (Brensell 2017, 133f). Das eigentliche Problem daran ist, dass so politisch-gesellschaftliche Dimensionen der Verursachung und Bearbeitung von Trauma übersehen werden. Um Gewaltfolgen zu verstehen, darf Trauma nicht nur als individuelle Pathologie verstanden werden. Es muss im Spannungsfeld gesellschaftlicher Zusammenhänge sowie struktureller, sozialer und personeller Gewalt begriffen werden (Brensell 2017, 133ff). Dabei sind gerade bei *man-made-desasters* – also Traumata, die in Form von Gewalt durch anderen Menschen ausgeübt werden – Machtverhältnisse von großer Bedeutung, bzw. sind gesellschaftliche und soziale Bedingungen für das traumatische Erleben nicht nur verursachend, sondern auch aufrechterhaltend. Die Ausblendung dieser gesellschaftlich-sozialen Dimensionen führt zwangsweise zu einer Individualisierung und Pathologisierung von Gewaltverhältnissen sowie deren Gewaltfolgen, was ebenfalls eine individuelle Bewältigung erschwert (Brensell 2017, 135f).

„Das Deutungsmonopol einer medizinischen oder psychiatrischen Sicht auf Traumata mit seiner Diagnostik und seinen Behandlungsvorstellungen nimmt vor allem die Störung bei den Einzelnen in den Blick. Politische, gesellschaftliche und soziale Machtverhältnisse, die Gewalt hervorbringen, und die dazu beitragen, dass Gewalterfahrungen nicht oder nur schwer zu bearbeiten sind, werden ausgeblendet.“ (Brensell 2017, 136)

Sinnvoller ist es daher, Trauma als einen traumatischen Prozess (auch *sequentielle Traumatisierung*, angelehnt an Becker 2014 (2006) und Keilson 2005) zu verstehen, bei dem politische und gesellschaftliche Verhältnisse mitgedacht werden. Der traumatische Prozess ist also nicht durch ein einzelnes Ereignis – dem Gewalterlebnis – gekennzeichnet, sondern durch eine Sequenz von mehreren Ereignissen. Mit anderen Worten bedeutet das, dass entscheidend für die Entstehung von psychischen Schwierigkeiten nicht alleinig die Schwere und Intensität des Traumas bzw. des Gewalterlebnisses an sich ist. Bedeutsamer ist, welche Erfahrungen auf die traumatischen Erfahrungen folgen. Die Betrachtung von Trauma als psychosozialen Prozess führt dazu, dass gesellschaftliche Dimensionen nicht ausgeblendet werden (Brensell 2017, 139ff).

Der Begriff Trauma kann von Betroffenen aber auch dazu genutzt werden, nicht von der sexualisierten Gewalterfahrung an sich sprechen zu müssen. Auch ist im Traumabegriff die Anerkennung von Leid und erfahrenem Unrecht implizit enthalten, weshalb es nachvollziehbar ist, dass der Begriff im Diskurs zu (sexualisierter) Gewalt an Kindern häufig Verwendung findet.

2.4 Zwischenfazit: Zur Verflechtung von kollektiven Diskursen und individuel- lem zur Sprache bringen

So wie das Ausmaß eines psychischen Traumas nicht alleinig auf das Individuum mit seinen „Ressourcen“ zurückzuführen ist, ist auch das Sprechen über sexualisierte Gewalterfahrungen, die in der Kindheit erlebt werden mussten mit sozialen und gesellschaftlichen Bedingungen verbunden. Das Phänomen des *zur Sprache bringens* ist daher als ein interaktiver Prozess zwischen Individuum und öffentlichem Diskurs zu verstehen (vgl. Kavemann et al. 2016, 30).

Gabriele Rosenthal argumentiert diesbezüglich, dass eine Biografieanalyse gewissermaßen immer auch eine Form der Diskursanalyse ist, weil gesellschaftliche, institutionelle und gruppenspezifische Regeln – also die Regeln unterschiedlicher Diskurse – vorgeben, was wann, wie, wo und von wem thematisiert werden darf (Rosenthal 2015, 201), weshalb die Forschungsarbeit einen biografietheoretischen Zugang gewählt hat. Die Schwierigkeit des Individuums über die Thematik zu sprechen ergibt sich demzufolge nicht alleinig durch eine womöglich individuelle Traumatisierungen, sondern ist auch dem sozialen Rahmen und gesellschaftliche Tabus geschuldet. Die Befürchtung bei einem Gegenüber auf Abwehr oder Überforderung zu stoßen, wenn eigene sexualisierte Gewalterfahrungen in der Kindheit angesprochen werden oder das Thema im allgemeinen thematisiert wird, hat daher eine reale Grundlage (Rosenthal 2002, 219; Loch 2008, 3). Erzählungen über erlebte sexualisierte Gewalt wird daher für gewöhnlich an die Möglichkeiten des Gegenübers bzw. den gesellschaftlichen Erwartungen angepasst. Das bedeutet ebenso, dass Erzählwiderstände Hinweise auf Dissoziation und Verleugnung enthalten können, die aus dem gesellschaftlichen Rahmen heraus erklärbar sind (Loch 2008, 1; 3). Konkret heißt das für diese Forschungsarbeit, dass es um die Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft geht. Darum, welche gesellschaftlichen und sozialen Faktoren beim „zur Sprache“ bringen eine Rolle gespielt haben und wie sexualisierte Gewalterfahrungen in der Kindheit überhaupt zur Sprache gebracht werden, wenn gesellschaftlich darüber ein verhaltenes Schweigen herrscht. Dieser Prozess kann mithilfe des Biografie-Konzeptes und erzählten Lebensgeschichten rekonstruiert werden.

3. Theoretische und method(olog)ische Perspektive

Mit einer biografiethoretischen Herangehensweise wird versucht eine Annäherung an die Thematik vorzunehmen, da sie sich aufgrund der theoretischen und methodologischen Ansätze für die Bearbeitung des Themas in mehrerlei Hinsicht gut eignet. Dies soll im vorliegenden Kapitel dargestellt werden, das dazu dient das theoretische und insbesondere methodologische Grundgerüst der Forschungsarbeit darzulegen. Der biografiethoretische Zugang wird zu Beginn des Kapitels durch das Konstrukt der *Biografie* als Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft eingeleitet. Der sich daraus für die empirische Arbeit ergebende theoretische Rahmen wird in Form der *erzähltheoretischen Grundlagen* sowie den *Prozessstrukturen des Lebensablaufs* erläutert. Da Gewalt vonseiten der gewaltausübenden Person ein *Antun* und aufseiten der Person, die diese Gewalt erfährt, ein *Erleiden* ist (Trotha 1997, 26), wird im Zuge dessen ein besonderes Augenmerk auf das grundlagentheoretische Konzept der *Verlaufskurve* gerichtet, die sich explizit biografischen Prozessen des Erleidens widmet. Die methodologische Perspektive wurde zusätzlich durch emotionssoziologische und feministische Forschungszugänge erweitert, was sich im Forschungsprozess als sinnvoll erwiesen hat und im vorliegenden Kapitel ebenfalls vorgestellt wird.

3.1 Biografie als Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft

*„Die Lebensgeschichte ist sowohl in ihrer Entwicklung als auch im gegenwärtigen deutenden Rückblick der BiographInnen immer beides zugleich: ein individuelles und soziales Produkt.“
(Rosenthal 2015, 201)*

Da eine Lebensgeschichte, wie aus dem vorangegangenen Zitat hervorgeht, nicht nur ein individuelles, sondern auch ein soziales Produkt ist, ist Gegenstand soziologischer Biografieforschung nicht das Individuum, sondern das soziale Konstrukt der Biografie. Nach Fischer und Kohli wird Biografie als ein „ein sozialweltliches Orientierungsmuster“ verstanden, weshalb Biografie auch auf fundamentale Dimensionen der Sozialität verweist (Fischer & Kohli 1987, 26f). Biografie als Orientierungsmuster fügt sich zudem in das soziologische Konstrukt der *Alltagswelt* bzw. der *Sozialwelt* ein (Fischer & Kohli 1987, 27) und baut damit auf die phänomenologische Soziologie und Alfred Schütz auf. Die für die Soziologie grundlegenden Konzepte *Erfahrung*, *Handlung* und *Struktur* sind im sozialen Konstrukt Biografie auf Ebene der Sozialwelt bereits integriert und können in der Rekonstruktion von Biografien aufgedeckt werden (Fischer & Kohli 1987, 30f). Das bedeutet weiters, dass Sinnbezüge einer Handlung umfassender und komplexer sind, als von den Handelnden intendiert (Fischer & Kohli 1987, 38). Fischer und Kohli schreiben dazu:

„Biographisches Handeln weist - wie jedes Handeln - ein Moment von Emergenz und Autonomie auf. Handeln ist nie nur Vollzug sozial tradierter Wissensbestände, sondern hat immer auch den Charakter des offenen Entwurfs.“ (Fischer & Kohli 1987, 39)

Die Ordnung der Sozialwelt, welche in der Biografie zum Ausdruck kommt, ändert sich mit der Zeit und mit ihr die enthaltenen Präskripte biografischer Art. In ihr sind Entwicklungsschemata und Deutungsperspektiven enthalten sowie welche Ereignisse im Leben von Gesellschaftsmitgliedern nacheinander kommen sollte und wie Konzeptionen eines sinnvollen Lebens zu einer jeweiligen Zeit aussehen. Das soziologische Interesse an einer Lebensgeschichte liegt nun darin begründet, dass nur in ihr, also in einer *Lebenszeit* Erfahrungen gemacht werden und nur in dieser Lebenszeit gehandelt werden kann. *Erfahrung* und *Handlung* sind wiederum an einen einzelnen „leibhaftigen“ Menschen gebunden und kommen in der Lebensgeschichte zum Ausdruck (Fischer & Kohli 1987, 28). Fischer & Kohli bringen das Grundkonzept von Biografie dabei folgendermaßen auf den Punkt:

„Das Grundkonzept von Biographie als Orientierungsmuster muß vielmehr die dichotome Begrifflichkeit "*objektive Struktur*" - "*subjektive Verarbeitung*" schon im Ansatz so integrieren, daß die Orientierung stiftende "Regel" (z.B. eine spezifische Ablaufregel) in actu prinzipiell immer zur Disposition steht, d.h. in Form eines emergenten individuellen Schemas verwirklicht wird, das zugleich die Produktionsregeln des sozialen Schemas variieren, neu bilden oder affirmieren kann.“ (Fischer & Kohli 1987, 29)

Das soll heißen, in einer individuellen Biografie – innerhalb einer „Lebenszeit“ – werden sozial vorgegebene Schemata nicht nur realisiert, sondern auch variiert und verändert. Die sich mit der Zeit stetig wandelnde Alltagswelt wird zwar als „geordneter Erfahrungsraum“ erlebt, aber in diesem gibt es auch „Leerstellen“ die „auslegungsbedürftig“ sind. Aus den auslegungsbedürftigen Leerstellen wiederum entstehen immer neue *Erfahrungs- und Ordnungsstrukturen der Alltagswelt* (ebd.). Daraus lässt sich ableiten, dass es in einem biografiethoretischen Ansatz nicht ausschließlich um Strukturen sozialer Ordnung geht, sondern auch das Ungeordnete bzw. nicht oder noch nicht Strukturierte von Bedeutung ist. Eine Unterscheidung von Mikro- und Makrosoziologie wird somit hinfällig, weil sich Biografie wie ein Bindeglied auf beide Bereiche erstreckt (ebd.). Mit einer biografiethoretischen Perspektive wird daher versucht zu analysieren, wie sich die Gesellschaft im Subjekt verhält. Mit anderen Worten: Es geht um das Allgemeine im individuellen Fall (Rosenthal 2015, 197). So geschieht auch der Prozess *biografischer Arbeit* im „fortgesetzten Miteinander-Sprechen“ (Rosenthal & Fischer-Rosenthal, 1997).

Für die Biografieforschung ist nun die „gesamte“ Lebensgeschichte relevant: Ihre Genese, aber auch wie die/der Erzählende sie aus der Gegenwart heraus konstruiert (Rosenthal 2015, 194). Erlebtes, Erinnertes und Erzähltes stehen dabei in einer dialektischen Beziehung, somit bedingt auch die Gegenwarts-perspektive die Selektion der Erinnerungen in der Erzählzeit (Rosenthal 2015, 195f).

Biografiethoretische Zugänge gehen zudem davon aus, dass Menschen eine lebenslange Sozialisation durchlaufen, die im Wechselverhältnis von Sozialem und Individuellem Gestalt annimmt. Folglich sind biografische Erlebnisse sowie deren Artikulation in unterschiedliche soziale Rahmungen eingebettet (Rosenthal 2015, 200). Die Rekonstruktion von individuellen Lebensgeschichten ermöglicht es daher, sich der Wechselwirkung von Biografien mit dem Wandel von gesellschaftlichen und kulturellen Rahmenbedingungen anzunähern (Rosenthal 2010, 152), indem das Individuum biografisch in Bezug zur Gesellschaft gesetzt wird (Rosenthal & Fischer-Rosenthal, 1997).

Um diese Dialektik von Sozialem und Individuellem methodisch analysieren zu können, muss der Einzelfall eingebettet in seinen historischen und gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden (Rosenthal 2005, 46f). Der Vergleich von Biografien unterschiedlicher Generationen und Milieus kann sinnvoll sein, um zu rekonstruieren über welche Themen früher gesprochen werden konnte und über welche heute. Zudem können daraus Schlüsse gezogen werden, über welche Erfahrungen auf welche Weise berichtet werden kann und, wie diese wiederum heute und in vergangenen Phasen interpretiert werden (Rosenthal 2005, 53).

3.2 Erzähltheoretische Grundlagen

Warum neben dem Konzept der Biografie auch Erzählungen für die methodologische Annäherung an die Thematik und an das zur Sprache bringen von sexualisierten Gewalterfahrungen gewählt wurden, wird im Folgenden erörtert:

„Erzählungen ermöglichen uns die Rekonstruktion dessen, was Menschen im Laufe ihres Lebens erlebt haben, und wie dieses Erleben ihre heutigen Deutungsmuster bestimmt.“ (Loch & Rosenthal 2002, 225)

Erzählungen von Selbsterlebtem – anders als Fragen, die auf Argumentationen abzielen – enthalten Gefühle, Kognitionen, Motive und Selbsterklärungen bzw. Selbsttheorien eingebettet in biografische Erlebnisse. Diese Elemente benötigen wir, wenn wir mehr von den Menschen erfahren wollen als von ihren übersituativen Alltagstheorien, welche von den eigentlichen Erinnerungen und Erfahrungen stärker getrennt sind als Erzählungen von Selbsterlebtem (Loch & Rosenthal 2002, 225). Beim Erzählen von Erlebnissen interagieren Menschen nämlich stärker mit der Erinnerung als mit dem Gegenüber. Daher geht es in der Biografieforschung darum diese Erinnerungsprozesse hervorzurufen und sie sprachlich in Erzählungen zu übersetzen (Loch & Rosenthal 2002, 225; Rosenthal 2002, 215). Meinungs- und Begründungsfragen hingegen rufen viel eher Argumentationen hervor, die mehr dem Hier und Jetzt entspringen (d.h. mehr mit der Gegenwartsperspektive zu tun haben) und aus der Orientierung am Gegenüber resultieren, wie etwa an der forschenden Person (ebd.), was in der Forschung eigentlich vermieden werden soll.

Im narrativen Interview nach Fritz Schütze sollen diese Effekte von Erzählungen durch die Zurückhaltung der Interviewerin noch zusätzlich verstärkt werden:

„Gerade die Zurückhaltung des empirischen Interviewers in der Erzählsituation ermöglicht also auch beim Präzisieren von Erfahrungszusammenhängen im Erzählablauf eine Fokussierung auf die eigene Lebensgeschichte und deren identitätskonstituierenden Interaktionsgeflechte, indem neben den [sic] empirischen Zuhörer die wichtigsten Interaktions- und Beziehungsinstanzen der eigenen Vergangenheit und des eigenen Selbst treten.“ (Schütze 1984, 79)

Natürlich hat auch das narrative Interview trotz Zurückhaltung der Interviewerin eine „interaktionsbezogene Komponente“, die den Gesprächsablauf beeinflusst. Wie jedoch der Erzählstrom segmentiert wird und wie seine Erfahrungsqualitäten hinsichtlich ihrer allgemeinen Merkmale strukturiert werden, hängt laut Schütze von der Struktur der eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung des Erzählers oder der Erzählerin als Biographieträger*in sowie der gegenwärtigen Haltung zu dieser ab. Das Hervorbringen von immer neuen Stücken des Erinnerungsstroms, nach Aushandlung des Erzählthemas, lässt sich auch nicht aus der Interaktionsdynamik der Kommunikationssituation heraus erklären, zumindest, wenn sich die interviewende Person nach den Regeln des narrativen Interviews strikt als zuhörende Person zurücknimmt (Schütze 1984, 80). Die „narrative Erfahrungsrekapitulation“, wie Schütze schreibt, weißt dabei eine „systematische Gerechtigkeit und Ordnung“ auf, die in der formalen Struktur ihrer Darstellungsvollzüge zum Ausdruck kommt, welche sich darin zeigen, wie Erfahrungen dargestellt werden (Schütze 1984, 79).

Diese formale Darstellungsordnung des autobiografischen „Stegreiferzählens“ existiert, weil sich das spontane Erzählen von Selbsterlebten an grundlegende *kognitive Figuren* der Erfahrungsrekapitulation orientiert. Die „kognitiven Ordnungsprinzipien“ ordnen den Erinnerungsstrom systematisch und für Erzählkomplikationen flexibel. Die kognitiven Figuren wiederum gehen auf allgemeine Ordnungsprinzipien der Erfahrungsaufschichtung der Erzählenden zurück, die auf die früh interaktiv eingeübten elementaren Vorformen der Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung des *Beschreibens*, *Argumentierens* und *Erzählens* basieren (Schütze 1984, 80). *Erzählung*, *Argumentation* und *Beschreibung* unterscheiden sich durch bestimmte formale Strukturen. So können Erzählungen an temporalen Verknüpfungen erkannt werden, welche sie auch von Beschreibungen unterscheiden. In einer Erzählung kommt eine bestimmte Abfolge zum Ausdruck: Ihre Teilsätze können in ihrer Abfolge nicht verändert werden, ohne den Sinn zu verändern. Erzählungen schildern ein konkretes Ereignis oder einen Prozess in seinem zeitlichen Ablauf, haben oft einen hohen Detaillierungsgrad und weisen beispielsweise präzise Angaben über Ort, Zeit und Beteiligte auf (Kleemann et al. 2013, 66). Wenn hingegen zusammenfassend in generalisierender Weise von einer Reihe typischer Ereignisse gesprochen wird, die immer wieder vorkamen – also nicht von einem singulären Ereignis erzählt wird –, handelt es sich um eine Beschreibung (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 230f). Sprachliche Indikatoren von Beschreibungen

sind Formulierungen wie „normalerweise“, „immer“, „jedes Jahr im Sommer“, „montags“ usw. (Kleemann et al. 2013, 66). Argumentationen oder Evaluationen hingegen sind Sachverhaltsdarstellungsmodi, die eine bewertende und theoretisch-reflektierende Stellungnahme beinhalten. Erkennbar sind Argumentationen anhand ihres Aussagemodus (der Vermutung, Behauptung, Erklärung, Rechtfertigung, Einschätzung, der Vergleiche, Deutung, Beurteilung, Bewertung, Bilanzierung,...), anhand bestimmter formaler Merkmale (z.B. „denn“, „also“, „von daher“, „weil“, „darum“, „obwohl“, „deswegen“) und ihres Zeitbezugs (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 232; Kleemann et al. 2013, 66).

Dass Stegreiferzählen funktioniert, hängt zudem mit den *drei Zugzwängen des Erzählens* zusammen, welche in der geteilten alltagskulturellen Erwartung begründet liegen und bestimmen, wie eine Erzählung auszusehen hat: Der *Gestaltschließungszwang* (und die Koda), der *Kondensierungszwang* (meint das Verdichten von Darstellungen sowie die Beschränkung auf das Wesentliche) und der *Detailierungszwang* (welcher beinhaltet, dass für das Verständnis der Erzählung notwendigen Sachverhalte und Hintergründe dargestellt werden müssen) (Kleemann et al. 2013, 66f).

Grundsätzlich sieht der strukturelle Aufbau einer Erzählung dabei wie folgt aus (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 232):

- *Abstrakt: Worum handelt es sich? Warum wird die Geschichte erzählt?*
- *Orientierung: Wer, wann, was, wo?*
- *Handlungskomplikation: Was passierte dann?*
- *Evaluation: Was soll das Ganze?*
- *Resultat: Wie ging es aus?*
- *Koda: Verbindung zur Gegenwart*

Eine *Koda* (die nicht in jeder Erzählung zu finden ist) überbrückt die Zeit vom Ende des Erzählten bis hin zur Gegenwart der Gesprächssituation. Sie drückt sich dadurch aus, in dem deutlich gemacht wird, in welchem Verhältnis die Erzählerin heute zu den erzählten Ereignissen steht oder wie sie diese geschilderten Ereignisse in ihre Lebensgeschichte einordnet. Manchmal wird aber einfach nur unterstrichen, dass das Ende der Erzählung erreicht ist, nichts zu erzählendes mehr einfällt und nun die interviewende Person Fragen stellen kann, womit ebenfalls eine implizite oder explizite Redeübergabe verbunden ist. Bei längeren Erzählungen, wie bei den Lebensgeschichten dieser Arbeit, die nicht auf ein bestimmtes Ereignis begrenzt sind, können sich Kodas an verschiedenen Stellen befinden, an denen bestimmte Abschnitte der Lebensgeschichte zum Abschluss gebracht werden und ein neuer Abschnitt beginnt (ebd.).

Gegenstand jeder autobiografischen Erzählung sind die *kognitiven Figuren* des Stegreiferzählens, diese sind immer der oder die *Biografieträger*in* selbst, also die erzählende Person sowie relevante *Ereignisträger*innen* sowie ihre Beziehung untereinander. *Ereignisträger*innen* sind z.B. Mutter und Vater,

die meist zu Beginn einer jeden Erzählung eingeführt werden (Schütze 1984, 84f). Als weitere kognitive Figur beschreibt Schütze *Erfahrungs- und Ereignisketten*. Das heißt, eine Erzählung thematisiert stets die „Abfolge von Zustandsänderungen“ des Biografieträgers oder der Biografieträgerin und wie diese in Ereignisabläufen verwoben sind. Diese Darstellung der Teilphasen von lebensgeschichtlichen Abläufen werden im Rahmen der Analyse in Segmente unterteilt (Schütze 1984, 88f). Als dritte kognitive Figur nennt Schütze *soziale Rahmen*, also *Situationen*, *Lebensmilieus* und *soziale Welten*, die als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse fungieren. In den sozialen Rahmen finden die Zustandsänderungen der Biografieträger*innen und der anderen Ereignisträger*innen statt (Schütze 1984, 81; 98). Die *Gesamtgestalt der Lebensgeschichte* bezeichnet Schütze schließlich als eine weitere eigenständige kognitive Figur, weil auch auf die jeweilige Gesamtgestalt spezifische narrative Darstellungsverfahren einwirken (Schütze 1984, 102).

Zusammenfassend wird der Aufbau lebensgeschichtlicher Erzählungen von Schütze wie folgt formuliert:

„Jedes Erzählen selbsterlebter Erfahrungen bezieht sich zumindest partiell auf die Veränderungen des Selbst des Erzählers als Biographieträger, der »seinerzeit« die berichteten Ereignisse erlebt hatte und der sich »seinerzeit« aufgrund der Verstrickung in die berichteten Ereignisse (und sei es auch nur als »bloßer Beobachter«) und der Auswirkung ihres Erlebens auf die Innenwelt des eigenen Selbst zumindest spurenweise verändert hatte und der in der verstrichenen Zeit zwischen Erlebnis- und Erzählsituation möglicherweise auch erheblicheren Veränderungsprozessen unterworfen war. Jedes Stegreiferzählen eigenerlebter Erfahrungen ist auch das Wiedererinnern dieses mehr oder weniger unmerklichen Veränderungsprozesses.“ (Schütze 1984, 82)

Insbesondere in diesem Forschungskontext ist es zusätzlich wichtig im Blick zu haben, dass sich Spuren von Dissoziationen, fragmentierten Erinnerungen und Abwehrmechanismen im narrativen Interview in Erzählung und Sprache zeigen können. Äußern kann sich das etwa in inkonsistent, verwirrend, widersprüchlich oder bruchstückhaft wirkenden biografischen Erzählungen. Vielleicht wird auch an unpassenden Stellen gelacht, was bei Außenstehenden mitunter zu Irritationen führen kann. Für die Analyse ist all das jedoch relevant (Loch 2008, 3ff).

3.3 Prozessstrukturen des Lebensablaufs: Das Konzept der Verlaufskurve

Für die Analyse von erzählten Biografien sind Schützes theoretische Konzepte zu den Prozessstrukturen des Lebensablaufs von Bedeutung. Schütze beschreibt die Prozessstrukturen des Lebensablaufs als vier idealtypische Haltungen, die von den Biografieträger*innen gegenüber ihren lebensgeschichtlichen Ereignissen eingenommen werden können (Schütze 1984, 92). Diese vier Idealtypen sind:

1) Biografische Handlungsschema (intentionale Prinzip): Dieses kann geplant sein, der Erfahrungsablauf besteht dann im erfolgreichen oder erfolglosen Versuch der Verwirklichung.

2) Institutionelle Ablaufmuster (bzw. Erwartungsmuster des „Lebenszyklus das normativ-versachlichte Prinzip“): Der Erfahrungsablauf besteht in der rechtzeitigen, beschleunigten, verlangsamten oder gescheiterten etc. Abwicklung der Erwartungsschritte.

3) (Negative) Verlaufskurve (des Erleidens): Prinzip des Getrieben werdens durch sozialstrukturelle und äußerlich-schicksalhafte Bedingungen. Ereignisse werden erlitten und entziehen sich der Handlungskontrolle.

4) Wandlungsprozess (der Selbstidentität): Dies ist im Gegenzug zu intentionalen Handlungsschema überraschend. Biografieträger*innen erfahren sie als systematische Veränderung der Erlebnis- und Handlungsmöglichkeiten.

(Schütze 1983, 288; Schütze 1984, 92)

Verlaufskurve

Da das grundlagentheoretische Konzept der Verlaufskurve die interaktiven und biografischen Entfaltungsmechanismen des Erleidens und seiner Veränderungswirkungen auf die Identität zu erfassen versucht, ist dieses Konzept bei der Thematik von erlittenen Gewalterfahrungen in der Kindheit von besonderem Interesse.

„Der soziale und biographische Prozess der Verlaufskurve ist durch Erfahrungen immer schmerzhafter und auswegloser werdenden Erleidens gekennzeichnet: die Betroffenen vermögen nicht mehr aktiv zu handeln, sondern sie sind durch als übermächtig erlebte Ereignisse und deren Rahmenbedingungen getrieben und zu rein reaktiven Verhaltensweisen gezwungen.“ (Schütze 2016, 124)

Mit anderen Worten bedeutet das, dass Betroffene auf widrige Ereignisse immer „unangemessener“ reagieren und dadurch zusätzlich die Erleidens-, Niedergangs- und Auflösungsmechanismen der Verlaufskurve verstärken. Als Folge davon werden die Betroffenen in ihren Lebensorientierungen mutloser und in ihren Lebensaktivitäten passiver (Schütze 2016, 124). Damit ist die Verlaufskurve die grundlagentheoretische Gegensatzkategorie zum biografischen Handlungsschemas des *intentionalen Prinzips des Lebensablaufs* (ebd.). Sie konzentriert sich auf die anomischen, chaotischen Aspekte der sozialen Realität, die in interpretativen Theorieansätzen gerne vernachlässigt wurden. Es geht also um die „Verletzbarkeit, um die Fragilität sozialer Gebilde und um die Abgründe von sozialer Realität“ (Schütze 2016, 125).

Schütze arbeitete Stadien und Mechanismen bei der Entfaltung von Verlaufskurven heraus, die im Folgenden zusammenfassend beschrieben werden. Zu Beginn einer Verlaufskurve steht der Aufbau eines

Bedingungsrahmens für das spätere Wirksamwerden der Verlaufskurve – das *Verlaufskurvenpotential*. Dieses setzt sich in der Regel aus *biografischen Verletzungsdispositionen* und zentralen Widrigkeiten in der aktuellen Lebenssituation zusammen, die als Falltendenz ineinander wirken. Anschließend kann es zu einer plötzlichen Grenzüberschreitung des *Wirksamwerdens des Verlaufskurvenpotentials* kommen, durch das die Betroffenen den Lebensalltag nicht mehr aktiv handlungsschematisch gestalten können. Das zuvor latent vorhandene Verlaufskurvenpotential entwickelt sich zu einer übermächtigen Verkettung äußerer Ereignisse, auf die Betroffene zunächst nur noch konditionell reagieren können. Dabei herrschen Erfahrungen des Schocks und der Desorientierung vor (Schütze 2016, 126). Im Anschluss kann der Aufbau eines *labilen Gleichgewichts* der Alltagsbewältigung erfolgen, welcher jedoch weiterhin unter dem dominanten Wirksamkeitsdruck des Verlaufskurvenpotentials stehen kann, da die eigentlichen Determinanten der Verlaufskurve unbearbeitet geblieben sind. Weiters kann es zur *Entstabilisierung* des labilen Gleichgewichtes der Alltagsbewältigung kommen, fallweise zu einem zusätzlichen *Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung*. Dies zeigt sich in einem Vertrauensverlust zu sich und den signifikanten Anderen, die in dieser Situation eigentlich besonders wichtig wären, jedoch wird sich selbst und den anderen mit Misstrauen, Ablehnung und/oder Hoffnungslosigkeit begegnet. Es kann der Versuch der *theoretischen Verarbeitung* des Orientierungszusammenbruchs und der Verlaufskurve unternommen werden, begleitet von praktischen Versuchen der *Bearbeitung und Kontrolle* und/oder der *Befreiung* aus den Fesseln der Verlaufskurve. Haltungsformen der Flucht aus der verlaufskurvenförmigen Lebenssituation (ohne eine letztlich wirksame Kontrolle des Verlaufskurvenpotentials) können in diesen Stadien von Bedeutung sein. Es kann auch eine systematische Organisation des Lebens mit der Verlaufskurve sowie der systematischen Eliminierung des Verlaufskurvenpotentials unternommen werden (Schütze 2016, 126f).

Wichtig ist hierbei zu erwähnen, dass sich die Verlaufskurvenentfaltung weder in dieser Reihenfolge vollziehen muss, noch alle Stadien in ihr enthalten sein müssen. Außerdem muss es auch nicht zur Entstabilisierung der Lebenssituation oder zum Orientierungszusammenbruch kommen (Schütze 2016, 127). Zudem gibt es Abweichungen von diesem „Verlaufskurvenskript“, z.B. in Form unerwarteter Erweiterungen (z.B. Stigmatisierung) oder Transformationen der Verlaufskurve (z.B. durch Selbsttäuschungsmechanismen) (Schütze 2016, 128). Ähnliches gilt für die anderen drei idealtypischen Haltungen gegenüber lebensgeschichtlichen Ereignissen, von denen in realen Biografien natürlich abgewichen wird.

Hervorzuheben ist, dass sich die unterschiedlichen Prozessstrukturen auch jeweils in einer anderen Art auf die Identität der Biografieträgerin oder des Biografieträgers auswirken. So sind intentionale Handlungsmuster „Realisierungsschritte der eigenen Ich-Identität“, institutionelle Ablaufmuster sind eine „Angleichung der Ich-Identität an Erwartungsstrukturen“. Verlaufskurven hingegen stellen eine Bedrohung der Entfaltung der Ich-Identität dar und Wandlungsprozesse können nachträglich „als

Ausschöpfung eines Spontanitäts- und Kreativitätspotentials“ begriffen werden. Die vier Prozessstrukturen sind dabei von „unterschiedlicher biographischer Zentralität“ für die Ich-Identität (Schütze 1984, 94f).

3.4 Emotionen als Teil von Gewalt, Sozialem, Politischem und in der Forschung

„Gewalt ist eine *Wirklichkeit der Gefühle*, die die Menschen oft überwältigt, und *der Emotionen*, der entgrenzten Gefühle.“ (Trotha 1997, 26)

Emotionen sind Teil von Gewalt, auf sozialer sowie individueller Ebene. Neben der biografieanalytischen Herangehensweise nimmt diese Arbeit daher auch eine emotionssoziologische sowie feministische Perspektive ein. Kritisch wird dabei auf Annahmen zu Objektivität und Positivismus geblickt und wie die angelsächsische Soziologin Kristin Blakely es formuliert: „the possibility of accessing truth“ (Blakely 2007, 60). Im Folgenden wird dargestellt, warum es Sinn ergibt den Forschungsprozess aus dieser Perspektive zu betrachten.

Gewalt ist also „eine Wirklichkeit der Gefühle, der Emotionen, der sinnlichen Erfahrung“ (Trotha 1997, 26). Trotzdem ist die enge Kopplung von Gewalt an Emotionen nicht der einzige Grund, der es sinnvoll erscheinen lässt, einen emotionssoziologischen Standpunkt einzunehmen. Affekte, Gefühle, Emotionen, Empfindungen, Sensibilität und Sentimentalität werden emotionssoziologisch betrachtet generell als Aspekte des Sozialen und Politischen verstanden (Bargetz & Sauer 2015, 95). Damit soll mit der in der westlichen Moderne dominanten Betrachtungsweise, in der Gefühle und Rationalität als gegensätzliche Erfahrungs- und Wahrnehmungsmodis betrachtet sowie Privatheit und Politik/Öffentlichkeit als dichotome gesellschaftliche Spähern konstruiert werden, gebrochen werden (Bargetz & Sauer 2015, 95). Gefühle, Empfindungen und Affekte stehen daher auf einer Seite mit Wissen, Rationalität und Vernunft und werden nicht als einander ausschließenden Erfahrungs- und Wahrnehmungsformen begriffen. Gleiches gilt für Öffentlichkeit und Privatheit. In dieser dichotomen Denk- und Argumentationsbewegung werden ebenfalls die Geschlechter hierarchisiert und polarisiert: Männer* und Männlichkeit werden einer rationalen ent-emotionalisierten Öffentlichkeit zugewiesen, während Frauen* und Emotionalität dem Privaten zugeordnet werden (Bargetz & Sauer 2015, 95). Dieses „liberale Gefühlsdispositiv“ (Sauer 1999) organisiert also Hierarchie im politischen bzw. öffentlichen Raum. Die scheinbare Trennung von Politik und Gefühlen ist damit ein politischer, geschlechtsspezifischer, Herrschaftsmechanismus, der politische Handlungsräume begrenzt oder ermöglicht, sowie spezifische Gruppen und deren Interessen und Bedürfnisse aus dem politischen Raum in- bzw. exkludiert (Bargetz & Sauer 2015, 95f).

Die logische Schlussfolgerung ist, Emotionen als wesentlichen Teil von sozialen und politischen Prozessen anzuerkennen. Eine wichtige Erkenntnis, die erst durch feministische Forschungsansätze

entstehen konnte. Dieses Miteinbeziehen von Emotionen im Forschungsprozess aller Beteiligten inklusive jene der forschenden Personen sowie deren Selbst kann zu einem besseren Verständnis der Thematik beitragen. Campbell (2002) verwendet dafür den Terminus des *emotionally engaged research*, eine Methodik, die auch für den Forschungsprozess dieser Arbeit leitend war. Detailliert wird darauf im nächsten Kapitel zum Forschungsprozess und dem methodischen Vorgehen Bezug genommen.

4. Forschungsprozess und methodisches Vorgehen

Das folgende Kapitel dient zur Skizzierung und Veranschaulichung des Forschungsprozesses sowie der Darstellung der konkreten methodischen Herangehensweise, dabei wird der Schwerpunkt auf die Forschungsethik gelegt: Was bedeutet es in der Forschung mit (ehemals) von sexualisierter Gewalt betroffenen Personen zusammenzuarbeiten und auch darüber zu sprechen? Ein von Anfang an sensibles und grundsätzlich an die Bedürfnisse der Interviewpartnerinnen orientiertes Vorgehen war der Grundstein dieses Forschungsprojekts, was als *emotionally engaged research*, eine Forschungsherangehensweise nach Campbell (2002) bezeichnet werden kann. Diese und die in der Methodik enthaltenen „ethic of caring“ wird zu Beginn des Kapitels, nach einer kurzen Einleitung zur Ethik in der Forschung über sensible und emotionale Themenbereiche vorgestellt. Im Zuge dessen wird eine Reflexion der eigenen Positionierung im Themenfeld von mir als forschende Person dargestellt und weiters auf das Sprechen über traumatische Erfahrungen in Forschungskontexten sowie auf heilsame Aspekte des biografischen Erzählens eingegangen. Die Teilnehmer*inneninformation als ein Schritt einer möglichst überlegten und ethischen Herangehensweise wird in diesem Kapitel ebenfalls dargelegt. Der zweite Schwerpunkt dieses Kapitels liegt in der Darstellung der konkreten empirischen Umsetzung der Methodik, wofür die Methode des *narrativen Interviews* sowohl theoretisch als auch in ihren praktischen durchgeführten Schritten vorgestellt wird.

4.1 Ethik und Forschung zu sensiblen und emotionalen Themen mit potenziell vulnerablen Personengruppen

Das Thema der Ethik begegnete mir im Verlauf dieses Projektes vonseiten der Universität oft und wurde beinahe zum Hindernis für die Durchführung dieses Projektes. Dabei schienen vor allem Berührungsängste mit der Thematik sexualisierte Gewalt gegen Kinder das eigentlich Hinderliche gewesen zu sein. Ein ethisches Vorgehen in der Sozialforschung sollte natürlich die Basis eines jeden Forschungsprozesses sein und ist mit Sicherheit besonders wichtig in der Forschung zu sensiblen Thematiken mit potenziell vulnerablen beteiligten Personengruppen. Das Sprechen über sexualisierte Gewalt ist für gewöhnlich eine sensible, emotionale und vulnerable Angelegenheit, weshalb die Autor*innen des Gewaltmanuals die Notwendigkeit einer besonders ethischen, kritischen und reflektierenden Haltung zu jeder Zeit im Forschungsprozess hervorheben (Helfferich et al. 2016, 6f). Womöglich vulnerablen Personen, wie Betroffene von sexualisierter Gewalt in der Kindheit, sollte jedoch nicht vorschnell abgesprochen werden, dass sie über sich und ihre Geschichte sprechen können. Auch mein Forschungsprozess hat gezeigt, dass Personen, die von dieser Gewaltform betroffen waren, über sich selbst, ihre eigene Geschichte und deren sensible Themenbereichen sprechen können, einfach, „weil es sagbar ist“. So schreibt Emcke (2016) in dem gleichnamigen Buch („Weil es sagbar ist“):

Darin aber, in dem Schweigen der Opfer von extremem Unrecht und Gewalt, liegt die perfideste Kunst solcher Verbrechen: seine eigenen Spuren zu verwischen. Denn wenn sich strukturelle

und physische Gewalt einschreibt in ihre Opfer, wenn sie die physische und psychische Integrität einer Person verletzt, wenn extremes Unrecht und Gewalt die erzählerische Kompetenz angreift, dann bleibt sie unbemerkt und wirkt fort.“ (Emcke 2016, 16)

Unrecht und Gewalt muss also beschrieben und nicht beschwiegen werden. In langen Überlegungen, wie das durch eine möglichst ethischen Herangehensweise insbesondere in der Erhebung umgesetzt werden kann, wurde für mich der Gedanke zentral, dass es den Interviewpartner*innen selbst überlassen werden soll, *wie* sie über sich und das Thema der sexualisierten Gewalt sprechen möchten. Damit sollte auch ermöglicht werden, dass die Frauen selbst entscheiden können, wie detailliert sie auf Gewaltwiderfahrnisse eingehen möchten. Als forschende Person wollte ich sie nicht mit „Fragen löchern“, die im schlimmsten Fall an ihrer tatsächlichen Lebenswelt vorbeigehen oder die sie eigentlich nicht beantworten möchten. Daher wurde eine eher zurückhaltende, wenig invasive Interviewmethode – das narrative Interview – gewählt. Die interviewende Person tritt dabei als Zuhörer*in in den Hintergrund und eröffnet in erster Linie einen Sprachraum, in dem die Studienteilnehmer*innen das erzählen können, was für sie sagbar und von Bedeutung ist. Warum es darüber hinaus besonders sinnvoll sein kann, narrative Interviews mit potenziell traumatisierten Personen zu führen, wird an späterer Stelle im Detail ausgeführt.

Ethik in der Forschung insbesondere über sexualisierte Gewalt und Gewalt, die in nahen sozialen Beziehungen erlebt wurde, verlangt vor allem, dass alle denkbaren Vorkehrungen getroffen werden, damit Forschungsteilnehmer*innen geschützt werden. Die Risiken des Redens über Gewalt sind dabei ganz anderer Natur wie jene in der biomedizinischen Forschung mit sogenannten „vulnerablen“ Gruppen (Hagemann-White 2016, 20). Eine Vertragsunterschrift nach Aufklärung der möglichen ‚schädlichen Nebenwirkungen‘ ist in der Sozialforschung zu Gewalt kaum anwendbar, weil Forschende nicht im Vorhinein wissen können, welche individuellen Schäden bei einer jeweiligen Person aufkommen könnten. Es ist zudem problematisch (ehemaligen) Gewaltbetroffene als eine Gruppe einzustufen, die weniger als andere Gruppen imstande wäre, über die Teilnahme an der Forschung kompetent entscheiden und mögliche Herausforderungen und ‚Nebenwirkungen‘ selbst einschätzen zu können. Viel eher ist es sogar so, dass diejenigen, die erlebte Gewalt erinnern und beschreiben können, sogar überdurchschnittlich befähigt sind, die damit verbundenen Risiken selbst abwägen zu können (ebd.).

In der Forschung zu Gewaltkontexten findet neben der Übernahme einer sich ergebenden gesellschaftlichen Verantwortung auch eine Zeugenschaft statt. Eine „sachliche“ Auseinandersetzung mit Gewalt im Sinne einer „emotionslosen“ ist bei dieser hochemotionalen Thematik de facto unmöglich. Forschende positioniert sich schon alleine durch Formulierungen wie etwa Opfer/Täter*in und auch der Begriff „Gewalt“ ist keineswegs neutral. Umso wichtiger ist es daher, sich im Forschungsprozess fortlaufend zu fragen, welchen Nutzen und welche Folgen die jeweilige Forschung haben könnte (Helfferich et al. 2016, 6f). Es ist zudem essenziell mitzubedenken, dass auch Forschung Gewalt

bagatellisieren oder spezifische Aspekte skandalisieren kann. Sie ist idealerweise differenziert, muss jedoch auch pauschalisieren, da sie sich immer nur auf bestimmte Aspekte fokussieren kann, während andere Aspekte zwangsweise ausgeblendet werden. Eine ausführliche Reflexion darüber ist unumgänglich. Die Autor*innen des Gewaltmanuals heben dabei insbesondere folgende Frage hervor: „Was will Forschung nicht wissen und warum?“ (ebd.) Reflexionen zur Forschung betreffen auch die Position der forschenden Person zum Thema. Die Autor*innen des Gewaltmanuals (Helfferich et al. 2016) rufen daher dazu auf, sich mit eigenen Ausblendungen und Tabuisierungen, welche die Thematik betreffen, auseinanderzusetzen (ebd.). Daher wird in diesem Kapitel ebenfalls auf meine eigene Positionierung zum Thema reflexiv Bezug genommen. Meine Beziehung zur Thematik hat einen persönlichen Hintergrund, den ich als die eigentliche Basis des ethischen Vorgehens in diesem Projekt begreife. Durch die Herangehensweise des *emotionally engaged research* wird es möglich, diesen persönlichen Hintergrund in den gesamten Forschungsprozess zu integrieren.

4.1.1 Emotionally engaged research and an ethic of caring

“Emotionally engaged research opens up space for new questions, ideas, and interpretations. It challenges foundational concepts such as claims to truth, subjectivity, objectivity, and experience, allowing new approaches to method, theory, and knowledge to be explored. Guided by an ethic of care, emotionally engaged research helps foster intellectual clarity and a deeper understanding of our research and research participants. This ethic of care must also, however, be extended to us as researchers.” (Blakely 2007, 65)

Forschung zu Themen wie sexualisierte Gewalt an Kindern kann eine affektive, emotionale Erfahrung für alle Beteiligten, auch für Forschende sein. Emotionen von Forschenden können und werden den Forschungsprozess beeinflussen, weshalb von Rebecca Campbell die Herangehensweise oder Methodik des „*emotionally engaged research*“ (Campbell 2002, 10) entwickelt wurde, in welcher Emotionen von vorneherein explizit als Forschungstools und Quelle des Datenmaterials von vorneherein mitgedacht und mitberücksichtigt werden. Emotionen sind damit ein natürlicher Teil des Forschungsprozesses und kein unliebsames Übel, das unthematisiert bleibt und das es besser auszublenden gilt (Blakely 2007, 60).

Emotionalität, die mit Forschung zu herausfordernden und sensiblen Themen einhergeht, bleibt in klassischen Forschungstraditionen oft die private Angelegenheit der Forschenden, was in den Sozialwissenschaften von feministischen Forschenden wie Rebecca Campbell oder Kristin Blakely (2007) kritisiert und hinterfragt wird (Blakely 2007, 60). Stattdessen plädieren sie für eine Herangehensweise in der auch die eigenen im Forschungsprozess aufkommenden Emotionen „erforscht“ werden, einen Prozess, den Campbell als *“research the researcher”* umschreibt.

“Suppose we turn the focus inward, reflecting not on the research but actually on how we respond to our research, and that we feel the research instead of just thinking it” (Blakely 2007, 60)

Zentral ist hierbei, sich als forschende Person Gedanken über die Emotionen zu machen, die man gegenüber den Forschungsteilnehmenden und dem Forschungsthema hat. Weiters soll hinterfragt werden, wie diese Gefühle wiederum auf die Forschung zurückwirken. Welche Emotionen wurden wann bei einem ausgelöst, warum bzw. wodurch? Wie lange hielten diese Emotionen an und blieben sie auch nach dem Interview aufrecht? Die Reflektionen zu diesen Fragen können schließlich Teil des Datenmaterials sein (ebd.). Campbell schreibt dazu in “Emotionally involved: the impact of researching rape” (2002):

„The "I" is not in our sentences because who we are as social scientists - what we value and feel- is of less scientific interest. In some respects, this makes sense. More often than not, we are studying those other than ourselves. Who we are really isn't the focus. Yet who we are undoubtedly affects how we understand the world and hence how we understand our research. We may try to erase ourselves in written discourse, but we cannot erase our effect on our research.“ (Campbell 2002, 14)

Die Verschleierung der eigenen Position zum Forschungsthema verschleiert im Grunde auch die Nachvollziehbarkeit der Forschungsergebnisse. Aber auch die Nicht-Reflexion der eigenen Emotionen im Forschungsprozess kann die Forschung verzerren, weshalb eine Thematisierung dieser eigentlich unerlässlich ist. Emotionen sind keine Denk- oder Wahrnehmungsformen, die der Rationalität ausschließlich gegenüberstehen. Ganz im Gegenteil ist ein explizit machen der eigenen Emotionen während der Forschung essentiell, da Emotionen ohnehin impliziter (und gegebenenfalls verzerrender) Teil des Prozesses sind. Campbell beschreibt dies als einen emotionalen Dialog zwischen den eigenen Gefühlen und der Forschung, was einen reflexiven Prozess darstellt, der wiederum eine wichtige intellektuelle Resource sein kann:

“I argue that this is a reflexive process: our emotions influence our research, and our research can affect us emotionally. This emotional dialogue between our inner feelings and our research can be an important intellectual resource. Examining our feelings and the emotional impact that research has on us can bring a deeper intellectual understanding of social phenomenon.” (Campbell 2002, 15)

Emotionen von Forschenden sind also ein natürlicher Bestandteil von Forschung, sowie von allen sozialen Prozessen. Voraussetzung dafür ist eine fortwährende Reflektion der eigenen Gefühle im

Forschungsprozess, die zunächst dokumentiert wird, um in weiterer Folge Zusammenhänge zwischen den eigenen Emotionen und den Forschungsergebnissen erkennen zu können. Am Ende kann das zu einem tieferen Verständnis von emotionalen und sensiblen Themen wie Kindesmisshandlung und Gewalt führen (61f).

Ich habe im Forschungsprozess zwei Notizbücher verwendet. Im ersten wurden die eigenen, persönlichen Empfindungen niedergeschrieben, wofür ich mir nach jedem Interviewtermin Zeit genommen habe. In diesen Aufzeichnungen ging es unter anderem um die Reflexion der Vor- und Nachteile, welche mein persönlicher Bezug zum Thema mit sich bringt. Einmal habe ich auch direkt nach dem Interview ein Sprachmemo aufgenommen, um schnell zusammenfassend festzuhalten, was in der Interviewnachbesprechung nach dem Stopp der Audioaufnahme besprochen wurde. In dem zweiten Notizbuch wurden Ideen, Notizen, Gedankengänge oder Mindmaps zur methodischen und theoretischen Herangehensweise festgehalten. Zusätzlich gab es Interviewmemos, mit weniger persönlichem Charakter, in denen es darum ging Eindrücke und die Interviewsituation zu beschreiben.

Durch die Interviews stehe ich in einer Beziehung zu den Studienteilnehmerinnen, die mir ihre Geschichten, zum Teil inklusive massiver Gewalterfahrungen erzählt haben. Diese Erzählungen ließen mich weder unberührt noch ist die Trennung zwischen Forschenden und Interviewpersonen bzw. Betroffenen eine fixe immerwährende oder eine, die immer eindeutig gemacht werden kann. Auch Forschende können zu Gewaltopfern werden oder einmal Opfer von Gewalt gewesen sein und so in die Rolle der Interviewpartner*in fallen. Die Geschichten von Gewaltopfern konfrontieren uns zudem mit der eigenen Vulnerabilität (Quelle?), unabhängig davon ob wir eine spezifische Gewaltform in einer bestimmten Schwere erfahren haben oder nicht. Im Forschungsprozess zu sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit wurden auch bei mir als forschenden Personen emotionale Reaktionen ausgelöst. Darüber hinaus wurde der Forschungsprozess überhaupt erst durch Emotionen motiviert (Campbell 2002, 10). Die Emotionen sowie das Vertrauen zwischen Studienteilnehmerinnen und mir erachte ich als das Zentrale dieses Projekts.

Ethic of caring

“Emotionally engaged research is guided by an ethic of caring – caring for the research participants, caring for what becomes of a research project, and caring for one's self and one's research team.” (Campbell 2002, 123f)

Caring in diesem Sinne beinhaltet eine emotionale Verbindung und ein Anliegen für ein Problem oder eine Personengruppe mitzubringen (Blakely 2007, 62). Den Begriff *Care* (Sorge, Fürsorge, Sorgfalt, Betreuung, Zuwendung, Pflege etc.) in den Forschungskontext zu setzen, mag auf den ersten Blick irritierend wirken, da mit *Care* in erster Linie die feministischen Debatten zu Care-Arbeit verbunden sind

und diese Bezeichnung traditionelle Forschungsnormen sowie die klassische Rolle von Forschenden herausfordert. Bei genauerer Betrachtung ist die Verwendung des Care-Begriffes insbesondere im Kontext von Forschung zu sensiblen und emotionalen Thematiken jedoch sehr treffend. Wie genau Care im Kontext von Forschung zu verstehen ist, führt Campbell im Folgenden weiter aus:

„Caring involves attuning to the well-being of those affected by the research, and allowing that concern to guide the many decisions researchers make over the course of the project. An ethic of caring prompts researchers to learn about the emotional needs of their research participants [...] Caring means thinking through what people will get out of participating in the research process, what they would gain, and what effect it would have on their lives. [...] Research built from a foundation of caring balances the requirements of science with a personal concern for the well-being of all those impacted by a project. This does not mean that researchers must assume the ridiculously expansive burden of responsibility for every single thing that could come from their work. Rather, an ethic of caring prompts researchers to think about the impact of their work in ways more broadly defined than what is traditionally specified in research codes of ethics and institutional review boards.” (Campbell 2002, 128)

Blakely hebt für die Umsetzung einer ethischen Forschung zudem die kritische Reflexion der Bereiche *Verantwortung (responsibility)* in der Forschung, *Repräsentation (representation)*, Sprache (Language), Erfahrung (experience) und Subjektivität (subjectivity) hervor, die es jeweils einzubeziehen gilt (Blakely 2007, 63f). Da wir als Forschende in der Position sind zu interpretieren, zu übersetzen und Schlüsse aus der Forschung zu ziehen, bestehen immer auch die Gefahren von Missinterpretation, Missverständnissen und Missübersetzung, sowie einer falschen oder unpassenden Kategorisierung. Die Möglichkeit einer verzerrten Repräsentation der Forschungsteilnehmenden, der Forschung bzw. des Themas an sich muss daher immer präsent sein. *Erfahrung* gilt zudem als eine diskursive Eigenschaft und ist mit der Frage verbunden, welche Erfahrungen im Forschungsprozess überhaupt zählen und welche exkludiert werden (Blakely 2007, 64). So sind in diesem Projekt die Erfahrungen bzw. Lebensgeschichten von beispielsweise männlich gelesenen Personen nicht enthalten. Das hatte mehrere Gründe, war jedoch keine von mir bewusst getroffene Entscheidung. Da sexualisierte Gewalt ein Thema ist, bei dem das Geschlecht der Beteiligten zentral ist, ist es womöglich auch sinnvoller das Thema aus unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten, wie es auch die AuP-Studie tat. Diese bezog ausschließlich die Erfahrungen von männlichen Personen ein. Bei der Auseinandersetzung mit dem Punkt der Subjektivität in der Forschung, geht es ähnlich wie beim *emotionally engaged research*, um den Einfluss der Subjektivität sowie der Emotionen der Forschenden auf die Forschung. Blakely bringt das mit der einfachen Frage „why does she care?“ auf den Punkt (Blakely 2007, 65).

4.1.2 Reflexionen zur eigenen Positionierung im Themenfeld

‘the social scientist is not some autonomous being standing outside society. No one is outside society, the question is where he stands in it’. (Mills 2000 (1959), 204, 184)

Wie aus den vorangehenden Ausführungen hervorgeht, hat das Selbst einer forschenden Person in deren Arbeiten immer einen Anteil, unabhängig davon, ob dieser Anteil explizit offengelegt wird oder unthematisiert bleibt. In der Forschung zu Gewalt kann der Stellenwert einer kritischen Reflexion bezüglich der eigenen Positionierung im Feld, der persönlichen Forschungsinteressen bzw. –motivationen nicht stark genug betont werden. In meinem Fall ist die eigene Positionierung zur Thematik durch einen persönlichen Bezug im Sinne einer eigenen Betroffenheit bestimmt. Im Verlauf von diesem Projekt habe ich zudem eine wissenschaftliche Mitarbeit bei einem Forschungsprojekt mit Menschen, die in ihrer Kindheit sexualisierte Gewalt erfahren haben begonnen, weshalb zu meiner persönlich-subjektiven Perspektive noch weitere professionelle Sichtweisen hinzugekommen sind. Daneben absolviere ich das psychotherapeutische Propädeutikum, das meine Perspektive und Positionierung im Themenfeld ebenso mitbedingt. Letzteres hat vor allem dazu beigetragen, dass ich mich auf der Ebene der Gesprächsführung für die Interviews (aus-)gerüstet gefühlt habe.

In einem Bereich zu forschen, der mit eigenen emotionalen Erfahrungen verbunden ist, ist im (deutschsprachigen) sozialwissenschaftlichen Diskurs kaum vertreten. Ich würde sogar so weit gehen und meinen, es ist ein tabuisiertes Thema. Wie schon Blakely und Campbell kritisiert haben ist das traditionelle, aber immer noch aufrechte Bild von Sozialforscher*innen eines, in welchem das Selbst und die Emotionen der Forschenden ausgeblendet werden, um ein Bild von scheinbar „objektiven“ und „neutralen“ Forschenden zu zeichnen. Beinahe so als stünden Sozialforschende außerhalb der Gesellschaft. Natürlich sind aber auch Sozialforscher*innen Teil der Gesellschaft, sie haben bestimmten Sozialisationserfahrungen und eigene Geschichten, wie Mills schon 1959 betonte. Bei der versuchten Umsetzung dem eben beschriebenen Bild einer Sozialforscherin zu entsprechen stieß ich jedoch an ethisch-methodologische Probleme, wie ich es am ehesten bezeichnen würde. In mir entstand der Eindruck, es mache die Forschung intransparent, weniger nachvollziehbar und damit weniger wissenschaftlich, wenn ich die Position, von der aus ich schreibe verbergen würde. Es wäre mir „unehrlich“ vorgekommen eine Distanz und Getrenntheit zur Thematik darzustellen, die in Wirklichkeit gar nicht existiert. Ich hatte sogar das Gefühl, dass es Ergebnisse und Erkenntnisse aus diesem Projekt „verfälschen“ würde. Gleichzeitig scheute ich davor zurück meine eigene Positionierung im Themenfeld darzustellen.

Dass die Arbeit sowie der Forschungsprozess zu dieser Thematik intensiv, herausfordernd und emotional belastend sein kann, war mir von Anfang an bewusst. Zu Herausforderungen im Prozess wurden für mich allerdings ganz andere Aspekte als Außenstehende vielleicht erwarten würden. Zu Beginn dieser Arbeit war ich der Auffassung, dass meine eigenen Erfahrungen im Themenfeld es mir einfacher

machen würde, zu dem Thema sexualisierter Gewalt in der Kindheit zu forschen. Im Grunde bin ich noch immer dieser Auffassung, aber nur noch zum Teil. Folgende Aspekte haben mir dabei die Forschung erleichtert:

Mit Menschen über emotional stark besetzte Themen wie etwa schwere Gewaltfolgen, psychische Traumata oder Kindesmisshandlung zu sprechen ist für mich inzwischen zu einer Art „Gewohnheit“ geworden. Das bedeutet zwar nicht, dass mich die Themen unberührt lassen und mich nicht mehr emotional bewegen – manches Erzählte bereitet mir Gänsehaut oder schlägt mir auf den Magen, weil ich bei jeder Erzählung nach wie vor mitfühle –, aber die Auseinandersetzung mit diesen Themen belastet mich im Grunde nicht mehr. Auch die Wirklichkeit von mitunter kaum fassbarer Gewalt, die insbesondere Kinder erleben müssen, macht mich nicht mehr fassungslos, sondern motiviert mich viel mehr die Gewalt „fassen“ und „zur Sprache“ bringen zu wollen. Die „Unfassbarkeit“ und „Sprachlosigkeit“, welche oft mit (sexualisierter) Gewalt gegen Kinder verbunden sind, verfestigen diese Gewaltstrukturen nämlich immer fort. Weitere Vorteile in einem Themenfeld zu forschen, das einem emotional nahe steht bzw. Bezüge zur eigenen Biografie aufweist, beginnen sicher bei einem tiefgreifenden und umfassenden Wissen zu dem Themenfeld, das sich aus diesem Naheverhältnis begründet. Einen Zugang zur betroffenen Personengruppe zu bekommen war für mich vermutlich auch leichter. Ich denke, der größte Vorteil war allerdings, dass ich durch meinen persönlichen Bezug einen Vertrauensvorschuss von den Interviewpartnerinnen bekommen habe. Dazu muss erwähnt werden, dass die Interviewpartnerinnen Kenntnis über meine eigene Betroffenheit hatten, was ich sie im Zuge meiner Interviewanfrage wissen ließ. Ich habe den Eindruck bekommen, dass sich dieser Vertrauensvorschuss bei diesem sensiblen und emotionalen Thema durch deutlich mehr Offenheit und einer größeren Bereitschaft zu erzählen bei den Interviewpartnerinnen gezeigt hat. Vermutlich wären die Interviews ohne meinen Hintergrund nicht in diesem Ausmaß lang und dicht geworden, dass ich diese am Ende gar nicht vollständig bearbeiten konnte. Ein Machtungleichgewicht zwischen den Studienteilnehmerinnen und mir, der forschenden Person wurde durch den persönlichen Bezug zu dem Thema meiner Einschätzung nach geschmälert und von meinen Interviewpartnerinnen nicht so stark, bzw. kaum wahrgenommen. Die Interviews bzw. Forschungsgespräche wurden dadurch mehr zu einer Begegnung auf Augenhöhe. Dass es sich bei der Forschungsarbeit um ein Masterarbeit handelt und ich (deutlich) jünger als zwei der drei Studienteilnehmerinnen war, hatte daran mit Sicherheit auch einen Anteil.

Von feministischen Sozialforscher*innen wurde das eben erwähnte Machtungleichgewicht kritisiert, welches in traditionellen dichotom organisierten Forschungsbeziehung zwischen Forschenden und Teilnehmenden üblicherweise vorherrscht. Dieser Forschungsbeziehung wohnen durchaus ausbeutende Aspekte inne, weshalb stattdessen für eine Herangehensweise plädiert wird, die auf Vertrauen, Offenheit und Empathie basiert, wie Jacob im folgenden Zitat darstellt:

“Feminist researchers were explicit in acknowledging the hierarchical power relations that were embedded in the traditional dichotomy between the researcher and the researched. They

highlighted the potentially exploitative nature of such methods. In contrast they proposed an alternative approach, one based on trust, openness and empathy, with both the researcher and the researched sharing experiences and working towards a genuine egalitarian relationship (Oakley 1981). For Oakley (1981) the best way to find out about people's lives is through a non-hierarchical relationship, where the interviewer is prepared to invest their own identity in the research relationship, answering questions and sharing knowledge." (Jacob 2008, 46)

Geteilte Erfahrungen sind etwas Verbindendes und fördern Empathie sowie Offenheit und Vertrauen. Indem ich von den Interviewpartnerinnen als „eine von ihnen“ wahrgenommen wurde, entstand eine Vertrauensbasis, die sonst vermutlich nicht möglich gewesen wäre. Ich denke auch, vieles von dem, was meine Interviewpartnerinnen mir erzählten, hätte ich nicht in dem Ausmaß verstehen können, wenn ich nicht selbst Erfahrungen in einem emotional ähnlich konnotierten Bereich gemacht hätte oder es hätte mich emotional vielleicht mehr (über- bzw.) ge-fordert. Damit möchte ich weder sagen, dass ich alles bereits zu verstehen glaubte, was meine Gesprächspartnerinnen mir erzählten, noch dachte ich, über ihre Lebenswelten bereits Bescheid zu wissen. Es ging viel mehr darum, ihre individuellen und anderen Erfahrungen zu verstehen, um allgemein mehr Wissen über das Themenfeld zu generieren. Ähnliches stellte Nina Jacob (2008) fest, die in ihrer Forschungsarbeit „Understanding suicide“ mit Suizidhinterbliebenen forschte, nachdem sie ihren Bruder selbst durch Suizid verloren hatte. Was mir im Forschungsprojekt aber immer mehr bewusst geworden ist, ist, dass mit Vertrauen auch eine gesteigerte Macht zur Verletzung einhergeht, wenn dieses entgegengebrachte Vertrauen von mir missbraucht werden würde. Dieses Verletzungspotential wird mitunter dadurch größer, dass mit dem Vertrauen auch eine größere Offenheit einhergeht sich der forschenden Person gegenüber vulnerabel zu zeigen. Damit möchte ich ausdrücken, dass mehr Vertrauen in einer Forschungsbeziehung nicht unreflektiert als Vorteil betrachtet werden soll, sondern die Verantwortung, die dadurch zunimmt, mitbedacht und reflektiert werden muss.

Neben Vorteilen und Aspekten, die mir die Arbeit in dem Themenfeld durch meinen emotionalen bzw. biografischen Bezug erleichtert hat, möchte ich abschließend noch auf Herausforderungen und Probleme im Forschungsprozess eingehen, die sich in diesem Naheverhältnis begründen. Dazu schreibt Jacob (2008) treffend: "research about private and personal issues, particularly those concerned with taboo or sensitive topics can make people vulnerable." (Jacob 2008, 55) Vor genau dieser Vulnerabilität hatte ich Scheu und sie ließ mich im Prozess oft zögern. Zwar war mein Fokus nie auf eine (auto-)ethnografische bzw. (auto-)biografische Herangehensweise gerichtet, aber da das Selbst der Forschende in ihren Forschungen immer präsent ist, wie die Redewendung „Research is Me-Search“ ausdrückt, konnte ich die eigene Positionierung im Themenfeld nicht unkommentiert lassen. Die Reflexion der eigenen Geschichte ist in der Sozialforschung immer entscheidend, da die eigene Biografie wohl immer Einfluss auf das Forschungsthema hat und dieser Einfluss auf die Forschung eigentlich nicht unreflektiert bleiben darf. Wie groß das Ausmaß „traumatischer“ Erfahrungen sein mag, sollte dabei nebensächlich sein, da

es emotionale Themen und Bezugspunkte in allen Lebensgeschichten von Forschenden gibt, die auf ihre Forschung Einfluss nehmen. In meinem Dilemma zwischen Wissenschaftlichkeit und persönlicher Vulnerabilität einen für mich gangbaren Weg zu finden, war letztendlich die größte Herausforderung in diesem Projekt. Natürlich kam es auch zu emotionalen Herausforderungen im Forschungsprozess, die sich abseits von diesem Dilemma verorten lassen. Diese Herausforderungen bringt das Thema Gewalt gegen Kinder vermutlich mit sich, daher war es wichtig, geeignete Ansprechpartner*innen zu haben, bei denen ich mir Dinge von der „Seele reden“ konnte.

4.1.3 Sprechen über traumatische Erfahrungen in Forschungskontexten

„Die Narrativierung dieser Erfahrungen in autobiografischen Interviews setzt voraus, dass der Erzähler in der Lage ist, die Perspektive eines Erwachsenen einzunehmen, der sich an Erfahrungen seiner Kindheit zurückerinnert, und sich in dieser Erinnerung auf eine Kategorisierung zu beziehen, die ihm zum Zeitpunkt als die Erfahrung gemacht wurde, nicht zur Verfügung stand, teils weil die kognitive Entwicklung eine distanzierte Betrachtung und Bewertung des Verhaltens der Eltern nicht zuließ, teils weil eine solche Schuldzuweisung angesichts der Abhängigkeit von den primären Bindungspersonen das Gefühl der Sicherheit bedroht hätte.“ (Scheidt & Lucius-Hoene 2015, 36)

Für ein ethisches Vorgehen im Forschungsprozess war es außerdem wichtig sich intensive mit dem Thema des Sprechens über traumatische Erfahrungen in Forschungskontexten auseinanderzusetzen, einerseits um die Gefahr einer Retraumatisierung möglichst gering zu halten, andererseits ist es auch für die Analyse entscheidend sich mit der sprachlich-kommunikativen Darstellung von traumatischen Erfahrungen auseinanderzusetzen. Neben diesen wird zudem darauf eingegangen, worin generelle Probleme in der Erzählbarkeit von traumatischen Erlebnissen liegen können. In Kapitel 2.3 zum (kritischen) Verständnis von *Trauma wurde das* bereits kurz angeschnitten und wird an dieser Stelle weiter ausgeführt.

Loch schreibt dazu, dass vor allem Menschen, die sich als Erwachsene im Erinnerungsprozess an die in der Kindheit erlittenen Traumata befinden, häufig zu einem ambivalenten Umgang mit diesen Erfahrungen neigen, was auch in Interviews spürbar werden kann (Loch 2008, 1). Diese Ambivalenz bezieht sich häufig insbesondere auf das Sprechen über diese Erlebnisse. Zum einen ist da ein starkes Bedürfnis über die traumatischen Erfahrungen zu sprechen, was durchaus signalisiert wird. Zum anderen sind diese Erlebnisse jedoch mit einem starken Erzählwiderstand versehen. Das kann verschiedenste Gründe haben, zum Beispiel eine erwartete Überforderung des Gegenübers mit dem Thema sein kann. Der Wille zu sprechen hingegen wird hingegen oft von einem Wunsch getragen Erleichterung durch das Mitteilen der meist tabuisierten Gewalterlebnisse zu erfahren (ebd.).

Diese Ambivalenz zugleich schweigen und sprechen zu wollen, kann sich auch in doppelten Botschaften zeigen. Dann ist es sinnvoll nicht gegen den Widerstand der Betroffenen zu arbeiten bzw. sich an derer im Gesprächsverlauf deutlich werdenden „*Schutz- und Reparaturstrategien*“ zu orientieren (Loch 2008, 3 & Rosenthal 2002, 219). In der Biografieforschung wird von biografischen *Reparaturstrategien* gesprochen und nicht von Abwehrmechanismen und Coping-Strategien (Rosenthal 2002, 212). Unterstützend kann hierbei die Technik des „aktiven Zuhörens“ nach Carl Rogers aus der humanistischen Gesprächstherapie sein. Wichtig zu erwähnen ist, dass man sich in der Regel auf die überlebenswichtige Abwehr der Erzählenden verlassen kann. Das bedeutet konkret, Traumatisches oder Schwieriges wird nur soweit erzählt, wie es das eigene Abwehrsystem erlaubt. Eine Erkenntnis, die sehr für das narrative erfragen von heiklen Aspekten in der Biografie und generell für narrative Interviews mit Traumatisierten und Überlebenden von Gewalt spricht (Loch 2008, 3). Durchaus ist es sogar so, dass die Befragten im Vorhinein durch Nachfragen abzutasten versuchen, inwiefern sie der Interviewerin von ihren Erfahrungen erzählen können, ob die ZuhörerIn bereit ist darauf einzugehen oder ob sie stattdessen auf Abwehr stoßen (Rosenthal 2002, 219; Loch 2008, 3). Dieses Abtasten hat sich auch bei dem Interview mit *Silke Peeters* gezeigt, indem sie sich vergewisserte, inwieweit es mir „zumutbar“ sei näher auf die sexualisierte Gewalterfahrung einzugehen. Da Erzählungen von Traumatisierungen Hinweise auf Dissoziation und Verleugnung enthalten können, die dem sozialen Rahmen geschuldet sind (Loch 2008, 3), sollte die Vorsicht beim Nachfragen nicht über die Ängste und Abwehrmechanismen der Erzählenden hinausgehen (Rosenthal 2002, 219). Die meisten Betroffenen, die sich zu einer Interviewteilnahme bereit erklären haben zudem in der Regel eine sehr gute Einschätzung darüber, was sie sich zumuten können und wollen. Sinnvoll kann es daher sein zu Beginn eines Interviews Angebote zu machen wie z.B.: „Erzählen Sie alles, was Ihnen wichtig ist. Sie müssen mich nicht schonen“, da oft eigene Ängste in die Befragten projiziert werden, können solche sprachlichen Angebote dazu beitragen dem entgegenzuwirken (Kavemann 2016, 52). Sollte es dennoch passieren, dass die Erzählende zu stark in eine traumatische Erinnerung oder in eine Dissoziation rutscht, ist es wichtig, sie bei der Orientierung in der Gegenwart zu unterstützen. Konkret kann das bedeuten sie daran zu erinnern, dass sie sich gerade als erwachsene Frau aus der Gegenwartsperspektive ihren Kindheitserinnerungen zuwendet. Das Erkennen und Aufrechterhalten dieser Differenzierung zwischen einerseits Erzählung einer bedrohlichen Vergangenheit und andererseits der nicht bedrohlichen Gegenwart, ist dabei ein zentraler Aspekt im Interview (Loch 2008, 8).

Probleme in der Erzählbarkeit von traumatischen Erfahrungen

Weitere Schwierigkeiten beim Erzählen von kritischen Lebensereignissen oder traumatischen Erfahrungen hängen hingegen mehr mit der individuellen Ebene zusammen. Dass traumatische Erfahrungen oft nur nach einem längeren therapeutischen Prozess zur Sprache gebracht werden, liegt auch an der spezifischen Art und Weise, wie Erfahrungen mit traumatischer Qualität gespeichert bzw. erinnert werden, was dann zu den Problemen der Erzählbarkeit dieser Erfahrungen führen kann. Neben Probleme der

Erzählbarkeit, die dem interaktionalen Rahmen geschuldet sind, legen Beobachtungen nahe, dass Erinnerungen mit traumatischem Charakter gar nicht als in sich abgeschlossene Bilder im Gedächtnis vorhanden sind, die bei Gelegenheit versprachlicht werden könnten. Stattdessen können diese oft erst im Prozess einer narrativen Ko-Konstruktion Gestalt annehmen und spezifiziert werden (Scheidt & Lucius-Hoene 2015, 28f). Eine weitere Herausforderung bei der Erzählung von traumatischen Erfahrungen hängt mit der Kategorisierung dieser Erfahrungen zusammen. Die Kategorisierung einer Erfahrung als Misshandlung, Gewalt oder auch Missbrauch geht dadurch mit einer Handlungsstruktur von Täter*innenschaft und Opfer-sein einher und damit mit Schuld und Verantwortung. Vor allem bei bindungsbezogenen Traumatisierungen wiegen Verantwortung und Schuld besonders schwer (ebd.), wie Freyd (1997) durch ihre „betrayal trauma theory“ darstellt. Erlebnisse können also nur dann als Misshandlung oder Gewalt kategorisiert und als solche erzählt werden, wenn die damit verbundene Zuschreibung von Schuld und Verantwortung anerkannt und akzeptiert werden können. Gleichzeitig muss damit anerkannt werden hilflos gewesen zu sein. Ist das nicht möglich, bleibt eine Erzählung womöglich unschlüssig oder es kommt zu keiner nachvollziehbaren Schilderung der Ereignisse, da es die Struktur der Erzählung erfordert, dass die Erzählenden explizit oder implizit eine Bewertung des Erzählinhaltes vornehmen (Scheidt & Lucius-Hoene 2015, 29f & 36).

Sprachlich-kommunikative Darstellung von traumatischen Erfahrungen

Neben generellen Problemen überhaupt über traumatische Erfahrungen zu sprechen, setzten sich Deppermann und Lucius-Hoene (2005) intensiv damit auseinander, wie Traumata in autobiografischen Erzählungen konkret erzählt werden und wie die kommunikativen, sprachlichen und stimmlichen Verfahren der Darstellung von traumatischen Erlebnissen gestaltet werden. Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf die Darstellung der *emotionalen Beteiligung*, der *subjektiven Perspektive*, der *Bewertungen* (aus der Gegenwartsperspektive, aber auch in der erzählten Zeit) und von *Agency* gelegt (Deppermann & Lucius-Hoene 2005, 40ff). Wichtig festzuhalten ist, dass traumatische Erlebnisse in unterschiedlichen Formen dargestellt werden. Die folgenden Ausführungen sollen lediglich dazu dienen Hinweise und Ansatzpunkt für die Analyse von narrativen Interviews zu geben sowie mit möglichen sprachlich-kommunikativen Darstellungen von traumatischen bzw. emotional stark belasteten Erfahrungen vertraut zu werden.

Deppermann & Lucius-Hoene (2005) betonen, dass man nicht von „der“ Sprache des „Traumas“ sprechen kann. Die Spannweite möglicher traumabezogener Darstellungsphänomene und die unterschiedlichen moralischen und kognitiv-interpretativen Bedeutungen sind groß. Es besteht auch ein Kontinuum von der vollständigen Unfähigkeit die traumatische Situation sprachlich darzustellen bis hin zur ausgebauten detailreichen Erzählung (Deppermann & Lucius-Hoene 2005, 62). Als mögliche charakteristische Darstellungsreduktionen nennen die Autor*innen: *Nicht-narrative und enttemporalisierte Darstellungen*, *vage Darstellungen*, *Darstellungslücken*, *fehlende Kontextualisierungen*, *a-chronologische*

Darstellungen, Zeitebenenverschiebungen, ein berichtender Darstellungsmodus, Darstellungen mit reduzierter Selbst- und Fremdwahrnehmung bis hin zur Derealisierung und Deperonalisierung, *metanarrative Kommentare* die sich zum Beispiel auf Formulierungs- und Erinnerungsprobleme beziehen oder eine *inkrementelle Darstellung* (Deppermann & Lucius-Hoene 2005, 62f). Ebenso variantenreich ist die Darstellung der *subjektiven Beteiligung* und *Agency* in der traumatischen Situation – von der entsubjektivierten Schilderung, in der die erlebende Instanz überhaupt nicht thematisiert wird, bis hin zu der völlig gegenteiligen Schilderung, in der die situative Betroffenheit ausführlich dargelegt wird. Charakteristisch hingegen für alle Erzählungen mit traumatischem Charakter ist eine *reduzierte Agency*, dabei wird das erzählende Ich meist als hilflos dargestellt. Eine Entsubjektivierung und reduzierte Agency betreffen in vielen Fällen aber auch den Täter/die Täterin oder die Instanzen, die das Trauma verursacht haben (Deppermann & Lucius-Hoene 2005, 63ff). Es werden auch nur selten explizit Handlungen der Täter*innen oder Traumaverursacher*innen geschildert, womit auch eine moralische Wertung, wie z.B. Vorwürfe vermieden werden. Selten sind auch gegen den Verursacher/die Verursacherin gerichtete negative Affekte sowie die Zuschreibungen an diese von Verantwortlichkeit und Schuld. Dem entgegengesetzt finden sich jedoch öfter Selbstvorwürfe oder Argumentationen, die sich mit einer möglichen Mitschuld auseinandersetzen (Deppermann & Lucius-Hoene 2005, 68).

Anders als in Therapien sollten in Forschungskontexten, allein schon aus ethischen Gründen, keine Erinnerungen vorsätzlich initiiert werden. Stattdessen geht es in Forschungskontexten darum, Räume zu eröffnen, in denen schon zugängliche Erinnerungen ausgedrückt werden können (Loch 2008, 8). Erfasst werden soll jedoch auch, was stimmlich nicht ausgedrückt werden kann ist.

4.1.4 Die heilsamen Aspekte biografischen Erzählens

Die biografische Haupterzählung im narrativen Interview bietet nicht nur Forschenden die Möglichkeit zum Fremdverstehen, sondern sie bietet auch den Erzählenden die Möglichkeit sich selbst besser zu verstehen. Dieses Selbstverstehen kommt gerade dadurch zustande, dass die Haupterzählung autonom gestaltet werden kann. Somit richtet sich die Erzählung idealerweise ganz an den Relevanzen der Biografin aus und beinhaltet automatisch eine intensive Reflexion der eigenen Lebensgeschichte (Rosenthal 2002, 211).

Fritz Schütze sieht die heilsame Wirkung des biografischen Erzählens darüber hinaus darin, dass mit der Reflexion von „narrativ explizit gemachter traumatischer Erfahrungszusammenhänge und -passagen“ diese wieder für eine „konsistente Identitätskonzeption“ zurückgewonnen werden.“ (Fritz Schütze 1984, 108). Das bedeutet, dass durch das Erzählen, aus der biografischen Selbstwahrnehmung ausgeklammerte traumatische Lebensbereiche, ein Stück weit mehr in die gesamte Lebensgeschichte integriert werden können. Außerdem verhilft das Erzählen der gesamten Lebensgeschichte zu einem Gefühl von Kontinuität, welches durch traumatische Erfahrungen oft verloren geht (Rosenthal 2002, 217). Loch

schreibt, dass diese integrative Wirkung von vielen ihrer Interviewpartner*innen nach dem Gespräch als eine sehr positive Erfahrung beschrieben wurde (Loch 2008, 10). Zudem kann es heilsam sein, von einer Zuhörer*in in dem eigenen Leid anerkannt und gesehen zu werden. Natürlich ist das narrative Interview keine Therapie, in der die Gewalterlebnisse „vollständig“ bewältigt werden. Als erleichternd kann es dennoch erlebt werden, wenn Erlebnisse, die lange unaussprechlich waren, doch zur Sprache gebracht werden können. Die Sprachlosigkeit, die viele Gewaltüberlebende erleben, kann nämlich zusätzlich zu einem Gefühl der Andersartigkeit führen, weil das Gefühl Erlebnisse nicht erzählen zu können dazu beiträgt sich von denen, die nicht ähnliches erlebt haben, ausgeschlossen zu fühlen. Darunter kann zusätzlich gelitten werden (Rosenthal 2002, 217f). Das nicht über die Gewalterlebnisse sprechen können ergibt sich ebenso aus dem gesellschaftlichen und sozialen Wunsch zu „vergessen“, damit sich die „anderen“ in der Begegnung mit Gewaltüberlebenden nicht mit deren Schmerz auseinandersetzen müssen (Rosenthal 2002, 219).

Damit soll nicht gesagt werden, dass narrative lebensgeschichtliche Interviews von Menschen, denen Gewalt widerfahren ist immer als „heilsam“ erlebt werden, sondern dass auch potenziell positive Effekte beim Erzählen von emotional belastenden Lebensbereichen entstehen können. Die Interviewsituation soll daher von der interviewenden Person möglichst so gestaltet werden, dass diese positiven oder heilsamen Aspekte bei der Biografieträger*in entstehen könnten. Rosenthal fasst zusammen, wodurch konkret das Heilsame beim Erzählen von Lebensgeschichten konkret zustande kommen kann:

„entscheidend ist es, sich mit dem Erzählten in Distanz zur Vergangenheit zu setzen und sich mit der Weitererzählung in der Linearität der Erlebnisse [...] heraus zu erzählen. Damit können die Erzähler empfinden, wie sich die Gegenwart von der Vergangenheit unterscheiden, ohne jedoch das Vergangene als Bestandteil des eigenen Lebens zu verlieren.“
(Rosenthal 2002, 220)

4.1.5 Teilnehmer*inneninformation

Da es sich um ganze Lebensgeschichten handelt, umfasst der Datenschutz auch einen Schutz der gesamten Identität, weshalb nicht nur Namen, sondern auch Orte, Geburtsdaten, Institutionen, Arbeitgeber etc. verändert werden. Deshalb sind in Transkriptausschnitten stellenweise geschwärzte Stellen vorzufinden. Die Pseudonymisierung schließt auch die Personen mit ein, die von den Biografinnen im Interview erwähnt werden. Die Verschlüsselung, d. h. die Codes zu den personenbezogenen Daten, ohne die man die Daten rückblickend nicht mehr den einzelnen Personen zuordnen könnte, wurden bei der Transkription technisch wie organisatorisch getrennt von den pseudonymisierten Daten aufbewahrt (siehe: Studienpräses Uni Wien [PDF]). Nach Abschluss der Transkription wurden die Codes für die pseudonymisierten Daten gelöscht, da sie für den weiteren Forschungsprozess sowie der Auswertung nicht relevant waren. Um die Identität meiner Interviewpartnerinnen zu schützen, die in den

lebensgeschichtlichen Interviews von sensiblen und vulnerablen Lebensbereichen und -aspekten berichten, finden sich im Anhang dieser Arbeit keine vollständigen Transkripte.

Die Arbeit richtete sich nach den ethischen Richtlinien des „Ethik-kodex der Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) und des Berufsverbandes Deutscher Soziologen (BDS)“. Schriftlich wurde die informierte Einwilligung in Form einer Datenschutzmitteilung sowie einer Einverständniserklärung festgehalten, die im Dokument „Teilnehmer*inneninformation“ auch eine schriftliche Information zum Forschungsvorhaben enthält. Die Teilnehmer*innen-Information wurde im Vorgespräch besprochen und es wurde die Möglichkeit gegeben an den Interviewterminen bei Bedarf noch einmal darüber zu sprechen. Die Gesprächspartnerinnen bekamen das Dokument zudem schon vorab, um es sich in Ruhe durchlesen zu können. Zudem wurde den Gesprächspartnerinnen angeboten die Transkripte und Audioaufnahmen zu ihren Interviews nach Verschriftlichung zur Verfügung gestellt zu bekommen. Dieses Angebot wurde von einer Teilnehmerin angenommen.

TeilnehmerInnen-Information

Worum geht es in meiner Masterarbeit „zur Sprache bringen – von sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit“? Ich interessiere mich für die Lebensgeschichten von Menschen, die in der Kindheit (& Jugend) sexualisierte Gewalt erfahren mussten, also für alles, was in deinem Leben passiert ist und auch, was für dich zu deinem Leben dazugehört. Dafür führe ich Gespräche (narrative Interviews) mit mehreren Betroffenen. Mich interessieren dabei nicht nur die Dinge, die mit dem sexuellen Missbrauch zu tun haben, sondern auch alles andere, was für dich wichtig ist.

Was ist der Zweck der Studie? Wie du vielleicht weißt, ist das Thema sexualisierte Gewalt (gegen Kinder) ein gesellschaftliches Tabuthema. Das hat beispielsweise zur Folge, dass es Betroffenen, (also dir) besonders schwer gemacht wird, diese meist traumatischen Erfahrungen, aufzuarbeiten, da es unter anderem wenige und kaum finanzierte Hilfs- & Unterstützungsangebote gibt. Außerdem bleiben durch die Tabuisierung des Themas gesellschaftliche Strukturen, die diese Gewaltform ermöglichen, auch weiterhin bestehen. So kann es ebenfalls zu keiner gesellschaftlichen Aufarbeitung und Auseinandersetzung mit dem Thema kommen. Es fehlt ganz einfach an (Sprach-)Räumen, in denen über dieses Thema gesprochen werden kann. Hinzu kommt, dass es so oft die Opfer sind, die gesellschaftlich stigmatisiert und ausgegrenzt werden. Aufgrund all dieser Dinge, ist es besonders wichtig dem Thema öffentlich einen Raum zu geben und wissenschaftliche Forschungsergebnisse zu sammeln, um das Schweigen, welches das Thema umgibt, aufzubrechen und Missstände „zur Sprache“ zu bringen.

Und genau dafür brauche ich deine Unterstützung. Die Stimmen von Überlebenden dieser Gewalttaten, die von ihren Erfahrungen und Erlebnissen erzählen, sind enorm wichtig, um von ihren Perspektiven zu lernen. Das

übergeordnete Ziel wäre es durch Informationen von Betroffenen Präventionsmaßnahmen und Hilfsangebote auch wirklich dort anzusetzen, wo sie dringend benötigt werden.

Wie läuft unser Gespräch ab? Unser Gespräch kann an einen oder mehreren Terminen stattfinden, je nachdem, wie viel du erzählen möchtest. Dabei würden unsere einzelnen Treffen jeweils maximal vier Stunden dauern. Zuerst werde ich dich darum bitten, mir deine Lebensgeschichte zu erzählen, für die du dir so viel Zeit nehmen kannst, wie du möchtest. Dabei werde ich dich nicht unterbrechen und dir keine Zwischenfragen stellen, sondern mir nur ein paar Notizen machen. Erst, wenn du mit deiner Erzählung abgeschlossen hast, werde ich dir meine Fragen stellen. Wenn du Fragen von mir nicht beantworten möchtest, ist das natürlich okay. Ganz am Ende werden wir gemeinsam noch einen kurzen Fragebogen durchgehen und eine sogenannte Netzwerkkarte zeichnen. Mir ist wichtig, dass du weißt, unser Gespräch kann jederzeit von dir beendet werden und nur du entscheidest darüber, was du mir erzählen willst und worüber du lieber nicht sprechen möchtest. Du entscheidest auch darüber, worauf du deinen Fokus in deiner Erzählung von deiner Lebensgeschichte legen möchtest und hast den Freiraum, sie so zu gestalten, wie es dir wichtig erscheint. Auch ist es nicht notwendig für die Studie traumatische Erfahrungen explizit zu schildern. Du kannst diese komplett aussparen, sie nur andeuten oder sie mir soweit erzählen, wie es sich für dich richtig anfühlt. Das bleibt ganz dir überlassen.

Der Nutzen und die Risiken für dich bei unserem Gespräch: Das Erzählen von belastenden Lebensphasen, die traumatische Erlebnisse beinhalten, kann mitunter sehr aufwühlend sein und im schlimmsten Fall retraumatisierend. Jedoch kann das Erzählen auch eine sehr heilsame Wirkung haben, wofür ich auch alles

Kontakt: Michelle Terschi

Studentin in der Studienrichtung Soziologie an der Universität Wien (Rooseveltplatz 2, 1090 Wien)

E-Mail: a01611278@unet.univie.ac.at | Tel.: +43 670 6064601 | Adresse: Vinzenzgasse 16/5, 1180 Wien

mir mögliche tun werde. Es ist mir ist nämlich besonders wichtig, dass unser Gespräch für dich eine gute Erfahrung darstellen wird. Das heißt auch, das Erzählen sollte für dich viel mehr eine entlastende und keine belastend Wirkung haben. Wenn du glaubst, dass es für dich im Moment zu belastend sein könnte über deine Lebensgeschichte zu sprechen, ist das natürlich okay und dann mach lieber nicht mit. Dein Wohlbefinden ist wichtiger.

Datenschutzmitteilung:

Der Schutz deiner Identität

Bevor ich mit dem Inhalt unseres Gespräches arbeiten werde, verändere ich all deine persönlichen Daten (Name, Wohnorte, Institutionen und Einrichtungen, in denen du einmal warst, Arbeitgeber, usw.) und auch die Daten von anderen Personen, die du im Interview erwähnst. So weiß später niemand, wer das gesagt hat und du bist für niemanden mehr erkennbar. Man nennt das Pseudonymisierung. Das bedeutet z.B., dass dein Name von mir verändert wird, um dich zu schützen.

Was passiert mit unseren Gesprächen?

Unser Gespräch bzw. unsere Gespräche werden aufgenommen, damit ich sie dann im nächsten Schritt ganz genau abschreiben kann. Schon im Zuge dessen wird dein Name geändert sowie all deine anderen sensiblen Daten, um dich zu schützen. Wenn du möchtest, dann werde ich dir die Verschriftlichung

unseres Gesprächs zum Lesen geben, bevor ich irgendetwas damit mache. Um einem wissenschaftlichen Anspruch gerecht zu werden, würde ich die verschriftlichten und anonymisierten Gespräche gerne in einer Gruppe mit anderen Studierenden besprechen. Das mache ich deshalb, damit ich all die Gespräche, die ich für diese Masterarbeit führen werde, angemessen auswerten und interpretieren kann.

Aufbewahrt werden unsere Gespräche von mir in Form von Audioaufnahmen und Transkripten und ich werde sie für meine wissenschaftlichen Arbeiten verwendet. Das Transkript wird bei meiner Arbeit am Ende in anonymisierter Form im Anhang zu finden sein. Auch müssen laut Universitätsgesetz Abschlussarbeiten veröffentlicht werden (durch das Aufstellen in der National- und Universitätsbibliothek) und sie sind üblicherweise ebenso online zugänglich. Aber niemand wird erkennen können, dass bestimmte Aussagen, die in meiner Arbeit zu lesen sein werden, von dir sind. Außerdem werde ich den Kurzfragebogen und die Netzwerkkarte aufheben, diese werden jedoch nicht ausgefüllt im Anhang meiner Arbeit zu finden sein.

Einverständniserklärung:

Gesprächspartner/ Gesprächspartnerin:

- Ich habe das TeilnehmerInnen-Informationsblatt gelesen, wurde über das Forschungsvorhaben informiert und verstehe, worum es geht.
- Ich wurde in einem Vorgespräch über die Gesprächssituation aufgeklärt.
- Ich mache freiwillig beim Interview mit.
- Ich bin damit einverstanden, dass meine Gespräche in Form von Audioaufnahmen und in geschriebener Form aufbewahrt werden und dass das anonymisierte Transkript mit anderen Studierenden für Studienzwecke geteilt werden darf.

Kontakt: Michelle Terschi

Studentin in der Studienrichtung Soziologie an der Universität Wien (Rooseveltplatz 2, 1090 Wien)

E-Mail: a01611278@unet.univie.ac.at | Tel.: +43 670 6064601 | Adresse: Vinzenzgasse 16/5, 1180 Wien

- Ich weiß, dass meine persönlichen Daten so verändert werden, dass niemand, der meine Gespräche liest, erfährt wer ich bin.
- Ich bin damit einverstanden, dass pseudonymisierte Ausschnitte aus meinen Gesprächen in Arbeiten von der Verantwortlichen dieser Forschung verwendet werden dürfen.
- Ich hatte die Möglichkeit, Fragen zum Forschungsvorhaben und zur Verwendung meiner Gespräche zu stellen.
- Ich weiß, dass ich meine Einwilligung jederzeit widerrufen kann, alle Aussagen, die bis zu diesem Zeitpunkt in der wissenschaftlichen Arbeit verwendet wurden, müssen allerdings nicht aus der Arbeit entfernt werden.

Name der/des GesprächspartnerIn

Unterschrift

Datum

Verantwortliche der Studie:

- Ich habe mit meinem/meiner Gesprächspartner/In über mein Forschungsvorhaben gesprochen und darüber aufgeklärt sowie erklärt, dass die verschriftlichten Gespräche archiviert werden.
- Ich habe meinem/meiner Gesprächspartner/In die Möglichkeit gegeben, Fragen zu stellen.
- Ich werde keine persönlichen und privaten Informationen über meinen/meine Gesprächspartner/In an andere Personen weitergeben.

Michelle Terschi

Unterschrift

Datum

Für grundsätzliche juristische Fragen im Zusammenhang mit der DSGVO/FOG und studentischer Forschung kannst du dich an den Datenschutzbeauftragten der Universität Wien, Dr. Daniel Stanonik, LL.M. (verarbeitungsverzeichnis@univie.ac.at) wenden. Zudem besteht das Recht der Beschwerde bei der Datenschutzbehörde (bspw. über dsb@dsb.gv.at).

Kontakt: Michelle Terschi

Studentin in der Studienrichtung Soziologie an der Universität Wien (Rooseveltplatz 2, 1090 Wien)

E-Mail: a01611278@unet.univie.ac.at | Tel.: +43 670 6064601 | Adresse: Vinzenzgasse 16/5, 1180 Wien

4.2 Umsetzung: Das lebensgeschichtliche narrative Interview

Die Emotionalität und Tabuisierung, die mit dem Thema einhergehen, können den Interviewpartnerinnen viel abverlangen, weshalb es wichtig war, die Interviewsituation so zu gestalten, dass sie für die Teilnehmenden eine möglichst angenehme Erfahrung wurde (Helfferich et al. 2016, 6ff). Dafür war es wichtig, ausführlich über das Forschungsvorhaben zu informieren und den Teilnehmenden zu vermitteln, dass das Gespräch jederzeit von ihnen abgebrochen werden könne und dass Pausen eingelegt werden könnten (Kavemann 2016, 58), was allerdings nicht vorkam. Die Information zum Forschungsvorhaben und zur Interviewsituation geschah online in einem persönlichen Vorgespräch. Zusätzlich gab es eine schriftliche Ausführung in Form der Teilnehmer*inneninformation, die oben zu sehen ist und in der die Teilnehmenden auch zu einem späteren Zeitpunkt nachlesen konnten, falls Punkte vergessen wurden.

Gewalt, so auch sexualisierte Gewalt, ist typischerweise ein Prozess sowie manchmal ein hochdynamisches Geschehen. Trotha plädiert für eine Soziologie der Gewalt, in der die „Logik der Gewalt“, mit ihren fundamentalen Bausteinen und ihren wechselseitigen Beziehungen analysiert wird (Trotha 1997, 21). Auch das Sprechen über diese Gewaltwiederfahrnisse ist ein interaktiver Prozess. Soziologische Analysen zu Gewalt sollen daher das gewaltsame Handeln und Leiden der Beteiligten, deren Wahrnehmungen, Denken und Empfinden, die Beziehung zwischen Täter*innen, Unterstützungspersonen, Zuschauern und Opfern in den Blick nehmen, was laut Trotha durch eine *dichte Beschreibung* (nach Geertz z.B. 1987) der Gewalt ermöglicht wird (ebd.).

Das narrative Interview, in welchem lebensgeschichtliche Prozesse zum Ausdruck kommen, ist eine solche „dichte Beschreibung“. Zusätzlich erlaubt die Interviewmethode eine besonders zurückhaltende und sensible Interviewführung, bei der die Entscheidung, worüber wie viel erzählt wird, bei den Interviewpartner*innen bleibt und die eigene Relevanzsetzung Raum bekommt. Ein zentrales Prinzip qualitativer Sozialforschung ist jenes der *Offenheit* (Hoffmann-Riem 1980, 343f), dessen methodologische Anforderungen von der Methode des *narrativen Interviews* nach Fritz Schütze ebenfalls erfüllt werden. Aufgrund all der dargestellten Gründe wurde das narrative Interview als Erhebungsmethode ausgewählt.

Die Umsetzung der Interviews erfolgte sowohl online als auch analog mit drei Frauen, die in ihrer Kindheit (und Jugend) im familiären Kontext im weiteren Sinne von sexualisierter Gewalt betroffen waren. Dabei fanden die Gespräche mit den einzelnen Teilnehmenden zu jeweils zwei und einmal zu drei Terminen statt und ergaben insgesamt ein Material von über 20 Interviewstunden. Den Zugang zu meinen Interviewpartnerinnen bekam ich durch meinen erweiterten Bekanntenkreis, jedoch ist wichtig festzuhalten, dass zu den von mir interviewten Frauen zuvor weder eine private Beziehung bestand. Der Kontakt endete nach Abschluss der Interviews abseits von wenigen organisatorischen Absprachen wie dem Zusenden der Interviewdokumentationen. Noch hatte ich zuvor Kenntnisse über ihre

Lebensgeschichten. So weit ich weiß, stehen die Interviewpartner*innen ebenfalls in keiner Beziehung zueinander und leben in unterschiedlichen Teilen Österreichs. Die drei Frauen gehören außerdem unterschiedlichen Altersgruppen (sowie sozialen Milieus) an, was insofern interessant ist, als analysiert werden kann, wie sich die individuelle und gesellschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema über die Generationen hinweg verändert hat. Dies war jedoch im Zuge dieser Arbeit nicht vollends möglich. Die älteste Interviewteilnehmerin war Anfang/Mitte fünfzig Jahre alt, die zweite Anfang/Mitte dreißig und die jüngste zwanzig Jahre alt. Die Eingrenzung des Themas auf innerfamiliäre Gewalterfahrungen in der Kindheit (und Jugend) ergab sich aufgrund der Biografien der Interviewpartnerinnen. Durchgeführt wurden die Interviews mit den einzelnen Gesprächspartnerinnen in einer für die Biografinnen vertrauten Umgebung, was bei der Verortung in der Gegenwart unterstützten sollte (Loch 2008, 8), etwa den eigenen Wohnungen der Interviewpartnerinnen. Die Entscheidung wurde dabei den Interviewpartnerinnen überlassen, daher kam es auch zu online Durchführungen mittels Videotools.

Zentral für die Durchführung der narrativen Interviews zu dieser sensiblen Thematik war eine Grundhaltung des wirklich zurückhaltenden und gleichwohl aufmerksamen Zuhörens. Rosenthal hält für die Gesprächsführung von lebensgeschichtlichen Interviews folgende Prinzipien fest, an denen ich mich orientiert habe:

- *Raum zur Gestaltentwicklung*
- *Förderung von Erinnerungsprozessen*
- *Förderung der Verbalisierung heikler Themenbereiche*
- *Eine zeitliche und thematisch offene Erzählaufforderung*
- *Aufmerksames und aktives Zuhören*
- *Sensible und erzählgenerierende Nachfragen*
- *Hilfestellung beim szenischen Erinnern*

(Rosenthal 1995, 186)

Bei biografisch-narrativen Interviews ist es außerdem wichtig, die Erzählaufforderung anhand derer um die Erzählung der Lebensgeschichte gebeten wird relativ allgemein zu halten, um Themeneinschränkungen zu vermeiden und anschließend bei der Präsentation der *Haupterzählung*, nicht mit Detailierungsfragen, etc. zu unterbrechen. Erst in der zweiten Phase des Gesprächs, dem *Nachfrageteil*, kann mit Hilfe von erzählgenerierenden Nachfragen zu weiteren Erzählungen motiviert werden (Rosenthal 1995, 186f). Das narrative Interview gliedert sich dabei in die Teile der Erzählaufforderung, der Haupterzählung der Interviewpartnerin, den internen Nachfrageteil, den externen Nachfrageteil sowie den Interviewabschluss (Loch & Rosenthal 2002, 226).

Die Interviewpartner*in wird als Expert*in ihres oder seines Lebens und ihres/seines Alltags angesehen, da sich gezeigt hat, dass Menschen viel von ihrem Leben „wissen“. Dieses Wissen ist ihnen dabei vor allem auf der Ebene der erzählerischen Darstellung und weniger auf der Ebene von Theorien verfügbar

(Rosenthal 1995, 190f), weshalb Rosenthal es als zentral erachtet, den Autobiograf*innen *Raum zur Gestaltentwicklung* zu geben.

„Wie Autobiograph seine Präsentation gestaltet, worüber er erzählt, was er ausläßt und in welche thematischen Felder er welche biographischen Erlebnisse einbettet, gibt uns Aufschluß über die Struktur seiner biographischen Selbstwahrnehmung und die Bedeutung seiner Lebenserfahrung.“ (Rosenthal 1995, 193)

Das Nicht-Unterbrechen in der Haupterzählung ist auch insofern enorm wichtig, als mit der autonomen Gestaltung der Lebenserzählung ebenso die *Förderung von Erinnerungsprozessen* verbunden ist. Jede Frage unterbricht den Fluss der Erinnerung (Rosenthal 1995, 195). Eine nonverbale Unterstützung des Erzählvorgangs als Zuhörer*in ist dennoch sehr wichtig. Dieses *aufmerksame Zuhören* erfolgt beispielsweise mit parasprachlichen Bekundungen wie „mhm“ und vor allem durch Blickkontakt, Mimik und Körperhaltung. Damit soll den Erzählenden gezeigt werden, dass sie mit ihren Erlebnissen angenommen werden und der Versuch unternommen wird sie zu verstehen. Desinteresse oder Ablehnung, beispielsweise durch leichtes Kopfschütteln oder das aufmerksame Betrachten von anderen Dingen, sind dagegen gesprächshinderlich. Wenn die Erzählung ins Stocken gerät kann gefragt werden, wie es anschließend an bereits Erzähltes weiter ging oder an was sich die Erzählende sonst noch erinnern kann. Neben dem passiven Zuhören können auch Techniken des aktiven Zuhörens aus der klientenzentrierten Gesprächsführung eingesetzt werden, um bei der Erzählung zu unterstützen (Rosenthal 1995, 200). So kann ein gelegentliches Paraphrasieren des Erzählten, also die knappe Wiedergabe des Inhaltes in eigenen Worten, gesprächsfördernd wirken. Wenn z. B. geweint wird, kann versucht werden zu verbalisieren, was gerade im Gegenüber der Interviewpartner*in vor zu gehen scheint. Beispiele solcher Verbalisierungen sind etwa „dies berührt Sie heute noch sehr“ oder bei Wut „Sie waren damals sehr wütend“. Dieses Verbalisieren von Emotionen kann die Tür zu weiteren Thematisierungen öffnen und bei schwierigen und emotionalen Erlebnisinhalten hilfreich sein, sollte jedoch sparsam in der Haupterzählung angewendet werden. Signalisiert die Erzählende, dass die Erzählung zu Ende ist, kann zum Nachfrageteil übergegangen werden (Rosenthal 1995, 201).

4.2.1 Vorgespräch für das narrative Interview

Das Vorgespräch vor den Interviewterminen wurde mit jeder Interviewpartner*in online durchgeführt. Im vorhinein wurden außerdem Informationen über Hilfsangebote und entsprechende Fachberatungsstellen eingeholt um bei Bedarf an diese weiterverweisen zu können (Helfferich et al. 2016, 6ff). Hierauf musste allerdings nicht zurückgegriffen werden. In dem Vorgespräch wurde zum einen ausführlich über das Forschungsvorhaben, den Gesprächsablauf, die Vorgehensweise bezüglich Anonymisierung und Schutz der Identität informiert und aufgeklärt. Das heißt, es wurden die Einverständniserklärung und die Datenschutzmitteilung gemeinsam durchgegangen und besprochen. Zum anderen stand das

Vorgespräch als ein Raum für Fragen und Unsicherheiten jeglicher Art zur Verfügung und es kam zu einer Absprache des Interviewsettings, die gemeinsam getroffen wurde. Im Vorgespräch habe ich zudem versucht abzutasten ob sich die Gesprächspartnerinnen gerade in einer akuten Krisensituation befinden, da es aus mehreren Gründen in solchen nicht sinnvoll ist die Lebensgeschichte zu erzählen. Die Wahrscheinlichkeit einer heilsamen Wirkung des Erzählens ist in solchen Situationen ebenfalls eher gering (Rosenthal 2002, 207 & 221). Im Zuge dieses Vorgesprächs habe ich mit meinen Interviewpartnerinnen zudem besprochen, ob und wie sie therapeutisch bzw. psychologisch angebunden sind, da lebensgeschichtliche Erzählungen bei den Erzählenden auch über das Interview hinaus nachwirken können. Außerdem wurde bei diesem Onlinetreffen ein Termin für das eigentliche Interview vereinbart und die Möglichkeit von mehreren Gesprächsterminen besprochen sowie gemeinsam ein maximales Zeitfenster für Gesprächstermine thematisiert oder festgelegt, was bei den Frauen unterschiedlich ausfiel.

4.2.2 Erzählaufforderung und Haupterzählung

Die Erzählaufforderung für die Einleitung der biographischen Haupterzählung lautete wie folgt:

*„Ich möchte dich bitten mir deine Lebens- und Familiengeschichte zu erzählen, mit all den Erlebnissen, die dir so einfallen und die für dich persönlich wichtig (oder prägend) waren. Du kannst dir dabei so viel Zeit nehmen, wie du möchtest. Ich werde dich erstmal auch nicht unterbrechen während du erzählst, sondern mir meine Fragen für später notieren. Sollten wir heute nicht genügend Zeit haben, dann können wir uns gerne, wie besprochen, für ein weiteres Gespräch zusammensetzen. Wenn du möchtest kannst du nun einfach mit den ersten Erlebnissen oder Erinnerungen beginnen, die dir gerade in den Sinn kommen.
Alles, was dir einfällt ist wichtig.“*

Die Erzählaufforderung wurde bewusst sehr offen gehalten und definiert keinen thematischen Rahmen. Durch das Vorgespräch wussten die Gesprächspartnerinnen bereits von meinem Forschungsinteresse bzw. wussten sie schon, dass es um sexualisierte Gewalterfahrungen aus der Kindheit geht, als ich sie um Interviews anfragte. Daher war es in der Erzählaufforderung weder notwendig noch förderlich darauf noch einmal Bezug zu nehmen. Mir war wichtig, dass meine Gesprächspartnerinnen das Gefühl bekamen, dass ich nicht nur an den Teilen ihrer Biografie interessiert bin, die den Themenbereich sexualisierte Gewalt enthalten, sondern auch an allen anderen, was ich im Vorgespräch vermittelte. Auch Loch und Rosenthal schreiben explizit, dass es bei traumatisierten Menschen (wie bei allen stigmatisierten Bereichen einer Biografie) wichtig ist darauf zu achten, dass wir sie in ihrer Biografie oder sozialen Identität nicht auf ihre Traumatisierung reduzieren. Weiters bedeutet das, dass wir uns auch sichere Bereiche ausführlich erzählen lassen (Loch & Rosenthal 2002, 227). Auf keinen Fall sollte daher eine Einstiegsfrage mit einer indirekten Aufforderung beginnen, die erste Erinnerung an eine traumatische Erfahrung zu erzählen (Loch & Rosenthal 2002, 228). Damit würde das Gespräch direkt schwierig

und eventuell mit Sprachblockaden beginnen, womit es für das Gegenüber vermutlich herausfordernder wird, in einen Erzählfluss zu gelangen (Rosenthal 1995, 200f).

4.4.3 Nachfrageteil

Beim erzählinternen Nachfragen wurden noch keine Themen angeschnitten, die von der Erzählenden in der Haupterzählung komplett ausgelassen wurden. Damit wird vermieden, dass gegen die Abwehrmechanismen der Biografie gearbeitet wird (Rosenthal 2002, 211f), was in den meisten Fällen ohnehin nicht zu einer Redebereitschaft führt. Stattdessen wurde durch erzählgenerierendes Nachfragen aufgegriffen, was in der Haupterzählung eingebracht wurde und noch unklar blieb bzw. worüber es interessant gewesen wäre mehr zu erfahren. Das Nachfragen erfolgte in der Reihenfolge der Notizen, also der chronologischen Reihenfolge, in welcher die Biografieträgerin die Ereignisse in die Haupterzählung einfließen hat lassen. Rosenthal berichtet, dass durch „Zugzwängen“ des Erzählens und einem gewachsenen Vertrauensverhältnis die bisher vermiedenen Bereiche im Zuge des internen Nachfrageteils oft von selbst angeschnitten werden (ebd.).

Erst im externen Nachfrageteil wurde explizit nach womöglich vermiedenen Themen gefragt. Es wurde jedoch akzeptiert, wenn die Gesprächspartnerin weiterhin bestimmten Themen ausweichen wollte, weshalb keine wiederholten Fragen stattfanden (ebd.). So wollte eine Gesprächspartnerin etwa nicht näher auf die Thematik Essen und Essstörung eingehen, während sie jedoch über den Hergang der sexualisierten Gewalterfahrung ausführlich erzählte, nachdem sie sich bei mir rückversichert hatte, dass es der Rahmen hergeben würde und mir das nicht zu „triggernd“ sei. Eine andere Gesprächspartnerin wollte zunächst nicht weiter auf die sexualisierten Handlungen ihres Vaters eingehen, da sie meinte sich zu sehr zu schämen, erzählte am Ende des Interviews unaufgefordert dann allerdings doch von einer Situation, die ihr plötzlich wieder einfiel.

Neben dem immanenten Nachfrageteil wurden folgende (mögliche) exmanente Fragen ausgearbeitet, die sich auf das Forschungsinteresse bezogen, die jedoch nicht alle bei jeder Interviewpartnerin gestellt wurden:

Kannst du mir von der Situation erzählen, als du dich das erste mal jemanden anvertraut hast bzw. mit jemandem über die erfahrene sexualisierte Gewalt gesprochen hast?

Sprichst du heute (noch) darüber? Mit wem? Wenn nicht, warum nicht, was hindert dich daran?

Wann ist dir so richtig bewusst geworden, dass der sexuelle Missbrauch Folgen für dich hat?

Wann hast du aktiv begonnen den sexuellen Missbrauch aufzuarbeiten?

Welche Bedeutung hat das darüber Reden oder Schweigen für dich persönlich? Welche Auswirkungen, glaubst du, hatte es auf dein Leben?

Welcher Begriff ist für dich persönlich am stimmigsten: sexueller Missbrauch, sexualisierte Gewalt oder sexuelle Gewalt?

Wie findest du wird in Österreich in der Öffentlichkeit über sexuellen Missbrauch berichtet/geschrieben/gesprochen?

Was denkst du hilft dir bzw. hat dir bei der Aufarbeitung/ im Bewältigungsprozess der erfahrenen Gewalt am meisten geholfen?

Was glaubst du hätte dir als Kind geholfen, was hättest du damals gebraucht? Und was brauchst du heute als erwachsene Überlebende?

Wie würdest du dir wünschen, dass die Gesellschaft mit sexualisierter Gewalt gegen Kinder umgeht?

Wie würdest du dir wünschen, dass sie mit Betroffenen umgehen?

(Wie müssten deiner Meinung nach Präventionsmaßnahmen aussehen, um sinnvoll zu sein?)

(Was hältst du von den Begriffen Kinderschänder, Pädophile, Kinderpornografie, Überlebende?)

Neben dem Einblick in die Abwehrmechanismen bzw. Reparaturstrategien und traumatischen Erfahrungen meiner Gesprächspartnerinnen, wurden im Laufe der Haupterzählung ebenso Einblicke in die sicheren Bereiche ihrer Biografie gewonnen, was für den Nachfrageteil und den Abschluss eines Interviewtermins ebenso wichtig war. Das zeitlichen „herauserzählen“ aus belastenden Lebensbereichen ist in narrativen Interviews für das Wohl der Erzählenden wichtig, weshalb versucht wurde den Biografinnen genügend Raum zu lassen, um ebenso ausführlich über sichere Bereiche oder positive Aspekte ihrer Biografie zu erzählen. Dabei kann es beispielsweise um Lebensphasen gehen, in denen es vorrangig um Stabilisierung ging oder man fragt nach ihren „sicheren Orten“ (Rosenthal 2002, 212f). Zum Beispiel habe ich mir bei einer Gesprächspartnerin am Ende unseres ersten Termins von ihrem Hund erzählen lassen, um das Interview nicht mit dem Thema des traumatischen sexuellen Übergriffs zu beenden. Bei einer anderen Gesprächspartnerin habe ich nach dem Kennenlernens ihres Freundes gefragt, da ich bereits erfahren hatte, dass sie die romantische Beziehung zu ihrem Freund als sicher und „gesund“ erlebt.

4.2.4 Interviewabschluss

Der Interviewabschluss eines biografisch-narrativen Interviews sollte möglichst im Konsens stattfinden. Abschließende Fragen die ich gestellt habe waren:

Wenn du auf dein bisheriges Leben zurückblickst, was würdest du sagen war dein schwierigstes Erlebnis oder deine schwierigste Lebensphase?

Und dann noch unbedingt: Und was waren deine schönsten Erlebnisse oder die schönste Lebensphase?

Was wünschst du dir für die Zukunft / für dein weiteres Leben?

Gibt es noch irgendetwas, was du noch gerne erzählen möchtest oder du mir sagen willst?

Wie war das Gespräch für dich?

Was hat dich motiviert mitzumachen?

Zusätzlich habe ich am Ende mit einer Gesprächspartnerin gemeinsam eine Netzwerkkarte erstellt sowie einen Sozialstatistik-Kurzfragebogen ausgefüllt, von den anderen beiden Gesprächspartnerinnen wurden diese selbstständig erstellt bzw. ausgefüllt und mir zugesandt. Diese Netzwerkkarte und der Kurzfragebogen waren dabei weniger für die konkrete Auswertung relevant, sondern dienten hauptsächlich mir, um den Eindruck, den ich von meinen Interviewpartnerinnen bekommen hatte, noch einmal zu erweitern. Die Einverständniserklärung und die Datenschutzmitteilung wurden bei Bedarf noch einmal gemeinsam durchgegangen und unterschrieben. Eine Kopien davon, blieb bei der Gesprächspartnerin.

4.2.5 Auswertung: Narrationsanalyse

Für die Auswertung der Interviews wurde an manchen Punkten die Hilfe einer Interpretationsgruppe hinzugezogen, die sich aus vier weiteren Masterstudierenden der Soziologie zusammensetzte. Die Mitglieder der Interpretationsgruppe arbeiteten aus Datenschutzgründen von Anfang an nur mit den anonymisierten Daten. Ausgewertet wurde mit der Methode der Narrationsanalyse nach Fritz Schütze.

Im Wesentlichen geht es bei der Narrationsanalyse um das Herausarbeiten von Prozessstrukturen und die Art und Weise, wie die Erzählerin in ihren eigenen Deutungen Bezug auf diese Prozessstrukturen nimmt. Die Narrationsanalyse ist ein Verfahren, das explizit erzähltheoretisch fundiert ist und stark textanalytisch vorgeht. Der Erzähltheorie zugrunde liegt die Annahme, dass „Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen diejenigen sprachlichen Texte sind, die den Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns und Erleidens am nächsten kommen“ (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 229). Fritz Schütze selbst sprach von der „Biographieanalyse“ oder „Interaktionsanalyse“. In der Literatur hat sich jedoch der Begriff der Narrationsanalyse durchgesetzt (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 223f). Der Fokus der Auswertung liegt auf dem narrativen Aufbau des Erzählten und der Beziehung zwischen den unterschiedlichen Formen der Sachverhaltsdarstellung. Mit der Analyse soll soziale Wirklichkeit dabei so erfasst werden, wie sie sich aus Sicht der Interviewpersonen darstellt. Dafür werden die Geschehnisse die stattgefunden haben, rekonstruiert, wie auch die Wahrnehmungsweisen der Erzählenden und ihnen zugrunde liegende Orientierungen und Deutungen rekonstruiert (Kleemann et al. 2013, 64). Voraussetzungen für eine Narrationsanalyse sind längere narrative Passagen, die sich vom Aufbau bis zum Abschluss der Erzählung möglichst ungestört entwickeln konnten – das heißt nicht von Interviewinterventionen geleitet wurden. Längere narrative Darstellungen, in denen ein sozialer Prozess „kontinuierlich“ zum Ausdruck gebracht wird, sind daher grundlegend für die Analyse (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 225).

Die gesellschaftliche Rolle und Bedeutung von Sprache waren auch für Fritz Schütze wichtig, wobei er sich insbesondere mit der Frage auseinandersetzte, wie Sprache zum Aufbau sozialer Ordnung beiträgt. Daher sind in der Narrationsanalyse Kenntnisse aus der linguistischen Erzählanalyse enthalten (Labov 1980), wobei Schütze den Fokus auf die Ordnungsprozeduren richtet, die in interaktiven Situationen

wirksam sind. Von besonderem Interesse sind die „Mechanismen der Konstitution von Handlungsschemata sowie von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung“, also das *Erzählen*, *Argumentieren* und *Beschreiben*. Es geht jedoch keinesfalls nur um die Ordnung des Sprechens, sondern auch um deren Relation zur gelebten und erfahrenen Praxis, das Handeln und Erleiden von Subjekten und deren sinnhafte Orientierung in der sozialen Welt (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 226f). *Erzählung*, *Argumentation* und *Beschreibung* unterscheiden sich durch bestimmte formale Strukturen, die in der Narrationsanalyse unterschieden werden.

Die Analyse des von mir ausgewählten Eckfalls Silke Peeters, gliederte sich in die folgenden vier bzw. fünf Schritte:

1.) Formalen Textanalyse bzw. formale Textsortendifferenzierung

Der Text wurde in diesem ersten Schritt anhand formalsprachlicher Kriterien auf seine Struktur hin analysiert. Festgehalten wurde dabei in welchen Passagen welche Darstellungsform (Erzählung, Beschreibung, Argumentation) dominant war, d. h. die narrativen Textpassagen wurden von den nicht-narrativen unterschieden. Nicht der Inhalt des Gesagten war dabei ausschlaggebend, sondern die Art der sprachlichen Darstellung (Riemann 1987, 55) (Kleemann et al. 2013, 65). Außerdem erfolgte in diesem Schritt eine Segmentierung der Erzählung in formale Sequenzen. Das bedeutet, dass die sequenzielle Abfolge einzelner Erzählabschnitte herausgearbeitet wurde, die durch sprachliche Merkmale wie insbesondere *Rahmenschaltelemente* voneinander abgetrennt sind. An diesen wurde sich orientiert wurde, aber auch an formalen Markierern, wie langen Pausen, Textsortenwechsel oder Themenwechsel. *Rahmenschaltelemente* können Formulierungen sein wie „Ja und dann“, „auf einmal“, „ja erstmal“, etc. und dienen in der Erzählung dazu Darstellungseinheiten abzuschließen und neue anzukündigen, wodurch sie Segmente oft voneinander abgrenzen (Riemann 1987, 55 & 99; Kleemann et al. 2013, 76f & 83).

2.) Strukturell inhaltlichen Beschreibung

Hierbei wurden die Handlungsweisen der Erzählenden deskriptiv untersucht. Dabei wurden die Sequenzen inhaltlich genauer bestimmt und in ihrem inneren Zusammenhang analysiert, indem die einzelnen Segmente strukturell und inhaltlich genau beschrieben wurden. Das dient dazu, um biografische und soziale Prozesse so gut wie möglich erfassen zu können (Riemann 1987, 55). Zudem wurden die einzelnen Segmente überschriftartig nach ihrem zentralen Sachverhalt benannt sowie deren Verbindungen zu größeren, zusammenhängenden Sinneinheiten herausgearbeitet, woraus sich die Suprasegmente bildeten (Kleemann et al. 2013, 83).

Besonderes Augenmerk wurde auf die Verbindung von formalen und inhaltlichen Elementen gelegt, d.h. auf das Verhältnis zwischen den dargestellten Inhalten und der Art sowie Perspektive ihrer Darstellung – das *Wie* der Präsentation ist also im Fokus. Wichtig war dabei die jeweilige Verbindung von Thematik und Textsorte (Beschreibung, Erzählung, Argumentation), beispielsweise die Einlagerung

von Argumentationen in Erzählsegmente. Es wurde versucht zu verstehen, welche Erlebnisse und Reaktionen der Erzählerin im jeweiligen Segment weshalb und in welcher Darstellungsweise vorgebracht wurden (Detka 2005, 359f).

3.) Analytische Abstraktion

Den Schritt der analytischen Abstraktion habe ich in zwei Teilschritte gegliedert: In jene der Analyse der *biografischen Gesamtformung* und in jenen der *Wissensanalyse* bzw. *autobiografischen Thematisierung*, eine Trennung, die sich auch in der Literatur z.B. bei Riemann (1987, 58f) und Schörmann (2021, 86f) findet.

3.1) Biografische Gesamtformung

In diesem Schritt wurde sich von den konkreten Handlungskontexten der einzelnen Sinneinheiten gelöst, um die Lebensgeschichte in ihrer Gesamtheit verstehen zu können. Die Herausarbeitung dieser „*biografischen Gesamtformung*“ bedeutet, die für die Gesamtbiografie dominanten „*Prozessstrukturen des Lebensablaufs*“ in ihrer spezifischen Ausprägung zu erfassen, d. h. die lebensgeschichtliche Abfolge der erfahrungsdominanten Prozessstrukturen in den einzelnen Lebensabschnitten bis hin zur gegenwärtigen dominanten Prozessstruktur zu bestimmen (Schütze 1983, 286). Zentral für die biografische Gesamtformung ist die innere Haltung der Biografieträgerin zu den Ereignisabläufen (Schütze 1984, 92). Schütze charakterisierte vier grundsätzliche idealtypische Arten der Haltung gegenüber lebensgeschichtlichen Erlebnissen, er spricht von „Biographischen Handlungsschemata“, „institutionellen Ablaufmustern der Lebensgeschichte“, „Verlaufskurven“ und „Wandlungsprozessen“, die sich vor allem in ihrer Darstellungsperspektive als Handelnde oder Erleidende unterscheiden (Schütze 1984, 92). Für jede Sinneinheit einzeln wurde zunächst die Prozessstruktur erfasst, um im Anschluss die insgesamt dominante Prozessstruktur des Falles zu identifizieren (Kleemann et al. 2013, 88).

3.2.) Wissensanalyse bzw. autobiografische Thematisierung

„Die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte hat einen vom Erzähler thematisierten Aspekt – einen Gesichtspunkt, unter welchem der Erzähler das Erfahrungsmaterial aufordnet –, der »autobiographische Thematisierung« genannt werden soll.“ (Schütze 1984, 103)

Wie aus dem Zitat von Schütze zu entnehmen ist, wurde in diesem Analyseschritt der Frage nachgegangen unter welchem „Gesichtspunkt“ die Erzählerin ihre Lebensgeschichte erzählt. Der Fokus in diesem Schritt lag daher auf den eigenen Theorien der Erzählerin. Dabei interessierte mich insbesondere, in welcher Weise sich diese Theorien, die sich in theoretischen und argumentativen Passagen finden, auf die rekonstruierten lebensgeschichtlichen Prozesse bezogen und welche Funktion sie in Hinblick darauf erfüllen (Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 244) (Riemann 1987, 59). Diese theoretische Kommentare finden sich häufig in Verbindung mit Ergebnissicherungen am Ende von Erzählsegmenten. Dabei geht

es auch um das Verhältnis der Erzählerin von eigenen zu anderen – wie etwa professionelle – Theoriebestände, die ihr eigenes Selbst betreffen und um Spannungen innerhalb der autobiographischen Thematisierung (Riemann 1987, 59). Zentral ist der Standpunkt von dem aus die Lebensgeschichte erzählt wird: Ist die Lebensgeschichte eher heiter-unterhaltsam oder weißt sie mehr tragische Momente auf? Die Erzählerin folgert aus der autobiografischen Thematisierung schließlich eine bestimmte „Moral“ der Lebensgeschichte, also eine bewertende Stellungnahme zu den wichtigsten Ereignissen, die analysiert werden (Schütze 1984, 103).

4.) Analytische Beschreibung weiterer Fälle (kontrastiver Fallvergleich)

Angelehnt an die analytische Beschreibung von Riemann (1987, 340ff) ging es im letzten Analyseschritt darum theoretisch relevante typische Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Fällen zu finden, wofür weitere Lebensverläufe analytisch beschrieben wurden. Ein kontrastiver Fallvergleich kann beispielsweise nach der minimalen oder maximalen Kontrastierung nach Glaser und Strauss geschehen. Grundsätzlich geht es darum Zusammenhänge zwischen einzelnen Dimensionen systematisch herauszuarbeiten, sowie mögliche Gründe für Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu identifizieren. Idealerweise löst man sich mit fortschreiten der fallvergleichenden Analyse vom Einzelfall und ordnet diesen abstrakten Kategorien zu, um diese typisierend vergleichen zu können (Kleemann et al. 2013, 95 & 100f). Dieser Analyseschritt konnte im Zuge in dieser Arbeit jedoch erst begonnen werden, ist also nicht abgeschlossen.

5. Biografische Falldarstellungen

Im Folgenden wird das erhobene empirische Datenmaterial in Form von biografischen Falldarstellungen dargelegt. Begonnen wird mit der Fallstudie des Eckfalls Silke Peeters, bei welcher die Analyseschritte der strukturellen inhaltlichen Beschreibung der autonom gestalteten Lebenserzählung und die analytische Abstraktion ausführlich dargestellt werden, um eine intersubjektive Nachvollziehbarkeit zu erleichtern. Im Anschluss an die erste Fallstudie finden sich zwei analytischen Beschreibungen weiterer Lebensabläufe, die jedoch nur noch verkürzt im Sinne von Abkürzungsverfahren skizziert werden können. Für die Falldarstellungen werden die einzelnen Interviewpersonen im Rahmen einleitender Bemerkungen vorgestellt, die ebenso die Interviewsituation beschreiben. Hervorgehoben wurde jeweils ein Zitat der Interviewpartnerinnen, das mir für die jeweiligen Lebensverläufe charakteristisch erschien. Abgeschlossen wird jede Falldarstellung mit einer persönlichen Reflexion.

Silke Peeters Interview wurde für die erste detaillierte Fallanalyse als *Eckfall* ausgewählt, da in ihrer Biografie die biografischen und sozialen Prozesse des zur Sprache bringens von sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit besonders deutlich zum Ausdruck kommen, auf die sich das Interesse des Forschungsprojekts richtet (Riemann 2010, 227).

5.1 Fallstudie – Silke Peeters

„...weil ich bin wirklich für a halbes Jahr (-) äh (-) verstummt, also ich hab mit niemanden wirklich geredet, [...] – nichts aso wirklich kein Wort geredet.“

(2:94-3:111)

5.1.1 Einleitende Bemerkungen zum Interview mit Silke Peeters

Silke Peeters ist eine zum Interviewzeitpunkt Anfang bis Mitte dreißig Jahre alte Lehrerin. Sie lebt alleine mit ihrem Hund in einer Wohnung in der Stadt. Ich habe sie als eine sehr pflichtbewusste (Erwartungen erfüllende), verlässliche Person auch in unserer Kommunikation wahrgenommen. Ihre Haltung war kooperativ, mit einer großen Bereitschaft sich zu öffnen. In der Interaktion habe ich sie als zugewandt und freundlich erlebt, aber auch als sehr ernst. Unsere Gesprächssituation hatte etwas von einem „privaten“ Rahmen und fand online an zwei Terminen statt. Der erste Interviewtermin dauerte knapp über vier Stunden und der zweite etwas über eineinhalb Stunden. Die insgesamt fünfeinhalb Gesprächsstunden ergaben ein ca. 66-seitiges Transkript. Die Online-Gesprächssituation kam zustande, da die Biografin nicht gerne Besuch in ihrer eigenen Wohnung hat, weshalb sie es ausschloss das Interview bei sich zu Hause durchzuführen. Das begründete sie weiter damit, dass man an ihrer Wohnung sehen würde, dass sie schon länger mit ihrer „Psyche“ Probleme hätte und zeigte mir, um ihre Aussage zu

unterstreichen, durch ihre Bildschirrkamera einen Ausschnitt ihrer Wohnung. Was ich zu sehen bekam, war ein unordentlicher, mit Dingen voll gestellter Raumausschnitt. Im Vorgespräch kam kurz das Thema auf, das Interview stattdessen bei mir zu Hause durchzuführen, was ich selbst vorschlug. Jedoch fühlte ich mich mit dieser Vorstellung nach kurzer Bedenkzeit nicht mehr wohl und wir einigten uns mangels besserer Ideen darauf es online zu versuchen. Das hat erstaunlich gut funktioniert. Silke Peeters teilte mir am Ende sogar mit, dass sie schlussendlich sehr froh gewesen wäre, dass wir uns auf das Onlinesetting geeinigt hatten. So konnte sie bei sich zu Hause sein und nebenbei Zigaretten rauchen, was bei ihr für Entspannung sorgte.

5.1.2 Strukturelle inhaltliche Beschreibung

Dieses Kapitel soll den Analyseschritt der strukturellen inhaltlichen Beschreibung veranschaulichen, um spätere Analysen leichter intersubjektiv nachvollziehen zu können. Zu lesen ist hierbei die autonom gestaltete Haupterzählung von Silke Peeters, mit den Beschreibungen der einzelnen Segmente. Für Leser*innen soll so ein Stück weit deutlicher werden, *wie* sich die Erkenntnisgenerierung, die auf diesen ersten Schritten aufbaute, vollzogen hat und anhand der erzählten Lebensgeschichte überprüft werden kann. Die folgende strukturelle inhaltliche Beschreibung gliedert sich nach Suprasegmenten sowie den darin enthaltenen kleineren Segmenten sowie Subsegmenten und folgt dem in Kapitel 4.2.5 dargestellten Verfahren. Die interpretierten Textsegmente werden den Interpretationen jeweils vorangestellt. An manchen Textstellen aus dem Transkript finden sich geschwärzte Stellen, die zum Schutz von Identität und von personenbezogenen Daten dienen.

Suprasegment 1: Frühe Kindheit, Beziehung zur Mutter & zu Tieren

1. (einführendes) Erzählsegment: Abstract, Frühkindliche Operation

Subsegment 1.1 – Die Scheidung und Einführung der Mutter (1:13-25)

IP: Ja (-) also einfach von Anfang an. Äh ich bin im [REDACTED] auf die Welt gekommen ahm (-) da warn (-) meine Eltern noch zusammen (-), wir ham in [REDACTED] damals ah gewohnt (-) und kurz nach meiner Geburt hats dann meiner Mutter gereicht äh und sie hat die Scheidung eingereicht und ist dann zu (-) über (.) gangsmäßig zu (-) meiner Oma ah gezogen bis unsere Wohnung ah (.) fertig war, weils war komplettes ah kompletter Neubau von einer Genossenschaft und die is neunundachzig fertig worn und (-) aus Erzählungen weiß ich noch, dass meine Mama immer wieder, wenn sie spazieren gehen is am Nachmittag (-) ah (-) zur Baustelle hingefahren is und geschaut hat mit mir wie weits schon is und (.) halt eben gezeigt dort wer ma wohnen, auch wenn ich noch nicht wirklich so viel in mir (.) merken hätte können, awa das war einfach so dieses mit dem Kind sprechen (-) war für sie einfach wichtig, weil sie is gelernte Kindergärtnerin gwesn //mhm// (-), also (-) mittlerweile in Pension awa ((schmunzelt)) damals noch im Dienst. (-)

(1.1) Die Erzählerin beginnt mit einem „Ja“ als Rückversicherung auf die Erzählaufforderung, worauf ein kurzer Kommentar bzw. eine Erklärung („einfach von Anfang an“) folgt, die der ZuhörerIn wohl als

Orientierung in der nun folgenden Erzählung dienen soll. Die Erzählung der Lebensgeschichte leitet die Biografin daraufhin mit der Nennung ihres Geburtsjahres sowie den Monat ihrer Geburt ein, welche in den späten 1980er Jahren stattfand, womit sie den Anfang ihrer Lebensgeschichte an ihrem Geburtsdatum festmacht. Gleich darauf führt sie ihre Eltern in ihre Erzählung ein, die zum Zeitpunkt ihrer Geburt „noch“ zusammen gewesen waren, mit denen sie in dieser Zeit zusammen gelebt hatte und erwähnt in diesem Zug das Bundesland ihres damaligen Wohnorts. Mit der Formulierung, dass ihre Eltern zu diesem Zeitpunkt „noch“ zusammen waren, greift sie nach vorne und verweist damit indirekt auf eine spätere Trennung ihrer Eltern. Daraufhin findet sich in ihrer Erzählung eine besondere Formulierung: Ihrer Mutter habe es kurz nach ihrer Geburt „gereicht“, womit die Ehe bzw. Beziehung mit ihrem Vater gemeint ist, aufgrund derer ihre Mutter sich von ihrem Vater scheiden ließ. Die Mutter zog mit ihr daraufhin zu ihrer Mutter, d.h. der Großmutter der Erzählerin, was eine Übergangslösung darstellte bis die Wohnung der Mutter, eine Genossenschaftswohnung, die zu der Zeit noch in Bau war, bezugsbereit war. Die Zeit bis zur Fertigstellung der Genossenschaftswohnung führt die Erzählerin weiter aus, indem sie in einem metanarrativen Kommentar berichtet, dass sie aus Erzählungen von Erlebnissen „weiß“ und teilt damit mit, dass sich die Erzählerin an das folgende nicht selbst erinnert, sondern nur aus späteren Erzählungen kennt. Es liegt nahe, dass diese Erzählungen von der Mutter der Biografin stammen. Die auf den Kommentar folgende Darstellungseinheit dient als eine erste (positive) Charakterisierung der Mutter. Im Zuge dessen beschreibt die Erzählerin, dass ihre Mutter mit ihr bei gemeinsamen Nachmittagsspaziergängen zur Baustelle ihrer zukünftigen Wohnung gefahren wäre, um der Erzählerin zu zeigen, wo sie später gemeinsam wohnen würden. Darauf kommentiert die Erzählerin, dass sie zum damaligen Zeitpunkt noch nicht in der Lage war sich „so viel in sich merken“ zu können. „Dieses mit dem Kind sprechen“ hätte für ihre Mutter jedoch einen hohen Stellenwert gehabt, weshalb diese dennoch viel mit ihr sprach, merkt sie an. Dass ihrer Mutter wichtig war, mit ihr, ihrem Kind, zu sprechen, begründet sie weiter, indem sie den Beruf der Mutter nennt, die damals Kindergärtnerin gewesen ist. Die Art und Weise wie die Mutter (aber auch der Vater) eingeführt wird ist insofern interessant, als sie darauf hindeutet, wie die Figur der Mutter und des Vaters wohl vor allem aktiv von der Mutter selbst konstruiert wurden. Denn Abschluss des Segments bildet der Kommentar, dass ihre Mutter mittlerweile in Pension ist, aber in der Erzählzeit noch dem Beruf der Kindergartenpädagogin nachgegangen ist.

***Subsegment 1.2 (1:25-30): Frühkindliche Operation
(Hintergrunderzählung/Nebenerzählung)***

Und (-) ich bin dann im [REDACTED] operiert wordn. Das war (-) sicher ein prägendes Erlebnis auch wenn ich mich nicht mehr dran erinner, weil (-) aufgrund dieser Operation in den Jahren drauf viele Nachsorgeuntersuchungen nötig warn, die dann schon in Erinnerung geblieben sind und auch vermehrte Spitalaufenthalte, weil irgendwas nicht an der Niere in Ordnung war (-) sind in Erinnerung (-).

(1.2) In diesem Segment erwähnt die Erzählerin kurz ein zentrales biografisches Ereignis, nämlich eine frühkindliche Operation, die sie mit ungefähr einem Jahr hatte. Der knappen Erwähnung folgt eine Evaluation, die das Ereignis als ein für sie „prägendes Erlebnis“ einordnet. Vermutlich nimmt sie mit der Formulierung „prägendes“ aktiv Bezug auf die Erzählaufforderung. In einem metanarrativen Kommentar führt sie weiter aus, dass sie sich zwar nicht mehr an die Operation erinnert, aber an die vielen darauffolgenden Nachsorgeuntersuchungen und vermehrten Spitalaufenthalten, weil „irgendwas an den Nieren nicht in Ordnung war“, würde sie sich hingegen schon selbst erinnern können.

2. Erzählsegment: Frühe Urlaube mit Mutter und die Liebe zu Tieren

Subsegment 2.1: (1:30-38): Erster Urlaub mit Mutter (erste positive Erinnerung)

Ja, ansonsten das erste wirkliche Erlebnis, was ich ah selber in Erinnerung hab ist unser erste ah (.) Urlaub, wo wir weggefliegen sind. Das war Griechenland, da war ich drei Jahre alt und hab noch sehr in Erinnerung, wie meine Mama mit mir nachm Abendessen imma aufm Strand zu diesen schönen großen weißen hollywoodähnlichen Schaukeln gehn hat müssen und sie hat mir immer das Rumpelstilzchen erzählen müssen und wehe sie hat irgendeinen Teil ausgelassen, weils scho spät war und sie ins Bett wollt, hats des ganze von vorne anfangen <<lachend>müssen>, weil des Märchen hab ich in und auswendig gekannt.(.-).

(2.1) Das nächste Segment wird wieder mit einem Kommentar begonnen, die Biografieträgerin erwähnt, dass sie nun zu einem ersten Erlebnis kommen wird, an das sie sich selbst „wirklich“ aktiv erinnern kann. Dieses erste selbst erinnerte Erlebnis ist der erste gemeinsame Urlaub mit der Mutter, welcher mit einer Flugreise verbunden war. Der Urlaub fand in Griechenland statt und die Erzählerin war zu diesem Zeitpunkt ungefähr drei Jahre alt. Sie beschreibt, dass sie noch sehr in Erinnerung hätte, wie ihre Mutter mit ihr nach dem Abendessen „immer“ an den Strand gegangen ist, an dem es „schöne weiße hollywoodähnlichen Schaukeln“ gab. Am Strand dann hätte ihre Mutter ihr „immer“ das Märchen „Das Rumpelstilzchen“ erzählen „müssen“ ohne dabei Teile der Märchengeschichte wegzulassen. Ließ ihre Mutter jedoch Teile der Erzählung weg, hätte die Mutter von vorne zu Erzählen beginnen „müssen“. Die Erzählerin lacht, während sie diese Reihe von Ereignissen beschreibt und meint, das Märchen habe sie „in und auswendig gekannt“. Interessant an dieser Darstellung sind der sehr positive, vielleicht auch idealisierte („hollywoodähnlichen“) Blickwinkel, aus dem sie diese Ereignisse beschreibt, die stellenweise auch den Anschein machen, Erzählungen aus zweiter Hand zu sein, was vor allem in der Formulierung „wehe sie hat irgendeinen Teil ausgelassen“ hervorkommt. Der Kern dieser Darstellung ist jedoch, dass die Erzählerin damals Macht über ihre Mutter hatte, indem sie bestimmen konnte und auch ihre Mutter dazu bringen konnte, das Märchen zur Gänze zu erzählen.

Subsegment 2.2 (1:38-2:54): Die Welpen im Urlaub – Belegerzählung „Die Liebe zu Tieren“

Und auch ein sehr nettes Erlebnis an das ich mich immer wieder gern zurückerinner, was auch meine Liebe zu Tiern (-) in frühen Jahren gezeigt hat, war auch dort in Griechenland in da Nähe von der Taverne, wo wir imma Abendessen gingen sind (-) ah war (-) so a klana Laden, wie mas halt kennt

äh aus (.) den diversesten südlichen Ländern und der Besitzer hat eine Hündin gehabt, die hat gerade Welpen ghabt, die warn vielleicht zwei Wochen alt (.) und (-) wir sind imma dort stehn geblieben und er is raus kommen und hat dann einfach amal rein gegriffen und mir einen Hund in die Hand gedrückt, einfach, dass ich ihn streicheln kann (-) und irgendwann in den vierzehn Tagen, wo wir dort warn, hat er dann auch meine Hand einmal genommen und da Hündin hingehalten äh dass die schnüffeln kann und von da an hab ich eigentlich sogar in den Zwinger, wo (-) – aso in diese (-) in diesen Kobl ah, wo die Hündin mit den Welpen war – sogar reingehn können ohne, dass sie mir was getan ham. Andere Leute, die vorbei gängen sind warn imma sehr erschrocken. Da hat meine Mutter sehr viel Kritik abbekommen und hat sich eigentlich gut gewehrt, weil sie gsagt hat, na die Hündin kennt mich, da Besitzer hat mich ihr vorgestellt und da gibbs kane Probleme. (-) Jo. Diese Liebe hat sich natürlich weiter gezogen. (-)

(2.2) Sie fährt mit einem weiteren Erlebnis fort, an welches sie sich gerne zurückerinnern würde, und das sie als „nett“ bewertet. Das Erlebnis leitet sie außerdem mit einem Kommentar ein, indem sie anmerkt, dass dieses Erlebnis ihre „Liebe zu Tieren in frühen Jahren gezeigt hat“, womit sie der darauffolgenden (Beleg?) Erzählung eine besondere Rahmung gibt und sich selbst gewissermaßen als tierliebende Person charakterisiert. Das „nette“ Erlebnis ist erneut eine Urlaubserinnerung und ereignete sich ebenfalls in Griechenland. In der Nähe einer Taverne, bei der sie regelmäßig zu Abend gegessen hatten, gab es einen kleinen Laden. Diesen Laden beschreibt sie als „wie man es halt kennt aus den diversesten südlichen Ländern“, womit sie bei der ZuhörerIn einen gemeinsamen Erfahrungshorizont voraussetzt. Der von ihr vermutete Besitzer dieses Ladens hatte eine Hündin gehabt, die Welpen bei sich hatte. Sie schätzt die Welpen in ihrer Erzählung auf ein Alter von zwei Wochen. Sie beschreibt, dass sie mit ihrer Mutter dort *immer* stehen geblieben wäre und der Besitzer des Ladens dann einmal herausgekommen sei. Er hätte der ErzählerIn einen Welpen in die „Hand gedrückt“, damit sie ihn streicheln könne, wie sie begründet. Zu einem Zeitpunkt während des zweiwöchigen Urlaubs habe dieser Ladenbesitzer einmal die Hand der ErzählerIn genommen und sie der Hündin zum Schnüffeln hingehalten. Von diesem Zeitpunkt an hätte sie sogar in den „Zwinger“ bzw. „Kobl“ zur Hündin und den Welpen reingehen können, ohne, dass sich die Hündin ihr gegenüber aggressiv verhalten hatte. Sie erwähnt, dass andere Leute, die an ihnen vorbei gegangen seien und das beobachtet hätten „immer“ sehr erschrocken gewesen seien, wodurch ihre Mutter, und das betont sie, „sehr viel Kritik abbekommen“ hätte. Ihre Mutter hätte sich aber „gut gewehrt“, hält sie ereignissichernd fest, indem sie dieser Kritik entgegengesetzte, dass die Hündin die ErzählerIn kennen würde, da der Besitzer sie ihr vorgestellt hätte und es folglich keine Probleme geben würde. Die Figur der Mutter wird dadurch weiter als selbstsicher charakterisiert, als eine Frau die sich „wehren“ kann und von ihrer Meinung fest überzeugt ist. Die ErzählerIn stellt sich mit dieser Darstellung auch klar auf die Seite der Mutter. Dieses Erlebnis mit den Hunden evaluiert sie mit dem Schluss, dass sich diese Tierliebe „natürlich“ weiter gezogen hätte.

Subsegment 2.3: (2:54-58) Kindergarten geäußelter Wunsch nach Haustieren (Überleitung zur Haupterzählung)

Bis ich irgendwann amal (-) im Ende der Kindergartenzeit (--) auf einmal anfangen hab, Mama, ich möchte ein Pferd habn. //mhm// Weil ich Pipilangstrumpf <<schmunzelnd>gern ge- äh> gehört hab und gelesen hab. Ähm (-) jo (-) war ein bisschen problematisch das zu klärn und schlussendlich ist es einmal für den Einstieg ein Zwerghamster gewordn. //mhm//

(2.3) Die Erzählerin bleibt auch in der Darstellung des nächsten Lebensabschnitts beim Thema „Tiere“. Sie erzählt, dass sie gegen „Ende der Kindergartenzeit“ gegenüber ihrer Mutter den Wunsch geäußert hätte, ein Pferd halten zu wollen. Sie erzählt das in der direkten Rede im Präsens „Mama, ich möchte ein Pferd haben“. Den Wunsch begründet sie vor der Zuhörerin damit, indem sie erwähnt, dass sie damals gerne Pippi Langstrumpf gehört und gelesen hätte, wobei sie beim Erzählen schmunzelte. Die Figur der Pippi Langstrumpf könnte für sie damals eine Art Vorbildrolle gewesen sein, mit der sie sich noch mehr identifizieren wollte. Es folgt die Evaluation, dass es „problematisch“ war das mit ihrer Mutter zu „klären“, dabei lässt sie jedoch offen, was in der Interaktion mit der Mutter daran herausfordernd gewesen ist. Durch die Pausen und dem „Ähm (-) jo (-)“ am Anfang dieser Aussage gibt die Erzählerin jedoch implizit zu verstehen, dass an dieser Stelle noch etwas erzählt werden könnte. Beinahe scherzend kommt sie zu dem Schluss, dass es „schlussendlich für den Einstieg ein Zwerghamster geworden“ ist. Sie konnte sich in einem Aushandlungsprozess mit ihrer Mutter also auf ein erstes Haustier einigen.

Suprasegment 2: Volksschule, Rolle der Mutter ändert sich, sexueller Übergriff durch den Vater, „Verstummen“

3. Erzählsegment (2:59-74):Negativ geprägte Volksschulzeit

Nachm Zwerghamster ist es dann ein Kaninchen geworden ((schmunzelt))

und da war ich dann auch schon in der Volksschul- äh zeit drinnen (-), die: (-) auf negative Art und Weise sehr prägend war, weil (--) da ham dann wirklich Probleme angefangen (-) mit einmal mit der Klassenlehrerin und meine Mutter hat sich auf die Seite von der Klassenlehrerin geschlagen; hat mir nichts geglaubt ah, es hat für alles, was nicht gepasst hat, Ärger gegeben und auch (-) so, dass äh dass sie handgreiflich geworden is (-) mit (-) Ohrfeigen, mit Drohungen, mit Tritten, mit (-) keine Ahnung Sachen, die sie nach mir gschmissen hat (--) und irgendwann amal Ende der Volksschulzeit is sie eigentlich drauf gekommen, dass die Volksschullehrerin diejenige war, die da nicht imma ganz bei der Wahrheit geblieben ist und sich einfach rausgeredet hat (-) ahm (-) ja hat sich aber bei mir nie wirklich entschuldigt (-) oder so (--) und ich war dann einfach nur froh aus der Volksschule draußen zu sein, weil während der Volksschulzeit (-) mindestens zweimal in der Woche hab ich mich in der Früh ü- übergeben, hab Bauchschmerzen ghabt, wollt nicht in die Schule gehn, obwohl ich ich so: sehr wissbegierig war //mhm// (-), awa ja (-), des Klima war (-) ((atmet hörbar)) nicht ganz so einfach.

(3.) Auch im Abstract mit dem sie die Volksschulzeit einleitet, bleibt sie beim Thema „Tiere“ bzw. „Haustiere“: Nach dem „Zwerghamster ist es dann ein Kaninchen geworden, und da war ich dann auch schon in der Volksschul- äh zeit drinnen“, der sie die Rahmung „auf negative Art und Weise sehr prägend“ gibt. Sie begründet dieses negative Erleben auch direkt im Anschluss mit der Formulierung, da hätten „dann wirklich Probleme angefangen“. Vor allem interessant an ihrer Formulierung ist das „wirklich“ mit der sie ihre Aussage unterstreicht. Es entsteht die Frage, ob die Erzählerin damit einen Vergleich anstellen möchte, mit den im Relation kleinen Problemen zuvor (die dazu nicht wirklich erscheinen) und den im Gegenzug „wirklichen“ Problemen in der Volksschule, die deutlich mehr Gewicht und Ernsthaftigkeit hatten. Jedenfalls betont sie die in dieser Zeit entstehenden Probleme mit ihrer Formulierung und redet sie nicht klein. Sie führt außerdem die Art der Probleme beschreibend weiter aus. Zum einen hätte es Probleme mit der Klassenlehrerin gegeben, zum anderen mit der Mutter, die sich auf die Seite der Lehrerin gestellt hätte. Sie detailliert weiter die Rolle der Mutter, die ihr „nichts“ geglaubt hätte und dass es für „alles“, was nicht gepasst hätte, Ärger gegeben hätte, auch in Form von Handgreiflichkeiten, Ohrfeigen, Drohungen, Tritten und Dingen, die sie nach ihr geworfen hätte.

Auch sprachlich wird der Bruch mit der Mutter deutlich, denn die Darstellung der Figur der Mutter verändert sich schlagartig. Die beinahe ideale Mutter, die sie in den Darstellungen zuvor skizziert hat, wandelt sich ins Gegenteil. Dies drückt die Erzählerin auch mit Absolutismen aus, die sie für die Beschreibung der Verhaltensweisen ihrer Mutter verwendet. Die Bitterkeit, Entrüstung und Enttäuschung von ihrer Mutter verraten worden zu sein, ist auch in der Erzählzeit noch deutlich spürbar. Mutter und Tochter stehen nun auf unterschiedlichen Seiten. Der Zusammenhalt und das Gemeinsame, das für die Darstellungen der vorherigen Segmente charakteristisch war, geht mit diesem Segment verloren. Die Erzählerin kommt auch zu einer Ergebnissicherung, in welcher sie festhält, dass gegen Ende der Volksschulzeit ihre Mutter „eigentlich“ erkannt hatte, dass es die Lehrerin war, die nicht immer „ganz bei der Wahrheit“ geblieben wäre. Das „eigentlich“ an dieser Stelle verlangt nach einem „aber“, das die Erkenntnis der Mutter zunichte macht. Dieses „aber“ kommt auch, indem sie evaluiert, dass sich ihre Mutter „nie wirklich“ bei ihr entschuldigt „oder so“ hat. Das „nie wirklich entschuldigt“ deutet darauf hin, dass sie von der Mutter keine explizite Entschuldigung bekommen hat. Sie wäre dann „einfach nur froh“ gewesen, evaluiert sie, aus der Volksschule draußen (ihr entkommen?) zu sein. Wie die Evaluation zustande kam begründet sie weiter, in dem sie erwähnt, dass sie sich in der Volksschulzeit mindestens zwei Mal die Woche morgens übergeben hätte, unter Bauchschmerzen litt und nicht in die Schule gehen wollte, „obwohl sie „soo sehr wissbegierig war“. Mit letzterem unterstreicht sie, dass das nicht in die Schule gehen wollen, nicht an ihrem fehlendem Interesse lag, sondern, wie sie es im Anschluss umschreibt, es das „Klima“ war, welches „nicht ganz so einfach“ gewesen wäre. Die Schwere, die hinter dem „nicht ganz so einfach“ steht kommt parasprachlich durch eine Pause und einem hörbaren schweren Atmen zum Ausdruck.

4. Argumentatives Erzählsegment (2:74-79): Unterstufe und Einführung des Vaters sowie der Großmutter

~~In da Unterstufe dann (-) is es leichter geworden, weil ich wirklich sehr verständnisvolle und liebe Lehrer ghabt hab (-). Ahm die Oma hat sich auch sehr viel ah (-) eingebracht in der Schullaufbahn, weil die Mama dann halt mittlerweile alleinerziehend war (---); von meinem Vater (-) eigentlich nichts gekommen is. Allimentzahlungen sind eingeklagt wordn und (-) wirklich gekümmert oder sich amal gemeldet hat er sich nie. (-)~~

(4.) Leichter wäre ihre Situation in der Unterstufe geworden. Als Grund dafür nennt sie „verständnisvolle und liebe“ Lehrer. Es folgt ein Bruch in der Erzählung. Nach einer kurzen Pause und einem Zögerungslaut („Ahm“) führt sie ihre Großmutter ein, die sie positiv charakterisiert, indem sie erwähnt, dass ihre Großmutter sehr in ihrer „Schullaufbahn“ involviert gewesen sei, was sie weiter mit ihrer „mittlerweile“ alleinerziehenden Mutter begründet. Es ist interessant, dass die Erzählerin an dieser Stelle das Faktum ihrer alleinerziehenden Mutter erwähnt, da ihre Mutter seit ihrem ca. 1.-2. Lebensjahr alleine für sie verantwortlich ist. Die Erwähnung an dieser Stelle könnte dazu dienen zu ihrem Vater überzuleiten. Im Anschluss an einer etwas längeren Pause von drei Sekunden beginnt sie ihren Vater zu charakterisieren. Bis zu diesem Zeitpunkt wäre von ihrem Vater „eigentlich nichts gekommen“, es wären für sie Allimentszahlungen eingeklagt worden aber „wirklich gekümmert“ oder sich bei ihr regelmäßig gemeldet hätte er sich nicht. Dieses Segment ist auch als Überleitung zu einer längeren detaillierten Erzählung zu verstehen und es dient der Biografin dazu Kurzbeschreibungen der Ereignisträger, Vater und Großmutter, darzulegen (wofür sie aus ihrer Haupterzählung aussteigt).

5. Erzählsegment: Sexueller Übergriff durch den Vater (mit Folgen Verstummen)

Subsegment 5.1 (2:79-94): Überleitung zum Übergriff des Vaters

~~Was dann überraschend war (-), weil als ich zwölf war, ist dann auf einmal (-) im Frühsommer (-) ein Anruf von ihm gekommen, weil (-) seine Mutter, also meine Oma väterlicherseits ihrn achtzigsten Geburtstag gefeiert (-) hat und sie wollt mich unbedingt kennenlernen und (-), ob ich kommen darf (-) u:nd (-) meine Mutter war nicht sehr begeistert von der Idee, dass ich alleine (-) mit meinem (-) Vater da unterwegs bin, weil sie (-) eigentlich auch nix mehr von ihm gewusst hat //mhm// wie er sich weiterentwickelt hat (-) u:nd (-) ob er sich verändert hat (-), aba: nach dem ich so (-) irgendwie das Gefühl ghabt hab ein Teil von mir fehlt, weil ich meinen Vater ja nie wirklich gsehn hab, bin ich sehr lästig geworden und hab (-) / tschuldige äh (-) und hab meine Mutter drangsaliert, dass ich fahren darf und auch so weit drangsaliert (-) ah, dass ich (-) bei ihm übernachten wollt von Samstag auf Sonntag, weil am Samstag wär die Geburtstagsfeier gwesn und äh (-) am Sonntag (-) ja (-) bin ich dann wieder abholt wordn und das war dann so ausgemacht, Samstag hinbringen, wir ham die Geburtstagsfeier gehabt ahm (-) und am Abend is dann (-) eigentlich das (-) dramatischte Erlebnis äh eingetreten, dass (-) /~~

(5.1) In diesem Segment greift die Biografin die Haupterzählung wieder auf und kehrt zurück in die Sachverhaltsdarstellung der Erzählung. Aufgrund der bisherigen Abwesenheit des Vaters, die sie im

vorangegangenen Segment beschreibt, wäre es für die Erzählerin überraschend gewesen als im Frühsommer, als sie zwölf Jahre alt war, ein Anruf von ihm gekommen sei. Seine Mutter, also die Großmutter der Erzählerin würde ihren achtzigsten Geburtstag feiern und der Vater meinte wohl, dass diese sie „unbedingt kennenlernen“ wolle, ob sie daher ihn begleiten dürfte. Sie beschreibt weiter, dass ihre Mutter nicht sehr „begeistert“ von der „Idee“ gewesen sei, dass die Erzählerin alleine mit ihrem Vater diese Unternehmung mache, schließlich wisse ihre Mutter nicht, wohin sich der Vater in der Zwischenzeit entwickelt hätte oder, ob er sich „verändert“ hätte, argumentiert sie weiter. Welche Veränderung von ihrem Vater gewünscht gewesen wäre, führt sie an dieser Stelle noch nicht weiter aus. Die Aussicht mit ihrem Vater Zeit verbringen zu können war für die Erzählerin jedoch stark affektiv besetzt und etwas das sie unbedingt wollte, was sie damit begründet, dass sie damals das Gefühl gehabt hätte, ein Teil von ihr würde fehlen, da sie ihren Vater „nie wirklich“ gesehen hätte. Um dieses Gefühl zu mindern und ihren Wunsch durchzusetzen, blieb sie ihrer Mutter gegenüber hartnäckig. Die Erzählerin stellt das mit den Formulierungen „lästig werden“ und „ihre Mutter drangsalierend“ dar. Damit versucht sie darzustellen, dass es ihr damals sehr wichtig war die Erlaubnis von ihrer Mutter zu bekommen diese Zeit mit ihrem Vater verbringen zu dürfen. Mit der „Drangsalierung“ ihrer Mutter hätte die Biografieträgerin erfolgreich aushandeln können, dass sie ihren Vater nicht nur auf die Geburtstagsfeier begleiten, sondern im Anschluss von Samstag auf Sonntag sogar bei ihm übernachten durfte. Es folgt eine knappe Zusammenfassung, dass am Samstag die Geburtstagsfeier der Großmutter gewesen sei und, dass sie am Sonntag von ihrer Mutter wieder abgeholt worden wäre. Das Segment schließt die Erzählerin mit dem evaluierenden Kommentar ab, dass an diesem Abend das „dramatisierte Erlebnis“ eingetreten ist und markiert damit zugleich einen zentralen Punkt in ihrer Biografie. Sie setzt zu einer Begründung an, bricht den Satz jedoch ab.

Subsegment 5.2: Schilderung des Übergriffs und die Folge des „Verstummens“ (2:94-3:111)

Nach dem er mich zu Bett gebracht hat äh (-) ähm (-) is er noch amal weg gegangen, was nicht so: das Problem gwesn wär, weil mit zwölf Jahrn //mhm// und (-) schlafend is ja ka Problem, nur is er mit am (-) Freund relativ angetrunken zurückgekommen (-) u:nd (-) ja (---) / Genaues (-) äh hab ich sehr ausgeblendet, awa ich weiß, dass ich einiges an Schlägen eingesteckt hab und (--) unter anderem beim Aufwachen (--) immense Schmerzen beim Schrittbereich ghabt hab, nicht wirklich sitzen hab können, nicht gehen hab können, weil alles nur weh getan hat und (--) das Schlimmste war, -- woran ich mich bis (-) heute eigentlich erinnert hab und was zum Beispiel das Maske tragen sehr problematisch gemacht hat ah (-) – dass ich gewürgt worden bin und dass (-) mir die Luft abgedrückt wurde und auch Mund und Nase zugehalten wurde (-) ahm (-) ja. Erzählt hab ich davon (-) eigentlich niemanden (-), es ham nur meine beste Freundin und meine Vertrauenslehrerin (-) ham gemerkt, dass nach den Sommerferien irgendwas nicht in Ordnung war, awa ham auch nicht wirklich was raus bekommen, weil ich bin wirklich für a halbes Jahr (-) äh (-) verstummt, also ich hab mit niemanden wirklich geredet, auch im Unterricht, wenn ich gefragt worden bin (-) nach Banalitäten, ob ich jetzt äh einen Absatz vorles oder so (-) -- nichts aso wirklich kein Wort geredet.

(5.2) Die Erzählerin bleibt jedoch im nächsten Abschnitt beim Thema und verwendet das Segment dazu in eine detaillierte erzählerische Darstellung zu wechseln, anstatt wie angedeutet mit einer Begründung anzuschließen. Ihr Vater hätte sie nach der Geburtstagsfeier ins Bett gebracht und dann nochmals die Wohnung verlassen. Sie betont, dass das für sie nicht „das“ Problem gewesen sei, schließlich wäre es mit zwölf Jahren schlafend für sie unproblematisch gewesen alleine zu bleiben, begründet sie. Problematisch an diesem Abend war dann hingegen, dass ihr Vater später mit einem anderen Mann, die Erzählerin bezeichnet diesen als „einen Freund“ (des Vaters), „relativ angetrunken“ zurückgekommen sei. Die Erzählerin stockt und setzt an, um mit einem lang gezogenen „und“ die Erzählung fortzuführen, bricht dann jedoch mit einem abschließendem „ja“ ab, wobei das „ja“ an dieser Stelle wohl als Füllwort zu verstehen ist. Es folgt eine drei-sekündige Pause und sie fährt mit einem metanarrativen Kommentar fort, der ausdrückt, dass sie „genaues sehr ausgeblendet“ hätte, sie aber wüsste – und damit wird ihre Darstellung wieder narrativer –, dass sie viele Schläge „einstecken“ hätte müsse. Ebenso erwähnt sie starke Schmerzen im Schrittbereich gehabt zu haben, als sie am nächsten Morgen aufgewacht ist. Die Schmerzen detailliert sie weiter, in dem sie beschreibt, dass sie aufgrund dieser Schmerzen nicht „wirklich“ sitzen und gehen konnte, „weil alles nur weh getan hat“. Ihre Darstellung des Übergriffs durch ihren Vater und dessen „Freund“ umschreibt sie weiter, indem sie aufzählt, was sie körperlich empfunden hätte und spricht dabei mit vielen Pausen. Sie sei gewürgt worden, ihr sei die Luft abgedrückt worden und ihr wäre Mund und Nase zugehalten worden, was sie als das Schlimmste bewertet und in Folge dazu geführt hätte, dass mit Beginn der Coronamaßnahmen das Schutzmaske-Tragen für sie eine Schwierigkeit darstellte. Abgeschlossen wird die Darstellung dieses Erlebnisses erneut mit den Füllwörtern „ähm ja“. In ihrer Ergebnissicherung erwähnt sie, dass sie davon niemanden erzählt hätte, bloß ihrer beste Freundin und ihrer Vertrauenslehrerin wären aufgefallen, dass sich nach den Sommerferien bei ihr etwas zum negativen verändert hätte, jedoch hätten auch diese aus ihr nichts „heraus bekommen“. Damit drückt sie aus, dass diese Bezugspersonen wohl versucht hätten die Erzählerin dazu zu bringen ihnen etwas von ihrer Zustandsveränderung zu erzählen, sie jedoch nicht geschafft hätten, dass die Biografieträgerin etwas von dem eigentlichen Erlebnis mitgeteilt hätte. Sie begründet dieses Nicht-Sprechen, indem sie ausführt, ein halbes Jahr lang nach dem Ereignis „verstummt“ zu sein. Dieses Veränderung des Verstummens beschreibt sie weiter, indem sie ergänzt, dass sie mit niemandem „wirklich“ geredet hätte. Auch wenn sie im Unterricht angesprochen worden wäre sei nichts von ihr gekommen. Die Folgen des Ereignisses unterstreicht sie zum Segmentabschluss noch einmal mit der Formulierung „nichts – also wirklich kein Wort geredet“.

Subsegment 5.3 (3:111-116): Die Freundin im Ferienlager und das „Verdrängen“

Und (-) im Sommer drauf war ich wieder im Ferienlager, wo ich auch das Jahr zuvor (-) ahm schon war und dort auch eine Freundin, die aus [REDACTED] kommt, mit der ich bis heute noch befreundet bin, (-) ahm (-) hats dann soweit gebracht, dass ich (-) zumindest wieder gesprochen hab //mhm//, awwa:

~~auch ihr hab ich erst Jahre späta (-) davon erzählt (-), weil ich habs einfach verdrängt, also ich hab (-); das einfachste, was mir einfalln is verdrängen verdrängen, verdrängen.~~

(5.3) In der Darstellungsarbeit dieses Segments wird das Ergebnis des Verstummens wieder durchbrochen. Die Biografieträgerin erzählt vom Ferienlager in dem Sommer nach dem Gewaltübergriff, welches sie auch schon im Jahr zuvor besucht hätte. Sie erwähnt eine Freundin aus einem anderen Bundesland, mit der sie auch heute noch befreundet ist und mit der sie gemeinsam mehrmals in diesem Ferienlager war. Im Zuge dieses Aufenthaltes hätte diese Freundin bei ihr erreichen können, dass sie „zumindest wieder“ spreche, jedoch erwähnt die Erzählerin auch, dass sie selbst ihr „davon“ erst viele Jahre später erzählt hätte und meint damit den sexualisierten Übergriff. Dass sie dieser Freundin nicht von diesem Erlebnis erzählt hat, begründet sie mit dem Argument „ich habs einfach verdrängt“. Durch das „einfach“ wird ihre Aussage verstärkt, jedoch bleibt die Frage nach den konkreten Vorgang des Verdrängens offen. Der Bedarf einer weiteren Detaillierung bestand offenbar auch bei der Erzählerin, weshalb sie mit „also ich hab (-)“ ansetzte, diese Darstellung jedoch abbricht und ihre (Reparaturstrategie?) des Verdrängens in einem Satz zusammenfassend schildert: „das einfachste, was mir eingefallen ist verdrängen, verdrängen, verdrängen“. Dabei stellt sich die Frage, ob sie mit dem „einfachsten“, was ihr eingefallen ist, nicht auch ausdrücken möchte, dass das Verdrängen auch das einzige war, was ihr zur Bewältigung des Ereignisses möglich war. Die Absolutheit dieser einen Reparaturstrategie des Verdrängen wird durch die dreifache Wiederholung des Wortes als unabdingbarer und notwendiger Umgang mit dem Erlebnis unterstrichen.

6. Erzählsegment: Selbstschädigende Handlungen, die von Mutter unbemerkt bleiben

Subsegment 6.1 (3:117-122): Erster Suizidversuch

~~((holt tief Luft)) Und äh (--) da war dann auch (-) – ja man hats nicht wirklich konkret (-) jetzt als Suizidversuch gesehen äh, weil (-) ich hab einfach minimale (-) Mengen aus da Hausapotheke von meina Mutter irgendwas zsammngfangen, wie sie amal an am einem Abend weg war, habs genommen und hab mich dann halt (-) relativ bald übergeben müssen, hab Bauchschmerzen ghabt und es is dann mehr als Magen-Darminfekt abgehandelt worden als wie (-) das, was es eigentlich war. (-)~~

(6.) Das nächste Segment leitet die Erzählerin mit einem tiefen Atemzug ein, der ankündigt, dass nun ein emotional schwierigeres Erlebnis folgt, dem sie die Überschrift eines Suizidversuchs gibt, welcher in ihrem Umfeld jedoch nicht als solcher erkannt wurde. Dass ihre Handlung nicht als Suizidversuch erkannt wurde, begründet sie damit, dass ihrer Handlung zu Bauchschmerzen und zu Erbrechen geführt hätten, da sie wahllos kleine Mengen Tabletten ihrer Mutter geschluckt hätte, was von ihrer Mutter als Magen-Darminfekt aufgefasst wurde. Die Erzählerin klärte ihre Mutter offenbar auch nicht darüber auf, wie es zu ihrem körperlichen Unwohlsein gekommen war. Die Vorgehensweise dieser selbstschädigenden Handlung schildert die Erzählerin indem sie erwähnt sie hätte „einfach“ wahllos minimale Mengen aus der Hausapotheke ihrer Mutter „zusammengefangen“ und zu sich genommen, als ihre Mutter zwei

Tage nach dem Übergriff abends weg gewesen sei. Diese Schilderung erweckt den Eindruck einer impulsiven Handlungsweise. Die unterschiedlichen Medikamente hätten kurz nach der Einnahme zum Erbrechen geführt. Ergebnissichernd hält die Erzählerin fest „und es ist dann mehr als Magen-Darminfekt abgehandelt worden, als wie das, was es eigentlich war“, womit die Kategorisierung der Handlung als Suizidversuch für die Erzählerin als bedeutsam erscheint und wohl auch als eine erweiterte Reparaturstrategie des Verdrängens betrachtet werden kann. Anstelle ihrer Mutter von der sexualisierten Gewalt ihres Vaters an ihr zu erzählen, reagiert sie mit einem Suizidversuch, also dem Schlucken von Medikamenten mit selbstschädigendem Ziel.

Subsegment 6.2: (3:122-126): Erste Selbstverletzung

Ahm (-) ja es hat in dem Jahr dann auch (-) angefangen, dass ich mich selbstverletzt. Da erste Versuch war im Werkunterricht mit einem Cuttermesser (-). Ahm (-) ja, des hat sich dann so weiter gezogen. Meine Mutta hats nie mitbekommen (-) drum is die Hilfe auch erst relativ spät gekommen (-). weil (-) /

(6.2) Auch im nächsten Segment bleibt die Erzählerin thematisch bei Erlebnissen die eine selbstschädigende Handlung fokussieren. Ebenso bleibt sie zeitlich im selben Jahr, womit sie gleichzeitig wohl auch bei der massiven Gewalterfahrung durch ihren Vater bleibt. „Es hat in dem Jahr dann auch angefangen, dass ich mich selbstverletzt“, leitet die Erzählerin das Segment ein. Interessant ist dabei, dass die Erzählerin eine passive Formulierung gewählt hat „es hat angefangen“ und nicht, „ich hab angefangen“, wie sie es auch hätte formulieren können. Sie erwähnt den ersten „Versuch“ einer Selbstverletzung ihrer Haut, der in der Schule im Werkunterricht mit einem Cuttermesser stattgefunden hätte. Sie belässt es jedoch bei dieser groben Erwähnung und zieht die Zeitspanne weiter, indem sie zusammenfasst „ja, das hat sich dann so weiter gezogen“. Es scheint der Erzählerin jedoch noch wichtig zu erwähnen, dass ihre Mutter das „nie mitbekommen“ hätte, weshalb sie in einem eigentheoretischen Kommentar festhält „drum ist die Hilfe auch erst relativ spät gekommen“. Die Erzählerin setzt an, um das Argument noch weiter auszuführen, bricht jedoch ab und man erfährt nichts über die Hilfe die sie sich vorgestellt hätte, warum ihre Mutter nichts bemerkt hat und welche Rolle die Mutter in dieser Zeit überhaupt einnahm.

Suprasegment 3: Oberstufe, Studium

7. Erzählsegment: (3:126-132) Oberstufe und Studienentscheidung

Ja Oberstufe (-) war dann auch (-) relativ (-) un- (-) spektakulär, wie halt Schule is bis zur Matura. Matura gmacht, entschieden (-) entweder; also ich war sehr drauf gepeilt ahm (-) Medizin oder Lehramt zu studiern, hab auch den Aufnahmetest fürs Medizinstudium gemacht (-) und bestanden, nua is von der pädagogischen Hochschule da Aufnahmebescheid um zwei Wochen früher gekommen und damit wars für mich; das war das Zeichen, gut, das solls //mhm// werdn.

(7.) Der nächste Abschnitt geht zeitlich weiter, nämlich in die Oberstufe. Die Oberstufe rahmt sie als „relativ unspektakulär“ und führt dieses Unspektakuläre weiter mit der Formulierung aus „wie halt Schule ist bis zur Matura“, womit sie voraussetzt, die ZuhörerIn hätte eine ähnliche Vorstellung davon wie sie, wie die Zeit in der Oberstufe bis zur Matura ist. Dabei stellt sich die Frage: *Wie* ist Schule in der Oberstufe denn im allgemeinen? Die Charakterisierung der späteren Schulzeit als „unspektakulär“ lässt den Eindruck entstehen, es wäre nichts herausragendes in dieser Zeit passiert, zumindest nichts, was die ErzählerIn im Kontext dieses Interviews für erzählwürdig hält. Sie fährt chronologisch fort, orientiert sich dabei an einem institutionellen Ablaufmuster: „Matura gemacht“ und springt anschließend noch einmal zurück, um ihre Studienentscheidung zu thematisieren. Sie wäre in der Schulzeit sehr darauf fokussiert gewesen entweder Medizin oder Lehramt zu studieren, was sie jedoch nicht weiter erläutert und von ihr wohl als selbsterklärend erachtet wird. Die BiografieträgerIn erwähnt, sie hätte den Aufnahmetest fürs Medizinstudium gemacht und diesen auch bestanden, zeitgleich hätte sie sich an einer pädagogischen Hochschule beworben. Ihre Entscheidung für das Lehramt-Studium begründet sie abschließend damit, dass der Aufnahmebescheid für die pädagogische Hochschule zwei Wochen früher als die Meldung über die bestandene Medizinaufnahmeprüfung kam. Dies sei für sie das „Zeichen“ gewesen, dass es das pädagogische Studium werden solle, sie gibt die Entscheidung für das eine oder andere Studium an eine höheren Instanz ab bzw. trifft sie passiv. Die ErzählerIn gibt keine Informationen darüber, ob sie ihre Studienentscheidung nach bestandenen Medizinaufnahmetests anders getroffen hätte und ob sie mit ihrer Entscheidung zufrieden ist. Sie berichtet nüchtern und ohne auf Emotionen bezüglich ihres Werdegangs zu verweisen von ihrem Weg zu ihrem Studium.

8. Erzählsegment: (3:132-4:151): Studienzeit als „problematische Zeit“ und Beginn einer Freundschaft mit einer Professorin

Ahm (-) ja dann Studienzeit war dann wieder so a problematische Zeit, weils a Professorin gegeben hat, die (-) vom ersten Tag an (-) komplett gegen mich war (-) und (-) mir wirklich Steine in den Weg gelegt hat (-) bis zum geht nicht mehr, dass ich im vierten Semester dann die Praxis abgebrochen hab und gesagt hab, na ich lass mich nicht länger fertig machen von derer. (-) Ahm (-) gut war, dass (-); eine Professorin aso (-) – für sie wars nicht gut, weil sie hat ihren Lebensgefährten in den Semesterferien verlorn und (-) hat sich einen Hund zugelegt (-) und den hats euch imma mit auf da PH ghabt (-). Sie hat das Büro so ghabt, dass die Tür auf den Balkon raus gegangen is, wo wir Studierenden rauchen gehn ham können und (-) ich und Hunde und Tiere überhaupt, hab mich halt dann imma hinghockerlt und Hund gestreichelt und so hat sich dann eigentlich a Freundschaft mit der Professorin entwickelt, die dann die schützende Hand über mich gehalten hat, weil sie das Potential einfach gsehn hat (-), dass da a guade Lehrerin ah in mir steckt (-). Als die dann die schützende Hand über mir hatte (-) hats dann keine Probleme mehr gegeben //mhm//. Also auch die Professorin, die mich fertig gemacht hat, hat sich mit ihr nicht angelegt. Jahre späta hab ich (-) ah wie ma uns amal getroffen ham, von ihr erfahren, dass es ein Gespräch (-) vorm Rektor mit dieser Professorin

gegeben hat wo: (-) die ordentlich eine (-) am Deckel gekriegt hat //mhm// und das war wahrscheinlich ausschlaggebend, warum ich dann in Ruhe gelassen worden bin.

(8.) Im darauffolgenden Segment kommt sie auf ihrer Studienzeit zu sprechen, der sie weniger neutral gegenübersteht. Sie gibt ihr die Rahmung einer „problematischen Zeit“. Diese Problematik begründet die Erzählerin durch eine Professorin, von der sie sich ungerecht behandelt gefühlt hat. „Vom ersten Tag an“ sei diese schon „komplett gegen“ sie gewesen und hätte ihr „wirklich Steine in den Weg gelegt bis zum geht nicht mehr“. Sie gibt der ZuhörerIn jedoch keine weiteren Einblicke und es entsteht die Frage, welche konkreten Erlebnisse diesen Unmut gegenüber der Professorin ausgelöst bzw. das Gefühl bedingt haben, die Professorin sei eine böswillige GegenspielerIn. Diese Herausforderungen im Zusammenhang mit der Professorin reichen für die Erzählerin bis ins vierte Semester hinein, in welchem sie eine Berufspraxis, die sie um Lehrerin zu werden absolvieren musste, abbrach. Dies führte für sie zu einer veränderten Haltung, nämlich zu einer (trotzigen) „ich lass mich nicht länger fertig machen von derer“ – Haltung. Wohl einen weiteren Anteil an ihrem Wendepunkt, was die Schwierigkeiten mit der Professorin betrifft, hatte eine weitere Professorin, welche die Erzählerin an dieser Stelle einführt. Damit kommt sie gleichzeitig auch auf das zu sprechen, was in dieser Zeit für sie „gut war“. Sie erwähnt, dass diese andere gute Professorin in den Semesterferien ihren Lebensgefährten verloren hätte, weshalb sie sich einen Hund geholt hätte, den sie ebenso auf die Hochschule mitnahm. In einer Hintergrundkonstruktion schildert sie die Lage des Büros dieser Professorin. Die Tür des Büros wäre dabei auf den Balkon raus gegangen, auf dem die Studierenden, so auch die Erzählerin, zum Rauchen gegangen wären. Die Erzählerin kommt dann noch einmal auf ihre Liebe zu Tieren zu sprechen, die in vorherigen Darstellungsarbeiten bereits skizziert wurde. „Und ich und Hunde und Tiere überhaupt“: Mit dieser Selbstbeschreibung plausibilisiert sie die Handlung, dass sie sich „immer hinghockerlt und Hund gestreichelt“ hätte. In diesen Situationen hätte sich dann „eigentlich eine Freundschaft mit der Professorin entwickelt“. Dieser für sie positiv besetzte Professorin spricht sie eine besondere Rolle zu, nämlich die einer sie schützenden Figur. Interessant ist dabei auch die bildliche Beschreibung „die dann die schützende Hand über mich gehalten hat“, mit der sie die Beziehung zu dieser anderen Professorin charakterisiert. Laut der Erzählerin steht die Professorin für sie ein, „weil sie das Potential in ihr (mir) einfach gsehn hat, dass da a guade Lehrerin in ihr (mir) steckt“. Das Entstehen der Lehrerin erklärt sie mit einem Leistungsgedanken. Das ist insofern interessant, als sie den Schutz der Professorin auch damit hätte begründen können, dass diese die Biografin mögen würde oder bei ungerechten Interaktionsabläufen grundsätzlich eingreife. In dieser Aussage ist auch ein positives Selbstbild bzw. -Konzept enthalten, nämlich das von einer jungen Frau mit Potential, in deren Inneren eine „gute Lehrerin“ verborgen ist, was in ihr womöglich ein Gefühl von Stolz auslöst und zeigt, dass sie sich mit der Rolle der Lehrerin identifiziert. Das Bild der Schützenden Hand über ihr verwendet sie noch einmal in der ergebnissichernden Darstellung und spannt damit den Bogen zurück zum Segmentbeginn. Ab dem Zeitpunkt da diese ihr positiv zugewandte Professorin der Erzählerin diesen Schutz gab, hätte es keine Probleme mehr gegeben. Die Professorin, die sie „fertig gemacht“ hätte, hätte sich dann mit ihr nicht „angelegt“, was

eine interessante (kämpferische) Formulierung ist. Um diese Aussage sowie die Wirklichkeit ihrer negativen Erfahrungen mit dieser Professorin zu belegen, schließt sie daran eine Hintergrunderzählung an. Sie hätte nämlich Jahre später von der sie schützenden Professorin erfahren, dass es ein Gespräch zwischen Rektor mit der anderen Professorin gegeben, bei dem diese „ordentlich eines am Deckl“ bekommen hätte, also zurechtgewiesen worden wäre. Die Biografieträgerin schlussfolgert, dass dies vermutlich ein Auslöser dafür gewesen wäre, dass sie von dieser ihr gegenüber böswillig eingestellten Professorin „in Ruhe gelassen“ wurde.

Suprasegment 4: Beginn Therapie, Lehrerin werden, (Suizidversuch)

9. Erzählsegment: Berufspraxis – wird von Direktorin auf Selbstverletzung angesprochen, Apell Psychotherapie

Subsegment 9.1 (4:151-166): Im Kopierraum, Gespräch mit Direktorin

(-) Aller (-) dings is amal (-) in (-) da (-) Praxis, da war ich in (nennt Namen einer Schule) in (nennt einen Ort) drauß (-) ahm, hab ich a Freistunde gehabt und hab Sachen kopiert und natürlich, (-) wie auch immer passiert mir ein Papierstau beim Kopierer und ich versuch den (-) zu reparieren und hatte grad ah (-) frische Verletzungen am: rechten Unterarm ah die aber nicht mehr eingebunden waren; Nähte waren schon gezogen und des war (-) alles eigentlich; aso man hat nur die Narben, die Frischen gsehn //mhm// und genau in dem Moment is ahm (-) die (-) Direktorin hinter mir gestanden (-) und hat mich dann nachm Unterricht zu einem Gespräch zitiert ähm (-) eigentlich sehr (-) liebevoll mit mir gesprochen und hat aber auch ehrlich gesagt, von Wegen sie, eigentlich müsse sie es melden, weil das is nix, was bei einer Lehrerin gut ausschaut, aber sie merkt einfach mit wie viel Liebe und wie viel Engagement ich dabei bin und das wird sie nicht machen, aber (-) sie möchte, dass ich mir Hilfe such, dass ich mir eine Therapeutin such oder einen Therapeuten und sie hilft mir auch gerne dabei, aber das stellt sie quasi als Bedingung, dass sie nix da PH meldet, dass ich mir Hilfe such und //mhm// (-) ./

(9.1) Das nächste Erzählsegment beginnt sie mit „Aller (-) dings is amal (-) in (-) da (-) Praxis“ ein konkretes Erlebnis einzuleiten. Warum „allerdings“? Liegt dieser Einleitung eine argumentative Struktur zu Grunde? Zielt die Erzählerin mit dem „allerdings“ darauf ab, ihre vorherige Aussage, welche die Ruhe im Studium betrifft mit der folgenden Erzählung einzuschränken? Dass die Erzählerin damit eine Einschränkung ausdrücken und auf diese verweisen möchte erscheint plausibel, weil es noch einmal deutlich macht, dass sich die Erzählerin stärker auf das erzählen von negativen Ereignissen und Erfahrungen fokussiert (oder welche, die ihre psychischen Normabweichungen thematisieren), was auch schon in der Darstellung ihrer Oberstufenzeit (3:126-132) erkenntlich wurde, die nüchtern sachlich als „unspektakulär, wie halt Schule is bis zur Matura“ zusammengefasst wurde.

Die Erzählung in diesem Segment bezieht sich erneut auf ein Ereignis während einer Berufspraxis in einer Schule im Zuge ihres Werdegangs zur Lehrerin. In einer freien Stunde in der sie keinen Unterricht

gab hatte sie die Zeit genutzt, um Unterlagen zu kopieren. Dabei sei es beim Drucker zu einem Papierstau gekommen, erzählt sie. Sie versuchte den Papierstau zu beheben und erwähnt, dass sie gerade zu der Zeit frische Verletzungen am rechten Unterarm gehabt hätte. Hervorzuheben ist, dass sie sich in der Erzählzeit daran erinnern kann, an welchem Arm sich diese konkrete Verletzung befand. Die Beschreibung der Verletzungen (Mehrzahl) führt sie weiter aus und erwähnt, dass diese „nicht mehr eingebunden waren“, die Nähte schon gezogen worden waren und die Erzählerin betont, man hätte also „nur“ die Narben, die „Frischen“ gesehen. Genau in dem Moment als man ihre Verletzungen am Arm gesehen hätte, (da sie, wie sie im Nachfrageteil später noch ausführt, gerade dabei war den Papierstau beim Drucker zu lösen und dafür ihre Ärmel hochgekrempelt hatte) sei die Direktorin der Schule hinter ihr gestanden, welcher die Verletzungen am Arm aufgefallen waren. Die Direktorin hätte sie daraufhin zu einem Gespräch „zitiert“, das sie nach dem Unterricht mit ihr führte. Die Direktorin hätte mit ihr „eigentlich“ sehr „liebvoll“ gesprochen, jedoch auch deutlich gesagt, dass sie so etwas eigentlich melden müsse („das is nix, was bei einer Lehrerin gut aussieht“). Die Direktorin hätte jedoch auch geäußert, mit wie viel „Liebe und Engagement“ die Biografieträgerin die Lehrtätigkeit ausführen würde, daher würde sie das nicht melden. Dennoch wolle sie, dass sich Silke Peeters psychologisch-psychotherapeutische Unterstützung suche. Die Direktorin hätte ihr außerdem angeboten, dass sie ihr bei der Suche nach einem Therapeuten oder einer Therapeutin helfen würde. Die Erzählerin reformuliert das Ergebnis dieses Gesprächs noch einmal anders. Sie erzählt, die Direktorin hätte in dem Gespräch geäußert, dass sie die Bedingung stelle, dass sich die Erzählerin Hilfe suchen müsse, damit sie nichts an ihre Hochschule meldet. Die Interaktion mit der Direktorin wird als eine „liebvolle“, fast fürsorgliche und sich kümmernde Begegnung dargestellt, womit die Rolle dieser Direktorin erneut in das Schema der „schützenden Hand“ passt, die über die Erzählerin gehalten wird.

Subsegment 9.2 (4:166-181): Begleitung der Direktorin zu einem Psychotherapie-Erstgespräch

Ja es war dann (-) ich hab mich wirklich dann dran gesetzt und gesagt, ja, ich möcht ja Lehrerin werden, drum möcht ich dem auch nachkommen und hab Therapeuten rausgesucht, mit einigen telefoniert, erzählt was war. Äh die ersten paar Telefonate warn so vom menschlichen her oke:, aber es hat einfach von der Thematik her und von dem Behandlungsspektrum so was gebraucht worden wäre, nicht gepasst und die Letzte, mit der ich telefoniert hatte, hat mich dann eine ihrer Kolleginnen weitergeleitet, die das passende Modell (-) hatte und (-- ja, da is bei mir dann Panik aufgekommen, weils dann ernst geworden ist mit einem Erstgespräch und ich hab dann die Direktorin von der Praxischule in in (nennt Ort) angerufen, gesagt, dass ich ein Erstgespräch hab, dass ich Angst davor hab und sie war dann auch so (-- lieb und hat mich begleitet zu diesem Erstgespräch //mhm//, war unterstützend dabei, hat aber gesagt, sie möcht nicht mit rein gehn, aber sie wartet im Wartebereich (-), dass ich halt weiß, sie ist da, aber sie möcht jetzt nicht da so: in das Private eingreifen //mhm//, weil im Grunde sie hat eh schon mehr eingegriffen, als was sie (.) was ihr eigentlich zustünde.

(9.2) Im nächsten Segment lässt uns die Erzählerin an ihrem Reflexionsprozess teilhaben, der auf das Gespräch mit der Direktorin folgte. Die Erzählerin nimmt die Handlungsanweisung der Direktorin an und versucht diese umzusetzen („ich hab mich wirklich dann dran gsetzt“), was sie mit der Haltung „ja, ich möchte ja Lehrerin werden, drum möchte ich dem auch nachkommen“ plausibilisiert. Der Wunsch Lehrerin zu werden wird damit zur Handlungsorientierung und wird auch unmittelbar handlungsleitend. Die Biografieträgerin hätte im Anschluss nach Therapeut*innen gesucht, mit einigen auch telefoniert und ihnen „erzählt was war“, wobei anhand dieser diffusen Formulierung nicht klar wird, was die Erzählerin den Therapeut*innen nun genau (über sich) erzählt hat – „was war“? Meint sie damit den Vorfall in der Schule und das Offenkundig werden ihrer Selbstverletzungen? Ihre selbstverletzenden Handlungen generell oder gar den gewaltvollen sexuellen Übergriff? Letzteres ist wohl eher auszuschließen, da sie darüber, wie sie an mehreren Stellen erwähnt, erst viel später gesprochen hätte. Die Telefonate mit verschiedenen Therapeut*innen fasst sie zusammen mit, „warn so vom menschlichen her oke“ jedoch hätte es von der „Thematik“ und dem „Behandlungsspektrum so was gebraucht worden wäre nicht gepasst“. Da sie sich (ihrer Erzählung nach) zuvor nie im Kontext von Psychiatrie und Psychotherapie bewegt hat, stellt sich hier die Frage, woher sie in dieser Situation wusste welches Behandlungsangebot für sie passen würde. Ging der Therapeut*innensuche eine intensive Recherche voraus? Hat sie sich bereits Jahre zuvor mit Hilfe des Internets einer „Selbstdiagnose“ unterzogen? Waren gar die Telefonate mit den Psychotherapeut*innen derart aufschlussreich, dass diese sie in eine bestimmte Richtung geführt haben? Außerdem bleibt unklar, um welche spezielle „Thematik“ es der Erzählerin zu diesem Zeitpunkt ging. Es sei dann die letzte Psychotherapeutin gewesen, mit der sie telefoniert hätte, die sie an eine ihrer Kolleginnen weitergeleitet hätte. Diese hätte dann das passende „Modell“ für sie gehabt. Dabei wird noch immer nicht deutlich von welcher Problemlage und von welchem Modell hierbei gesprochen wird. Das Finden eines passenden „Therapie-Modells“ scheint für die Erzählerin bei dieser Suche nach Hilfe zentral gewesen zu sein. Sie geht jedoch nicht auf die dahinterliegenden Prozesse ein, die zur Haltung geführt haben, sich zu bestimmten „Modellen“ oder Thematiken hin zu orientieren. Die Erzählerin setzt entweder voraus, dass die Zuhörer*in das bereits wissen würde und daher keine weiteren Ausführungen notwendig sind oder sie identifiziert sich vielleicht soweit mit der Thematik, dass ihr weitere Erläuterungen gar nicht in den Sinn kamen. Das überrascht jedenfalls, da die spezielle Thematik („Borderline-Persönlichkeitsstörung“ wie sie später erwähnt), für Silke Peeters laut der Darstellung handlungsleitend und damit wohl auch von hohem Stellenwert für die Erzählerin war. Mit dem Finden einer „passenden“ Therapeutin wäre bei ihr dann „Panik“ aufgekommen, was sie durch eine gewisse Ernsthaftigkeit, die mit dem bevorstehenden Erstgespräch einherging, begründet („weils dann ernst geworden ist mit einem Erstgespräch“). Damit wird deutlich, dass der Schritt, womöglich eine Psychotherapie zu beginnen, für die Erzählerin ein großer war. Das ist verständlich vor dem Hintergrund einer Erwartungshaltung die Psychotherapie mit einer Veränderung von geregelten Handlungsmustern verbindet. Aufgrund dieser „Panik“ hatte die Erzählerin die Direktorin der Praxisschule angerufen, um ihr zu erzählen, dass sie ein Erstgespräch bei einer Psychotherapeutin habe und das sie „Angst“ davor hätte. Die Direktorin sei dann

„so lieb“ gewesen und hätte sie zum Erstgespräch begleitet, was die Erzählerin als „war unterstützend dabei“ bewertet. Die Direktorin hätte zu ihr gesagt, dass sie nicht „mit rein gehen möchte“, aber dass sie im Wartebereich auf sie warten würde, damit sie wisse „sie ist da“, wolle jedoch nicht zu sehr in das „Private“ von ihr „eingreifen“, da sie im Grunde ohnehin schon mehr eingegriffen hätte, als es ihr „zustünde“. Hervorheben möchte ich dabei die Perspektive aus der die Biografin erzählt. Spricht sie aus der Perspektive der Direktorin? Gibt sie das, was die Direktorin zu ihr gesagt hat, in einer ähnlichen Art und Weise wider? Die Nähe, die aus der Darstellung der Erzählerin zur Direktorin hervorgeht ist bemerkenswert und findet sich in ähnlicher Weise auch in den Darstellungsarbeiten zu anderen Personen, wie etwa bei ihren Vertrauenslehrerinnen, bei der Professorin mit der sich eine „Freundschaft“ entwickelt hat und auch bei ihrer Großmutter. Alle diese signifikanten Anderen sind Frauen, die in gewisser Weise eine Art „Mutterrolle“ bzw. eine fürsorgliche und wohlwollende Rollen einnehmen, die ihre Mutter ebenfalls hatte, bis sich die Darstellung der Mutter mit Eintritt in die Volksschule drastisch veränderte.

Subsegment 9.3 (4:166-181): Psychotherapie mit Höhen und Tiefen

Jo, des Erstgespräch war dann relativ gut und es ist zu einem Therapieverhältnis gekommen (-), das (-) dreieinhalb Jahre gelaufen ist, was imma wieder Höhen und Tiefen gegeben hat.

(9.3) Ergebnissichernd evaluiert die Erzählerin, dass dieses Erstgespräch mit der Therapeutin „relativ gut“ war, was zu einem Therapiebeginn bei dieser Psychotherapeutin geführt hat, was sie ganz sachlich „und es ist zu einem Therapieverhältnis gekommen“ ausdrückt und damit im Gegenzug zu den vorangegangenen Darstellungen, die im Zusammenhang mit der Direktorin stehen, steht. Dieses „Therapieverhältnis“, also diese Zeit stellt sie im Zuge der Evaluation sehr kondensiert dar, in dem sie zuerst erwähnt, dass dieses drei ein halb Jahre umfasste und es dort „imma Höhen und Tiefen“ gegeben hatte. Dieses Subsegment dient mehr als Überleitung, im Zuge dieser sich ihre Erfahrungshaltung, aber auch das Thema verändert.

Suprasegment 5: Weiterer Suizidversuch, Konflikte mit Mutter und Auszug aus dem gemeinsamen Haushalt

Subsegment 9.4 (4:183-199): Suizidbegründung, Überleitung zu einer Erzählung von einem Erlebnis mit der Mutter

Auch (-) einen Suizidversuch während der Therapiezeit, weil: (-) zu Hause die Stimmung nicht unbedingt besser geworden ist, weil (-) meine Mutter immer mehr (-) nicht verstanden hat, dass ich mich auf die Ausbildung konzentrier und jetzt net äh äh (-) imma gleich hupfen kann.. wenn sie irgendwas braucht und will (-) //mhm// und ich aber die (-) Bedürftigkeit hatte, dass ich noch zu Hause wohn.. weil ich hab neben dem Vollzeitstudium und der Praxis nicht wirklich arbeiten können.. wir haben teilweise auch am Samstag Uni ghabt und des is einfach nicht (-) wär nicht gegangen (-) ahm (-). Ja war halt schwierig.. wenn ma da (-) einerseits grad an ein Thema herangeht und was hoch holt.. was jahrelang äh (-) weggeschoben worden is und dann kriegt man eigentlich von zu Hause

ka Unterstützung, sondern (-) weiterhin nua (-) äh Steine in den Weg gelegt und (-) sehr viel (-) psychische, aber auch physische Gewalt, weil meine Mutter war Spezialistin darin alles so zu formulieren, dass sie als Arme da steht //mhm// die ja bedürftig is und irgendwas braucht und ich bin ja das ach so böse Kind, das so undankbar ist für alles, was gegeben wurde – Ja! Da war dann meine Oma ab und an Vermittlung zwischen uns beiden, was aber auch nicht sehr hilfreich war, weil sobald ma bei da Oma weg warn (-) ähm, war das wie vergessen und wie weggeweht //mhm// und (-) jo (-) des war dann schwierig.

(9.4) Ein weiterer Suizidversuch, der während der Therapiezeit stattfindet, findet Eingang in die Erzählung. Nach der vorangegangenen ergebnissichernden Evaluation entsteht der Eindruck, dass die Erzählerin diese „Therapiezeit“ als eher negativ für sich bewertet und ich möchte hervorheben, dass die Erzählerin an dieser Stelle weder auf die Figur der Therapeutin näher Bezug nimmt noch näher auf interaktive Prozesse mit der Therapeutin, die stattgefunden haben. Stattdessen dient dieses Subsegment zur Begründung ihres Suizidversuchs, was einen stark rechtfertigenden Charakter annimmt und für die Erzählerin auch in der Erzählzeit für aufgebrachte Emotionen sorgte. Sie argumentiert, der Grund für diesen Suizidversuch wäre gewesen, dass „zu Hause die Stimmung nicht unbedingt besser geworden ist“, ihre Mutter „immer mehr nicht verstanden hat“, dass sie sich auf ihre Ausbildung konzentrieren möchte und sie nicht „imma gleich hupfen kann, wenn sie irgendwas braucht und will.“ Implizit steckt dahinter eine Schuldzuweisung an ihre Mutter, die sogar recht direkt geäußert wird, sie also die Schuld für ihren Suizidversuch der Mutter gibt. Um plausibel zu machen, warum die Erzählerin mit über zwanzig noch bei ihrer Mutter wohnt, begründet sie dies mit ihrer „Bedürftigkeit noch zu Hause zu wohnen“, die deshalb da ist, da es für sie neben dem Vollzeitstudium und der Berufspraxis nicht „wirklich“ möglich war zu arbeiten. Als weiteren Beleg für diese Notwendigkeit bei der Mutter zu wohnen führt sie an, dass sie „teilweise“ auch am Samstag „Uni“ gehabt hätte und da wäre es „einfach“, wie sie unterstreicht, nicht anders gegangen. Sie evaluiert die Zeit weiter, in dem sie es als schwierig bewertet, wenn „man“ zum einen „an ein Thema herangeht und was hoch holt, was jahrelang weggeschoben war“ und zum anderen von „zu Hause“ dabei keine Unterstützung bekommt, sondern ihr zusätzlich „weiterhin nua Steine in den Weg gelegt“ werden und sie dort „psychische und physische Gewalt“ erfahren muss, was sie auch explizit so benennt. Die psychische Gewalt führt sie weiter aus, in dem sie direkt auf ihre Mutter verweist, weil ihre Mutter wäre „Spezialistin“ darin gewesen „alles so zu formulieren, dass sie als Arme da steht, die ja bedürftig is und irgendwas braucht und ich bin ja das ach so böse Kind, das so undankbar ist für alles, was gegeben wurde.“ Diese Beschreibung der Mutter bzw. die Darstellung der psychischen Gewalt durch die Mutter ist in vielerlei Hinsicht interessant und hervorzuheben, denn es entsteht der Eindruck, diese Vorwürfe (das undankbar sein, für alles was gegeben wurde) hätte die Erzählerin tatsächlich so von ihrer Mutter gehört und gibt diese nun fast genau so wieder. Sie übernimmt in dieser Darstellung die Perspektive der Mutter, wenn auch ironisch, doch durch die Benennung der Gewalt als solche distanziert sie sich gleichzeitig reflektierend davon. Der Unmut, die enttäuschte Empörung, vielleicht auch Verbitterung über die Haltung und Handlungen der Mutter, erscheinen anhand der

Darstellung im Interview noch aktuell zu sein. Sie erwähnt zum Segmentabschluss noch, dass ihre Großmutter des Öfteren „Vermittlung“ zwischen der Mutter und ihr gewesen wäre, was sie jedoch auch nicht als hilfreich bewertet, da sobald die Anwesenheit der Großmutter nicht mehr gegeben war, alles wieder wie vorher war. Noch einmal evaluiert sie die Situation mit ihrer Mutter als „schwierig“.

10. Erzählsegment: (4:200-5:211) Erste Dienstjahr, Verletzung durch die Mutter fällt auf

Es is dann in meinem ersten Dienstjahr so weit gewesen, dass mei Mutter mir mein Handgelenk ausgerenkt hat bei einer Auseinandersetzung (-) u:nd (-) die Chefin hat das damals mitbekommen und (-) hats da Rechtsabteilung gemeldet und is in meinem Personalakt vermerkt worden u:nd ((hus-tet kurz auf)) ich hab dann verpflichtend zu äh (-) zur Schulpsychologin gehn solln, obwohl ich eh in therapeutischer Behandlung war, aber (--) das war halt dann so vorgegeben vom [REDACTED] u:nd (-) ja von da an hab ich dann eher gschaut, wenn was passiert is, dass mas ja nicht merkt mit (-); im Winter wars einfacher, einfach (-) lange Ärmel anzieh'n und (-) die Sache hat sich. Im Sommer ((räuspert sich)) is dann so gwesen, dass ichs mit Make-Up verdecken kann //mhm//. Hab dann Gott sei Dank nach dem ersten Dienstjahr aus dem (nennt spezifischen Bezirk in einer Stadt) in den (nennt einen anderen Bezirk) in eine Schule gewechselt. (-) Ahm (-) einfach als Neustart.

(10.) In diesem Segment führt sie das Thema der Schwierigkeiten mit ihrer Mutter weiter und kommt zu einem konkreten Erlebnis. In ihrem ersten Dienstjahr als Lehrerin wäre es dann „so weit gewesen“, dass ihre Mutter der Erzählerin das Handgelenk bei einer Auseinandersetzung ausgerenkt hatte. Sie geht nicht weiter auf das Ereignis, wie ihre Mutter ihr das Handgelenk ausgerenkt hatte ein, sondern erzählt stattdessen, welche Folgen das für sie in ihrem beruflichen Kontext nach sich zog. Ihre Chefin hätte „das“ nämlich „mitbekommen“, dabei wird nicht ganz deutlich, was sie mitbekommen hat. Ist es die Verletzung oder dass die Verletzung im Kontext von häuslicher Gewalt entstanden ist? Das „Mitbekommen“ der Chefin führte dazu, dass diese das der Rechtsabteilung meldete und der Vorfall im Personalakt der Erzählerin vermerkt wurde. Aufgrund dessen musste sie „verpflichtend“ einen Termine bei der Schulpsychologin wahrnehmen, was die Erzählerin als sinnlos darstellt, da sie „eh in therapeutischer Behandlung“ zum damaligen Zeitpunkt gewesen wäre. Ergebnissichernd hält sie fest, hätte sie von diesem Erlebnis an darauf geachtet, dass, wenn etwas „passiert“ ist, dass es niemandem auffällt. Im Winter wäre das für sie einfacher gewesen, führt sie weiter aus, da sie nur Kleidung mit langen Ärmel anziehen musste, im Sommer hätte sie Verletzungen dann mit Make-Up kaschiert. Unklar wird dabei, ob sie sich noch auf Verletzungen durch ihre Mutter bezieht oder auch auf ihre selbst zugefügten Verletzungen verweist. Nach ihrem ersten Dienstjahr konnte sie dann „Gott sei Dank“, womit sie Erleichterung ausdrückt, in eine andere Schule wechseln – „einfach als Neustart“ kommentiert die Erzählerin. Durch diese Formulierung liegt die Vermutung nahe, dass sie auch im allgemeinen mit ihrem Arbeitsumfeld dort nicht vollständig zufrieden war.

11. Erzählsegment: (5:212-225) „Gefecht“ mit Mutter führt zum Auszug aus der gemeinsamen Wohnung

Hab dann auch nach einem erneuten riesengroßen Gefecht zwischen meiner Mutter und mir, wie sie allein auf Urlaub gefahren is, in Windeseile mir eine eigene Wohnung gesucht, an Kredit aufgenommen //mhm// und geschaut, dass ich raus komm, weil ich genau gewusst hab, wenn ichs jetzt nicht tu dann (--) irgendwann amal wirds so schlimm ausgehn, dass (--) ja, dass (-) einem von uns beiden (--) jo – nachher wahrscheinlich nicht mehr geben wird //mhm// und (-) bin dann mit Hilfe von Freunden in Windeseile übersiedelt und (-) der Abstand hat dann relativ gut getan, weil (-) ja (-) weil das Verhältnis besser geworden is. Man is nicht mehr aufeinander gepickt. Ab und an, wenn man sich dann gesehn hat und ich mal wieder (-) nicht gleich gesprungen bin, wenn sies wollt, hats weiterhin (-) Ohrfeigen oder was gebn, wenn ma in den vier Wänden von ihr warn, weil zu mir in die Wohnung hab ich sie nie lassen und lass ich sie bis heute nicht //mhm//, weil ich sie einfach nicht in meiner Privatsphäre haben möcht, des is (-); sie hat auch keinen Schlüssel, das heißt, sie kann nicht auftauchen, (-)

(11) Ebenso hat das nächste Segment die Mutter zum Thema bzw. die Schwierigkeiten mit dieser. Eingeleitet wird die Darstellung mit der Formulierung, dass nach einem „erneuten riesengroßen Gefecht“ eine Handlung der Erzählerin folgte. Durch die starke Formulierung des „riesengroßen Gefechts“ wird die Aussage in mehrfacher Weise verstärkt, was darauf hinweist, dass diese heftige, hitzige Auseinandersetzung für die Erzählerin mit starken Emotionen verknüpft ist. Ihre Mutter fuhr kurz nach dieser Auseinandersetzung alleine in den Urlaub. Diese Zeit der Abwesenheit der Mutter nutzte die Erzählerin, um sich in „Windeseile“ eine eigene Wohnung zu suchen, wofür sie einen Kredit aufnahm. Der Begriff der „Windeseile“ lässt den Eindruck einer Flucht oder die eines fluchtartigen Auszugs entstehen, was die Dringlichkeit, die mit dieser Handlung verbunden war, verstärkt. Sie hätte „geschaut, dass sie raus kommt“, was das Fluchthandlungsschema noch einmal unterstreicht. Um die „Windeseile“ mit der dieses „Raus kommen“, also dieser Auszug verbunden war, für die ZuhörerIn plausibel zu machen, kommentiert sie „weil ich genau gewusst hab, wenn ichs jetzt nicht tu dann (--) irgendwann amal wirds so schlimm ausgehn, dass (--) ja, dass (-) einem von uns beiden (--) jo – nachher wahrscheinlich nicht mehr geben wird“ und stellt damit eigentlich auch eine entscheidende Veränderung in der Beziehung zur Mutter dar. Was sie sagt ist, sie wäre sich damals sicher gewesen, dass wenn sie jetzt nicht aus dem gemeinsamen Haushalt mit der Mutter ausziehen würde, dann würde ein Konflikt früher oder später „so schlimm ausgehen“, dass eine von den beiden am Ende dabei zu Tode kommen wird. Dabei lässt sie offen, ob dieses „nicht mehr geben“, also der Tod von Mutter oder Tochter, dadurch entsteht, dass eine, die andere in einer Auseinandersetzung umbringt oder, ob sie damit ihren eigenen Tod durch Suizid meint. In diesem Kommentar möchte die Erzählerin jedenfalls ausdrücken, dass die Probleme mit ihrer Mutter „zu Hause“ sehr schwerwiegend waren und in ihrer Ernsthaftigkeit nicht unterschätzt werden sollen. Sie sagt damit in anderen Worten, es war wirklich „so schlimm“. Sie erwähnt die Hilfe von Freunden, mit deren Unterstützung sie umgezogen ist, dabei verwendet sie erneut die Verstärkung, in

„Windeseile“ (übersiedelt). Ergebnissichernd evaluiert sie, der Abstand zwischen ihr und der Mutter hätte „dann relativ gut getan“, was sie dadurch begründet, dass das „Verhältnis besser geworden ist“ und sie weniger „aufeinander gepickt“ sind, d. h. der Abstand zwischen ihnen größer wurde. Physische Gewalt „Ohrfeigen oder was“ erfuhr sie dennoch weiter von ihrer Mutter, wenn sie nicht „gleich gesprungen ist“ wie ihre Mutter das laut der Erzählerin wollte oder auch wenn sie in den „eigenen vier Wänden“ der Mutter waren, denn in ihre Wohnung hätte sie die Mutter nie eintreten lassen. Eine Erwähnung, die der Erzählerin gleichzeitig als Überleitung dient, um eine Argumentation mit gegenwärtigen Zeitbezug einzubauen, nämlich: „und lass ich sie bis heute nicht //mhm//, weil ich sie einfach nicht in meiner Privatsphäre haben möchte, des is (-); sie hat auch keinen Schlüssel, das heißt, sie kann nicht auftauchen.“ Diese Haltung und Handlung der Erzählerin ihre Mutter nicht in ihre Wohnung zu lassen, kann wohl als Versuch verstanden werden Grenzen gegenüber der Mutter zu ziehen und sich von ihr (symbolisch) abzugrenzen und eigene Räume für sich zu beanspruchen. Die Formulierung der Erzählerin ihre Mutter nicht in ihrer „Privatsphäre“ haben zu wollen kann auch als Wunsch einer Abtrennung verstanden werden, der sich nicht nur auf das Betretungsverbot in die eigene Wohnung für die Mutter bezieht und es ist vermutlich auch ein Versuch sich von der physischen und psychischen Gewalt der Mutter zu schützen. Die Erzählerin erwähnt auch explizit, dass ihre Mutter keinen Schlüssel für ihre Wohnung hat und verweist damit auf eine Erwartungshaltung, die vielleicht selbst von der Mutter verlangt wurde. (Ist ja nicht selbstverständlich, dass Mütter oder Elternteile, die Schlüssel zu den Wohnungen ihrer längst erwachsenen Kinder haben.)

12. Erzählsegment: (5:225-228) Letzte Handgreiflichkeit, droht mit Anzeige

Und (-) die letzten Handgreiflichkeiten, die es zwischen uns gegeben hat, war da war ich dreiundzwanzig. Von da an, da hab ich ihr auch gesagt, so und wenn das noch einmal passiert, dann geh ich zur Polizei und zeig dich an. Und das dürft ihr dann soweit gereicht ham //mhm//, dass sie (---)/

(5:228-231)

ja, ob sie wirklich was überdacht hat (-), weiß ich nicht, ob sie wirklich Angst bekommen hat, dass ich das wirklich machen würd, weiß ich auch nicht, aber es is mir ehrlich gesagt auch egal //mhm//. Hauptsache es ist friedlicher geworden ahm (-) ja. (--)

(12) In diesem Segment stellt sie noch ein bedeutsames Erlebnis mit ihrer Mutter dar und kennzeichnet damit eine weitere Veränderung in der Beziehung zu ihrer Mutter. Es geht um die letzte „Handgreiflichkeit“ die es, wie die Erzählerin sagt „zwischen uns“ gegeben hat und sie nennt ihr Alter, das sie zu diesem Zeitpunkt erreicht hat, nämlich 23. Die ZuhörerIn erfährt nichts über die konkrete „Handgreiflichkeit“, die dort stattgefunden hat und auch sonst nichts zum Kontext dieses Ereignisses. Es entsteht zudem die Frage, was die Erzählerin mit den Handgreiflichkeiten, die es „zwischen ihnen“ gab, meint. Durch diese Formulierung taucht nämlich die Frage auf, von wem die Gewalt ausgeht. Geht sie ausschließlich von der Mutter aus, oder wehrt sie sich und schlägt bei Auseinandersetzungen zurück. (Die

„Gefechte“ mit ihrer Mutter bleiben bis zu dieser Stelle im Interview etwas diffus, was vielleicht auch den Charakter, wie die Erzählerin die Beziehung zu ihrer Mutter erlebt, widerspiegelt. Mit 23, wie sie in diesem Segment darstellt zieht sie jedoch auch hier sprachlich eine Grenze vor ihre Mutter. „so und wenn das noch einmal passiert, dann geh ich zur Polizei und zeig dich an“ hätte sie zu ihrer Mutter gesagt, wodurch eine einseitige Gewalt, die nur von ihre Mutter ausgeht, wahrscheinlicher ist. Diese Drohung hätte bei der Mutter eine Wirkung gehabt, jedoch ist sich die Erzählerin im Unklaren darüber, wie diese Wirkung bei ihrer Mutter aussah.

Sie wechselt daraufhin in eine reflektierend theoretische Stellungnahme, in der sie ihre Unsicherheit äußert, weder dass sie nicht weiß, ob ihre Mutter wirklich etwas daraufhin an ihrem Verhalten begonnen hat zu überdenken, noch, ob bei ihr die Drohung, die Erzählerin könnte wirklich zur Polizei gehen, überhaupt Angst ausgelöst hatte. Evaluierend hält sie jedoch fest, dass das für sie keine Rolle spielt und dass für sie nur zählt, dass es „friedlicher“ zwischen ihnen geworden ist.

Suprasegment 6: Phase der Besserung ohne selbstschädigende Handlungsmuster und durch beruflichen Erfolg

13. Erzählsegment (5:232-243): Bekommt Klassenführung, Beendigung der Therapie

Dann es is dann auch in der Arbeit eigentlich besser gegangen, die Selbstverletzungen haben aufgehört, weil ich auch eine Klassenführung bekommen hab, eine erste Klasse (-). Ahm ich hab dann auch die (-) Therapie bei meiner Therapeutin (-) beendet, weil einfach (-) über ein Jahr lang nichts mehr passiert is und sie gemeint hat, wens für mich nicht notwendig is, dass wir das Trauma von damals mit meinem Vater aufarbeiten (-), wenn das keine Belastung (--)äh stellt, dann (-) sieht sie eigentlich auch nicht wirklich einen weiteren Behandlungsbedarf //mhm// und ich solls halt amal alleine probieren mit dem, was ich bei ihr gelernt hab und wenn ich wirklich was bräucht, kann ich mich wieder bei ihr melden. Und es is dann vier Jahre lang gut gegangen, da is nichts passiert (-), weder (-) mit meiner Mutter, noch, dass ich irgendwie was (-) dummes gemacht hätt – seis jetzt Selbstverletzung oder Suizidversuche (-).

(13) Im folgenden Segment widmet sich die Erzählerin einem anderen Bereich ihres Lebens, nämlich der Arbeit als Volksschullehrerin und beginnt eine Lebensphase einzuführen, in der eine gewisse Stabilität vorherrschend war. Sie beginnt mit der Arbeit, in der für sie die Situation besser geworden ist und erwähnt, dass sie mit der Selbstverletzung aufgehört hatte, was sie damit begründet die „Klassenführung einer Ersten Klasse bekommen zu haben. Hervorzuheben ist auch an dieser Stelle wieder die passive Formulierung „die Selbstverletzungen haben aufgehört“, die auch zuvor schon in Zusammenhang mit Selbstverletzung gewählt wurde. Es ist jedoch dann sie, auch in ihrer Formulierung „ich hab“, die die Psychotherapie beendet aufgrund dieser äußeren Stabilisierung, die sie dadurch definiert, dass seit über einem Jahr nichts mehr „passiert“ ist, obwohl an der Beendigung ihrer Therapie ein entscheidender

Impuls von ihrer Therapeutin gekommen zu sein scheint. Ihre damalige Psychotherapeutin hätte zu ihr nämlich gesagt, dass diese keinen Behandlungsbedarf mehr sähe, wenn es für die Erzählerin nicht notwendig wäre das Trauma mit ihrem Vater aufzuarbeiten, wenn es für sie keine Belastung darstellen würde. S. sollte es doch einmal alleine probieren, mit dem, was sie bei ihrer Therapeutin gelernt hätte und wenn sie wieder was von ihrer Therapeutin brauchen würde, könne sie sich ja wieder bei ihr melden. Auffallen ist bei dieser Darstellungsweise, dass sie sich mehr auf die Perspektive ihrer damaligen Therapeutin bezieht als auf ihre eigene Sicht- und Erlebnisweise, was die Beendigung der Psychotherapie betrifft, was auch in ihrer indirekten Redewiedergabe deutlich wird. Sie fasst diese Lebensphase zusammen, indem sie evaluierend fest hält, dass sie vier Jahre lang diese Stabilität aufrechterhalten konnte („es is dann vier Jahre lang gut gegangen, da is nichts passiert (-), weder (-) mit meiner Mutter, noch, dass ich irgendwie was (-) dummes gemacht hätt – se is jetzt Selbstverletzung oder Suizidversuche (-)“). Daraus geht nun auch hervor, worauf sie sich mit „nichts passiert“ bezieht, nämlich auf das nicht Vorhandensein ihrer selbstschädigenden Handlungsmuster der Selbstverletzung und der Suizidversuche, das sie auch als „was dummes“, das sie macht bzw. nicht macht zusammenfasst. Hervorheben möchte ich hier noch die Formulierung „was Dummes“, die sie nur leise ausspricht, sie hierbei aber als aktives Subjekt hervortritt.

Suprasegment 7: Tod der Großmutter, Suizidversuch, Vater meldet sich

14. Erzählsegment: Tod der Großmutter

Subsegment 14.1 (5:243-6:270): Begräbnis der Großmutter

Und da:nn mit (-) zweitausendsechzehn wars dann, dass meine Oma gestorben is, also die Mama von meina Mama //mhm//. Das (--) war dann für mich eine große Tragödie, weil (-) die Oma hat sich sehr viel, wenn die Mama arbeiten hat müssen oder ich krank war und die Mama nicht mehr in Pflegeurlaub gehen hat können, weil im in da Arbeit viele gefehlt ham, hat sie (-) die Oma ghabt und die Oma hat auf mich gschaut und (-) von ihr hab ich eigentlich sehr viel gelernt, weil ich hab von ihr vor (-) Eintritt in die Schule lesen und schreiben und rechnen gelernt //mhm//. Sie hat mir auch ah (-) ah Stenographie beigebracht //mhm//, weil sie hat bei der ■■■ gearbeitet (-) als sie noch berufstätig war. Des war (-) ja große Vorteile (-) und (-) ich hab eigentlich bis heute nicht wirklich (-) über den Tod von meiner Oma getrauert, weil ich damals (-) für meine Mama ah einfach (-) mir gsagt hab, ich muss für sie stark sein //mhm//, weil es is ihre Mutter (-), sie ham sich (-) jahrelang zusammen alleine gehabt, weil meine Oma war auch äh geschieden vom (-) Papa meiner Mama, obwohl sich mein Opa sehr viel um mich gekümmert hat auch. Auf freiwilliger Basis, von ihm hab ich beispielsweise Fahrradfahrn glernt. //mhm// U:nd (-) ja Begräbnis hab ich eine Powerpoint gemacht, weil meine Mama hat alte Fotos gefunden, die sie mit mir in die richtige Reihenfolge gebracht hat und ich hab eine (-) schöne Powerpoint-Präsentation gmacht mit unterlegter ähm mit Musik, die unterlegt worden is und den Computer hama dann bei der Trauerfeier aufgestellt und ah die Powerpoint laufen lassen und es warn eigentlich alle sehr begeistert davon (-) u:nd (-) ja wies vorbei war, ham sich halt die Wege quasi getrennt, mei Mama is zu sich nach Hause, ich zu mir nach Hause und

(-) bei mir is dann zu Hause dann einfach alles (-) von mir gefallen und ich bin in eine Dissoziation reingeglitten und hab wieder angefangen, weil ich nicht anders mit der Trauer umgehn hab können (-), hab den nächstbesten Gegenstand, der scharf war, gesucht, gefunden (-) und (--) die Selbstverletzungen ham halt dann wieder angefangen //mhm//. Ich hab dann (-) die Therapeutin wieder angerufen, mit ihr wieder an Termin ausgemacht, dass wir die Therapie beginnen (-).

(14.1) Im nächsten Segment kommt es zu einer großen negativen Veränderungen für die Erzählerin. In einem Art Abstract nennt die Biografin die Eckpunkte, worum es in dem folgenden Abschnitt gehen wird und zwar um den Tod ihrer Großmutter, was sie als „große Tragödie“ für sich rahmt. Sie begründet ebenfalls, warum dieser Tod für sie eine Tragödie darstellte in einer Art Hintergrundkonstruktion zur Figur der Großmutter. Die Großmutter war neben ihrer Mutter in der Kindheit ihre nächste Bezugsperson, die oft auf sie aufgepasst hätte und von der sie auch viel gelernt hätte wie Lesen und Rechnen vor Schuleintritt und Stenographie, in diesem Zusammenhang erwähnt sie außerdem, wo ihre Großmutter früher gearbeitet hatte. Sie erwähnt außerdem reflektierend, dass sie „eigentlich bis heute nicht wirklich“ über den Tod ihrer Großmutter getrauert hätte, was sie mit Argumenten begründet, die ihre Mutter in den Blickwinkel rücken. Sie hätte sich damals gesagt, sie müsse für ihre Mutter „stark sein“, schließlich so die Erzählerin, wäre es ihre Mutter gewesen und sie hätten sich „jahrelang zusammen allein gehabt“, was sie in dem Zusammenhang bringt, dass ihre Großmutter ebenfalls vom Großvater geschieden war. Hierbei entsteht eine Parallele bzw. eine Wiederholung in der nächsten Generation, da sie ihre Mutter ebenfalls „zusammen alleine“ gehabt hatte und es scheint so, als könnte sich die Erzählerin in diesem Abschnitt sehr mit ihrer Mutter identifizieren bzw. stellt sie sich wieder auf die Seite ihrer Mutter. Dennoch taucht die Frage auf, ob die Mutter diese Erwartungshaltung eventuell (implizit oder explizit) an die Erzählerin gerichtet hatte und wodurch es dazu kam, dass sie es sich nicht erlaubt hatte, über den Verlust ihrer Großmutter (offen) zu trauern. In diesem Segment positioniert sich die Erzählerin wieder auf die Seite ihrer Mutter und die abwehrende, defensive und abgrenzende Haltung zu ihrer Mutter wird zu einer „empathischen“, sich mit ihr identifizierenden. An dieser Stelle ist es ihr außerdem noch wichtig einzuwerfen, dass ihr Großvater sich jedoch sehr viel um sie „auf freiwilliger Basis“ gekümmert hätte (im Gegenzug zu ihrem Vater, möchte sie damit vielleicht implizit sagen), so hätte sie beispielsweise das Fahrradfahren von ihm gelernt. Die Figur des Großvaters taucht an dieser Stelle zum ersten Mal auf und wird auch danach nie wieder erwähnt. Nach diesem beschreibend-argumentativen Einschub beginnt sie mit der Erzählung vom Begräbnis der Großmutter für das sie mit ihrer Mutter gemeinsam eine Präsentation vorbereitet hatte (PowerPoint). Ihre Mutter hätte alte Fotos gefunden und sie hatte damit eine Präsentation mit musikalischer Untermalung gemacht, die auf der Trauerfeier gezeigt wurde und von der „alle eigentlich sehr begeistert“ waren, beschreibt sie die Präsentation, die für sie wohl eine große Bedeutung hat. Nach dieser Trauerfeier, hätten sich die „Wege quasi getrennt“ von ihrer Mutter und sich selbst. Interessant ist dabei die explizite Formulierung der Wege, die sich zwischen Mutter und Tochter wieder trennen, so als würde sie damit implizit ausdrücken, dass damit auch das Verbindende wieder abgebrochen ist, wo sie doch gerade das gemeinsame Abschiednehmen von der Großmutter

verbunden hat. Beide gingen sie zurück in ihre jeweiligen Wohnungen, wo dann bei der Erzählerin zu Hause „einfach alles“ von ihr „gefallen“ wäre, sie in eine „Dissoziation reinglitt“ und sich mit dem nächsten scharfen Gegenstand selbst verletzte. Als Begründung führt die Erzählerin auf, dass sie mit der Trauer nicht anders umgehen konnte. Im Anschluss daran hätte sie wieder begonnen sich regelmäßig selbst zu verletzen, was sie als ein passives Handeln darstellt, wie die Formulierung „und die Selbstverletzungen ham halt dann wieder angefangen.“ Was sie genau mit der Beschreibung alles wäre in dem Moment von ihr gefallen, meint, geht an dieser Stelle nicht klar hervor. Sie verhilft sich mit der psychiatrischen Theoriekonstruktion der Dissoziation, die sie indirekt dafür verantwortlich macht, in das selbstverletzende Handlungsmuster zurück zu fallen. Danach nahm sie telefonisch wieder Kontakt mit ihrer ehemaligen Therapeutin auf, um wieder mit einer Psychotherapie zu beginnen.

Subsegment 14.2 (6:270-280): Erneuter Suizidversuch, Begründung

~~Es is dann~~ aber nicht und nicht besser geworden, weil sie hat nicht mehr wirklich sehr viele Nachmittagstermine ghabt (-) und hat (-) mich deshalb nur alle zwei Wochen (-) in der Praxis ghabt (-) und mit meiner Chefin is es dann (-) sehr rapide, sehr schlecht geworden, also das Verhältnis (-) war prinzipiell nie gut. Die war sehr intrigant und hat wirklich das Lehrerteam gegeneinander ausgespielt und nach dem ich eh so vorbelastet war, hab ich das sehr schwer verkraftet und (-) dann (-) is es; aso ich hab dann erfahren, ich krieg keine Erste Klasse nach der Vierten und das war genau zeitgleich mit dem Tod von meiner Oma //mhm// ~~und (-) da is es dann wieder zu einem Suizidversuch gekommen, weil ich einfach keinen anderen Ausweg mehr gfunden hab.(---).~~

(14.2) Der negative Verlauf zieht sich auch im nächsten Abschnitt weiter. Durch die wieder aufgenommene Psychotherapie stellte sich keine Besserung ein, was sie damit begründet, dass sie nur im 2-Wochen Takt in die Praxis ihrer Therapeutin kommen konnte, da diese keine freien Nachmittagstermine mehr gehabt hätte und sie vormittags wegen ihrer Anstellung als Lehrerin keine Zeit hatte. Außerdem wäre es mit ihrer Chefin in der Schule zusätzlich noch sehr schwierig geworden, was sie dadurch begründet indem sie diese Chefin als „intrigant“ beschreibt. Diese Chefin hätte „das Lehrerteam gegeneinander ausgespielt“, womit sie nicht gut umgehen konnte, aufgrund ihres „vorbelastet“ seins, wie die Erzählerin meint. Zudem hatte sie dann erfahren, dass sie nach ihrer Vierten Klasse, keine neue Erste Klasse bekommen würde. Das alles wäre zeitgleich mit dem Tod ihrer Großmutter gewesen, womit sie erneut mit einem Suizidversuch reagierte, was die Erzählerin damit begründet keinen „anderen Ausweg mehr gfunden“ zu haben. Auch an dieser Stelle ist die passive Formulierung „ist es dann wieder zu einem Suizidversuch gekommen“ hervorzuheben.

15. Erzählsegment (6:280-296): Vater meldet sich mit belästigenden Nachrichten – Trauma wird akut, Standbein Arbeit

~~Ja, dann~~ Langzeitkrankenstand natürlich auf das hinaus //mhm// und (--) sehr wenig Kontakt zum Freundeskreis, den hab ich dann komplett außen vor gelassen. Ich hab nur eine einzige Freundin

wirklich ran gelassn (-), die hat dann auch irgendwie; auf einmal is es hoch gekommen (-), weil (-) sich mein Vater bei mir mit unguuten Nachrichten gemeldet hat //mhm//, dass ich ihr von dem damaligen Missbrauch erzählt hab und dann wars eigentlich auch nötig, dass dieser Missbrauch in der Therapie angesprochen wird, nua (-) alle zwei Wochen war einfach (-) keine gute Frequenz und so ham sich dann die Wege von meiner ersten Therapeutin und mia ko:mplett getrennt. Ich hab ma wenn neuen gesucht, weil (-) es einfach so akut geworden is, dass (-) dass ich nicht arbeitsfähig war (-) und Gott sei Dank dann aber die Versetzung durchgegangen is in der Schule, in der ich jetzt auch noch immer bin (-), wo ich an Neuanfang hatte, wo niemand von den Selbstverletzungen wusste, wo niemand von den Suizidversuchen wusste (-), einfach Noname und neue Chance bekommen. Dadurch is dieses Standbein a bissl stabiler geworden und hat Sicherheit gegeben (-) ähm, was es bis heute eigentlich noch gibt ähm (-). Was halt durch Corona dann (-) sehr, sehr (-) schlecht geworden is, weil, wenn (-) die Standbeine der Reihe nach wegbrechen //mhm//...(-).ja.

Das nächste Segment leitet die Erzählerin damit ein, dass ein Langzeitkrankenstand nach dem Suizidversuch folgte, was eine Zeit war, in der sie sehr wenig Kontakt zu ihrem Freundeskreis hatte. Nur eine Freundin hätte sie „wirklich ran lassen“. Sie beginnt einen Satz damit, der wohl eine Handlung dieser Freundin darstellen wollte („die hat dann auch irgendwie“), doch die Erzählerin bricht den Satz ab und leitet stattdessen ein bedeutsames Ereignis ein, mit den Worten „auf einmal is es hoch gekommen“, womit sie den Prozess der Präsent-werdung der Erinnerungen an den traumatischen Übergriff durch ihren Vater meint, wie sich mit Fortgang des Segments herausstellt. Das plötzliche Präsent werden dieses traumatischen Ereignisses wurde laut der Erzählerin dadurch ausgelöst, da sich ihr Vater bei ihr mit „unguten Nachrichten“ gemeldet hat, weshalb sie wiederum dieser einen eben erwähnten Freundin von dem „damaligen Missbrauch“ erzählt hätte. Auch in ihrer Psychotherapie wollte sie nun den „Missbrauch“ ansprechen, jedoch stellt sie die die Frequenz von jeder zweiten Woche als Hindernis dar, was zum Abbruch dieser Therapie bei ihrer ersten Therapeutin geführt hat. Auch hierbei verwendet sie die Formulierung „der Wege, die sich zwischen ihnen trennen“. Im Anschluss hätte sie sich eine neue Therapeutin gesucht, was sie noch einmal damit begründet, dass „es“ für sie „so akut“ geworden ist, wofür sie als weiteren Beleg ihr „arbeitsunfähig“ sein heranzieht. Allerdings ging in dieser Zeit ebenfalls ihre Versetzung an eine andere Schule durch, die sie offenbar zuvor in die Wege geleitet hatte. Die Schule, die ihr neuer Arbeitsplatz wurde, an dem sie heute noch immer ist, gibt sie erneut die besondere Rahmung eines „Neuanfanges“, da niemand dort von den Selbstverletzungen und Suizidversuchen wusste. Mit „einfach Noname und neue Chance bekommen“ fasst sie diesen Neuanfang mit anderen Worten noch einmal zusammen. Ihre Arbeit als Lehrerin stellt sie an dieser Stelle als Ressource dar, was sie als ein „Standbein“ bezeichnet, das ihr Sicherheit und Stabilität geben würde. Diesen Stellenwert hätte ihre Arbeit ebenfalls heute noch, zögernd fügt sie zum Abschluss hinzu, dass das in der Coronapandemie „dann sehr, sehr schlecht“ geworden ist, womit sie wohl ihren Gesamtzustand meint, was sie durch das „der Reihe nach wegbrechen“ ihre „Standbeine“ begründet. Interessant ist dabei, dass sie am Ende von den Standbeinen in der Mehrzahl spricht, jedoch nichts weiteres über andere Standbeine erzählt. Die

Metapher des „Standbeines“ ist dabei ebenfalls hervorzuheben, die sie dazu benutzt, um auszudrücken, was sie, auf ihren psychischen Zustand bezogen, auf den Beinen hält.

Suprasegment 8: Sexualisierende, belästigende E-Mails vom Vater, Versuch der Anzeigeerstattung, wiederholte Suizidversuche

16. Erzählsegment (6:296-7:323): Versuch Anzeigeerstattung, E-Mails vom Vater, Suizidversuch („Wenn nicht das letzte Jahr passiert wäre“)

Es kam dann / ja, ich hab dann wieder nach (-) zwei Jahren a Klasse bekommen, die ich jetzt eigentlich auch noch führen würde (-), wenn nicht das letzte Jahr passiert wäre, wo (-) dann (-), weil ich Anzeige erstattet hab, wegen dem Missbrauch äh (-), was aber nicht mehr gegangen is deshalb ihn anzuklagen, weils (-) verjährt war. Ahm (--) ja jetzt is halt nua ah ein Kontakt- und Näherungsverbot (-) hab ich durchbringen können mit meinem Anwalt (-) ah, gegen das er einige Male verstoßen hat, drum hats erneut Gerichtsverhandlungen gegeben und (-) wegen Corona haben die sich dann immens hinausverzögert (-). Er hat sich dann immer und immer wieder mit Mails gmeldet, die: (-) wo er geschrieben hat von wegen na::, ob wir das nicht wiederholen können //okay// und wie schöns nicht war und ob ich nicht mal wieder raus kommen möcht zu ihm und (-) äh: (-), dass er sich so gern daran erinnert und (-) einfach nua ekelhaft //mhm//. Teilweise auch Bilder, die er irgendwo raus gsucht hat von (-) nackten Personen oder Szenen oda dann hat er einmal einen Youporn Link mitgeschickt ah: (-) ecetera das (-) is dann / da is dann wirklich alles von damals hoch gekommen und (---), weil über die Polizei einfach nichts und nichts gegangen is und die Therapeutin eigentlich auch nicht mehr weiter wusste, außer akut Feuer löschen, Feuer löschen, Feuer löschen //mhm// (-), is es erneut zu (-) am Suizidversuch gekommen, den (-) ich in der Schule aber nicht gs- äh bekanntgegeben hab oder irgendjemanden mitgeteilt hab, weil ich einfach in der Schule nicht irgendwie die Klasse oder was verliern wollt (-) //mhm// und (-) relativ schnell auch wieder ausm Spital draußn war, weil die Psychiatrie in (XY) hat mich nicht aufgenommen (-) zwei Tage nach am Suizidversuch, obwohl ich direkt überstellt worden bin von einem Spital ins andere (-) mit Worten, ja, wir sind eine Akutstation, sie passen hier nicht her. Weg, oke: gut, muss man mit den Füßen voran bei euch rein kommen, war dann eine Aussage von mir vor am Arzt //mhm// wie er mich weggeschickt hat. Ahm (-) ja es hat sich dann gebessert, weil (-) keine Nachrichten mehr gekommen sind. (-)

(16) Im Folgenden bleibt die Erzählerin zunächst beim Thema Arbeit, um dann zu anderen Ereignisse überzuleiten. Zwei Jahre scheinen jedoch in der Zwischenzeit vergangen zu sein und sie bekam wieder die Verantwortung einer Ersten Klasse und verfällt dann in eine konjunktive Darstellungsperspektive, in welcher sie abstract-artig das „letzte Jahr“ einführt, in welchem sie sich gerichtlich mit ihrem Vater auseinandersetzte und sie von ihm weiterhin durch Nachrichten belästigt wurde. Die Klassenführung musste sie offenbar an jemand anderen abgeben, denn, wie die Erzählerin sagte sie „würde“ diese Klasse

heute noch führen, „wenn nicht das letzte Jahr passiert wäre“, in dem sie versucht hatte die sexualisierte Gewalt durch ihren Vater anzuzeigen. Das konnte sie aber nicht mehr tun, da die Tat verjährt war. Ihr Vater wurde dennoch mit einem Kontakt- und Näherungsverbot belangt. Es liegt Nahe, dass die Erzählerin dieses Urteil als unzureichend bewertet, das sie das Kontakt- und Näherungsverbot mit einem „halt nua“ präsentiert. Bemerkenswert ist an dieser Stelle, dass sie sich in der folgenden Darstellungswiese als handelndes Subjekt präsentiert, also aus der Ich-Perspektive erzählt („hab ich durchbringen können mit meinem Anwalt“). Um das so zu präsentieren, hat sie ihre angefangene Darstellungsweise sogar unterbrochen und sich bewusst korrigiert. Ihr Vater verstieß jedoch einige Male gegen dieses Verbot, weshalb es zu weiteren Gerichtsverhandlungen kam, die sich durch die Coronapandemie allerdings sehr („immens“) in die Länge gezogen hätte. Aus ihrer Darstellung („immens hinausverzögert“) leitet sich ab, dass die Phase des Wartens auf den Fort- und Ausgang dieses Gerichtsprozesses für sie wohl von viel Ungeduld geprägt waren. In der Zwischenzeit schrieb ihr Vater ihr unentwegt einige E-Mails, dessen Inhalt die Erzählerin im Folgenden darzustellen versucht und welche sie als „einfach nua ekelhaft“ bewertet. Ob sie das nicht wiederholen könnten, schrieb der Vater in einer der E-Mails, worauf er sich wohl auf den Übergriff auf seine Tochter bezieht. Zudem hätte er geschrieben, wie schön er das fand und hatte sie gefragt, ob sie nicht mal wieder zu ihm (raus) kommen möchte, er würde sich außerdem so gerne daran zurückerinnern. Der Vater schickte in seinen E-Mails an die Erzählerin jedoch nicht nur Text, sondern teilweise auch Bilder, die in einem sexualisierten Kontext zu verstehen sind, wie Fotos von nackten Personen oder wie sie sagt „Szenen“, womit vermutlich bildliche Darstellungen sexueller Handlungen gemeint sind und einmal hätte er ihr auch einen YouPorn-Link mitgeschickt, also ein Video von einer Pornografie-Website. Das traumatische Wiedererleben ist zu diesem Zeitpunkt wohl sehr stark gewesen, wenn sie sagt „da is dann wirklich alles von damals hoch gekommen“ und sie reagierte wieder mit einem Suizidversuch, welchen die Erzählerin zusätzlich dadurch begründet, dass über die Polizei „einfach nichts und nichts gegangen ist“ und ihre Therapeutin auch keine andere Handlung mehr wusste, außer wiederholt „akut Feuer löschen“, also Krisenintervention und der Versuch die Erzählerin zu stabilisieren. Sie erwähnt, dass sie ihrer Arbeitsstelle nichts von diesem Vorfall erzählt hätte, was sie damit begründete, ihre Klasse nicht aufgeben zu wollen. Außerdem wäre sie aus dem Krankenhaus auch relativ schnell wieder entlassen worden, da sie die Psychiatrie zwei Tage nach ihrem Suizidversuch nicht aufnehmen wollte, womit es auf ihrer Arbeitsstelle wohl ebenso nicht notwendig wurde, dass sie Fehlzeiten erklären hätte müssen. Ein Arzt in der Psychiatrie hätten als Begründung zur Nichtaufnahme zu ihr gesagt, sie, „sind eine Akutpsychiatrie, sie passen hier nicht rein“, was bei der Erzählerin offensichtlich eine Kränkung und eine ironisch-trotzige Reaktion auslöste „oke: gut, muss man mit den Füßen voran bei euch rein kommen“. Evaluierend erwähnt sie dann jedoch, dass sich ihr psychischer Zustand im Anschluss gebessert hat, was sie darauf zurückführt, dass keine weiteren Nachrichten von ihrem Vater mehr kamen.

17. Erzählsegment: (7:323-329) Erster Lockdown, erneute Nachrichten, wiederholte Suizidversuche

Und wie dann der erste Lockdown war und die Schulen gesperrt waren, hat das ganze wieder angefangen mit neuen Nachrichten – keine Ahnung, was ihm fad oder (–) irgendwas und immer mein Geburtstag war der Anlass, dass er sich wieder mit solchen Nachrichten gemeldet hat //mhm// (–), was dann (–) ja voriges Jahr, also zweitausendzwanzig soweit – äh einundzwanzig soweit, dass (–) ich ab Ostern nur noch (–) ah auf der Psychiatrie war – entlassen worden bin, fünf Tage später wieder rein gekommen bin.

(17) Mit Beginn des ersten Corona-Lockdowns, an dem die Schulen gesperrt waren, änderte sich das für die Erzählerin jedoch wieder. Da die Erzählerin schon in vorherigen Segmenten Bezug auf die Coronapandemie nahm und nun in diesem späteren Segment ihre Erzählung mit dem ersten Lockdown in Österreich verknüpft und es vor diesem ersten Lockdown durch die Pandemie in Österreich keine offiziellen Einschränkungen und Beschränkungen gegeben hat, taucht hier eine Unstimmigkeit auf. Es stellt sich die Frage, ob es bei den Segmenten 16. 17. und 18. zu einer chronologischen Unordnung kam. Dass sich ihr Vater in der Zeit des ersten Lockdowns (wieder) bei ihr meldet, kommentiert die Erzählerin mit einer eigenen Theorie, vielleicht wäre ihm ja langweilig gewesen. Auch ihr Geburtstag wäre ein Anlass für ihren Vater gewesen, dass er sich mit „solchen“ Nachrichten bei der Erzählerin meldet. Ergebnissichernd berichtet die Erzählerin, dass sie ab Ostern im vorigen Jahr (2021) wiederholt in die Psychiatrie gekommen sei und schon nach Entlassung wenige Tage später wieder dort gewesen war, womit sie auf mehrere Suizidversuche verweist.

Suprasegment 9: Haftstrafe des Vaters, Traumatherapie, Koda

18. Erzählsegment: (7:329-339) Stationäre Traumatherapie, Haftstrafe Vater

Und (–) erst wie (–) dann (–) die Chance darauf bestand nach (nennt psychosomatische Klinik) zu kommen, hat sie mich wirklich in (Psychiatrie XY) behalten, stabilisiert soweit, dass ich direkt von der Akutpsychiatrie nach (XY) zur (–) Traumatherapie quasi können hab (–) und das ganze um meinen Erzeuger herum und dieses (–) eigentlich am einschneidendsten Erlebnis (–) hat Gott sei Dank dann (–) im (–) Mitte Ende November insofern ein Ende genommen, weil er äh eben so oft gegen (–) das Näh- also Näher- also gegen das Kontaktverbot verstoßen hat, dass die Bewährungsstrafe umgewandelt, also Bewährung, die die (–) Strafzahlungen äh umgewandelt worden sind in Haftstrafe. //mhm// Und (–), ja so hat das ganze eigentlich ein halbwegs gutes Ende genommen.

(18) Die Erzählerin kommt zum Abschluss ihrer Haupterzählung und beginnt in diesem Segment mit einer ausleitenden Darstellungsweise, die durch eine positiv gefärbte Wende gekennzeichnet ist. Diese positive Wende beginnt damit, dass die Psychiatrie sie schließlich aufnahm (also nicht gleich nach Hause schickte) und eine Behandlung in Form einer Stabilisierung mit ihr begann. Dies tut die Instanz

der Psychiatrie deswegen, laut der Erzählerin, weil die Gelegenheit bestand im Anschluss in einer psychosomatischen Klinik aufgenommen zu werden, in der sie eine auf das Trauma mit ihrem Vater fokussierte Therapie machen könne. Dieser Traumatherapie gibt sie eine besondere Rahmung bzw. markiert diese quasi als den Beginn eines „Happy Ends“ ihrer Geschichte: „und das ganze im meinen Erzeuger herum „und dieses (-) eigentlich am einschneidendsten Erlebnis (-) hat Gott sei Dank dann (-) im (-) Mitte Ende November insofern ein Ende genommen...“ Dabei kategorisiert sie das Erlebnis der sexuellen Gewalt durch ihren Vater gleichzeitig als das „einschneidendste“ Erlebnis ihres Lebens, welches durch die Formulierung „Gott sei Dank“ zusätzlich die Darstellungsperspektive des Erleidens von einer „Allmächtigen“ Instanz verursacht annimmt. Ein Ende nehmen die Leidenszustände der Biografin wie sie begründet dadurch, da ihr Vater inhaftiert wird, weil er zu oft gegen das Kontakt und Näherungsverbot verstoßen hatte und somit die Strafzahlungen in eine Haftstrafe umgewandelt wurden, womit sie das eigentliche „Happy End“ markiert. „Das Ganze“ hätte so ein „halbwegs gutes Ende“ genommen wodurch die biografische Relevanz der Erzählerin mit dem Erlebnis deutlich wird bzw. markiert dies für die Erzählerin einen Punkt an dem sie vom erleidenden Subjekt in ein handelndes Subjekt zurückfindet. Gerechtigkeit passiert, Anerkennung von Unrecht, wenn auch nicht für die eigentliche Tat... Hervorzuheben ist, dass sie an dieser Stelle für ihren Vater zum ersten Mal die Bezeichnung des „Erzeugers“ verwendet, wodurch eine Distanz zur Person erzeugt wird und gleichzeitig eine eher abfällige Bewertung der Person vorgenommen wird.

19. Koda

Subsegment 19.1: Wiederaufnahme der Arbeit als Lehrerin, Besserung des Beziehung zur Mutter

(-) Zwar hab ich meine Klasse jetzt noch nicht, weil meine Chefin (-) / ich hab meine Chefin einfach nicht anlügen können wie ich jetzt so viele Suizidversuche hatte (-) und ich wollts auch nicht und drum hat sie Bescheid gewusst und hats leider Gottes der [REDACTED] gemeldet, weshalb ich jetzt ka Klasse führ derzeit //okay//, aber zumindest (-) ich bin wieder halbwegs stabil, bin wieder in der Arbeit, muss mir keine Sorgen machen, dass demnächst wieda irgendeine E-Mail kommt oda (-) so und auch das Verhältnis mit meina Mama, da sie sehr viel wieder auf Urlaub fahrn kann, nachdem die Coronaregelungen etwas gelockert sind, funktioniert das Gott sei Dank (-) auch (-) einigermaßen gut //mhm//.

(19.1) Im Koda-Charakter fährt sie bilanzierend fort, dass sie ihre Schulklasse noch nicht wieder führen würde, da sie ihre Chefin nicht hätte „anlügen können“ und „wollen“ und verweist an dieser Stelle wieder auf die Suizidversuche. Es schien ihr eine Anliegen gewesen zu sein ihrer Vorgesetzten von ihren Suizidversuchen zu erzählen (der kommunikativ-sprachliche Charakter der Suizidversuche, also das Sprechen über performative Akte). Das ist ein interessanter Punkt, da es keineswegs ein Anlügen gewesen wäre, wenn sie die Suizidversuche unerwähnt hätte lassen und ihren Krankenstand durch psychische Belastung begründet. Das Erzählen von den Suizidversuchen hatte zur Folge, dass ihre Chefin, und hier

kommt wieder der Bezug auf Gott „leider Gottes“ das an höhere Instanzen gemeldet hatte und sie deswegen zurzeit keine Klasse führen darf. Um wieder in eine positivere Darstellungsperspektive zu wechseln, bilanziert sie weiter, dass ihr psychischer Zustand allerdings nun wieder „halbwegs stabil“ sei, sie wieder arbeite und sich nicht mehr darum sorgen müsste, dass von ihrem Vater wieder Nachrichten kommen würden. Ebenso das Verhältnis mit ihrer Mutter würde „Gott sei Dank“ wieder „einigermaßen“ gut laufen, was sie darauf zurückführt, dass ihre Mutter wieder auf Urlaub fahren kann, da die Pandemiemaßnahmen wieder gelockert wurden. Indirekt drückt sie damit aus, dass ihre Mutter wieder besserer Stimmung zu sein scheint, dadurch, dass sie wieder auf Urlaub fahren kann, wodurch die Beziehung zwischen den beiden dadurch ebenso besser wäre.

Subsegment 19.2: Hund als Ressource

Und natürlich mein Hund war (--) zweitausendneunzehn is er auf die Welt kommen und im Februar zwanzig hab ich ihn zu mir gholt //mhm// – is auch so ein Punkt, der sehr viel Sicherheit (-) und auch Verantwortung bringt, wo ich sag, ich muss für ihn da sein und kann mich nicht hängen lassen (---).
Ja (-) da samma eigentlich beim aktuellen Stand der Dinge (-) angekommen. (Pause 12)

(19.2) Abschließend erwähnt sie zum ersten Mal ihren Hund, der seit Anfang 2020 bei ihr ist. Dieser würde ihr viel Sicherheit und Verantwortung geben und wäre ein Grund, warum sie sich nicht so „hängen lassen“ kann, da sie, wie sie es formuliert, für ihn da sein müsse. Darauf folgt mit ihrer abschließenden Koda „da samma eigentlich beim aktuellen Stand der Dinge (-) angekommen (Pause 12)“, in der sie kommuniziert mit ihrer Erzählung nun zu Ende zu sein und gibt damit indirekte die Redeübergabe an die Zuhörerin ab.

5.1.3 Analytische Abstraktion

Die Darstellung der analytischen Abstraktion gliedert sich, wie im Kapitel 4.2.5 beschrieben, in die beiden Analyseschritte der *biografischen Gesamtformung* und der *autobiografischen Thematisierung bzw. Wissensanalyse*, dessen Ergebnisse im Folgenden dargelegt werden.

Biografische Gesamtformung

Zentral für die biografische Gesamtformung war die Herausarbeitung der unterschiedlichen Prozessstrukturen, die von der übergeordneten Frage nach der innere Haltung der Biografin zu den Ereignisabläufen, geleitet wird (Schütze 1984, 92). Silke Peeters Weg des zur Sprache bringens der sexualisierten Gewalterfahrung und die Gestaltung ihrer Erfahrungsaufschichtung lässt sich dabei wie folgt nachzeichnen:

Die Biografieträgerin wird Ende der 1980er Jahre geboren. Ihre Geburt wählt sie als Einstieg in ihre Erzählung, was nicht ungewöhnlich ist, da mit diesem Zeitpunkt auch ihr Leben beginnt. Zu Beginn

ihrer Erzählung finden sich kaum Selbstpräsentationen als selbsterlebende Biografieträgerin, stattdessen finden sich Erzählungen aus zweiter Hand. Die Haltung der Biografin in diesem 1. Suprasegment zu ihrer frühen Kindheitsphase ist auf positive Weise charakterisiert durch ihre Mutter, die als gute Pädagogin und selbstbewusste, starke Person konstruiert wird. Zum Zeitpunkt ihrer Geburt sind ihre Eltern zusammen, ihre Mutter ließ sich jedoch kurz darauf von ihrem Vater scheiden. Im Nachfrageteil stellt sich heraus, dass ihr Vater zu der Zeit bereits ein „immenses Alkoholproblem“ hatte und zudem Affären mit anderen Frauen, die sich durch die Existenz von zwölf Halbgeschwistern, von denen drei im selben Jahr bzw. im Jahr nach Silke Peeters auf die Welt kamen, bestätigten. Besonders ist an ihrem Erzähleinstieg, dass sie ihre Mutter als Gegenbeispiel zu ihrem Vater als sehr positiv charakterisiert, für die *das Sprechen mit ihrem Kind* einen hohen Stellenwert gehabt hätte, was durch den Beruf der Mutter als Kindergärtnerin von Silke Peeters plausibel gemacht wird. Diese Hervorhebung der sprachlichen Zuwendung ihrer Mutter, die sie nicht selbst erinnert und auch als Erzählungen aus zweiter Hand darstellt, ist bemerkenswert, da Silke Peeters ab Schulbeginn gerade das mit ihrer Mutter nicht kann: *nämlich mit ihr über relevante Dinge sprechen*. Ihre Haltung ist gekennzeichnet davon, dass sie nicht hinterfragt, was ihr über sich erzählt wird. Orientierung und Halt scheint zu diesem frühen Zeitpunkt ihrer Kindheit noch durch die Mutter als signifikante Andere gegeben zu sein, die ihr gesellschaftliche Werte und Normen vermittelt. Da sie ohne ihren Vater und ohne Stiefvater aufwächst, sind die Mutter und ihre Großmutter die einzigen konstanten Bezugspersonen, dabei nimmt die Großmutter für die Erzählerin die Rolle des „Ruhepols“ ein.

Die Erzählerin selbst tritt als *aktiv handelndes Subjekt* in dieser frühen Lebensphase insbesondere *in Zusammenhang mit Tieren* auf, die ihre Geschichte auf besondere Weise rahmen und ihr zudem zur *Selbstcharakterisierung als tierliebende Person* dienen. Ihre Erfahrungsaufschichtung gliedert sich förmlich nach Erlebnissen mit Tieren und den Haustieren, die in bestimmten Lebensphasen eine Rolle spielten, worüber zudem *gelingende Aushandlungsprozesse mit ihrer Mutter* stattfinden. Die Gewalt von ihrer Mutter, die es in diesen frühen Lebensjahren (2 1/2 – 3 Jahren) auch schon gab, verschweigt Silke Peeters an dieser Stelle und wird nur kurz beiläufig thematisiert als ich im Nachfrageteil nach ersten Erinnerungen mit ihrer Großmutter fragte („mei Mutter wollt scho ausholn und mir eine am Windelpack draufhaun //mhm// und (-) sie hat des damals abgefangen (-) ja (-).“ (S. 19)

Im 2. Suprasegment mit Eintritt in die Volksschule verändert sich die Erfahrungshaltung der Biografin in eine *passiv erleidende* – die „wirklichen Probleme“ hätten mit diesem Übergang begonnen. Auch ihre Haltung und ihr Verhältnis zu ihrer Mutter sowie ihre Darstellungsweise wandelt sich massiv ins negative. Sie *erlebt sich als Opfer*, welches sowohl der Volksschullehrerin, als auch der Mutter hilflos ausgeliefert ist. Bei der Volksschullehrerin steht für die Biografin eine *ungerechte Behandlung und deren Böswilligkeit als Gegenspielerin* im Vordergrund. Von ihrer Mutter muss sie sich stark *verraten gefühlt haben*, da die Mutter *nicht ihren Darstellungen glaubte*, sondern mehr noch mit Gewalt gegen sie reagierte. Sie erlebte *körperliche und verbale Gewalt* durch ihre Mutter wie auch *starken schulischen*

Leistungsdruck. Dieser *elementare Vertrauensverlust* und die *Ungerechtigkeitserfahrungen* hinterlassen bei der Biografin *psychische Verletzungen* und es entsteht eine *verlaufskurvenförmige Entwicklung*. Die *Degradierungserfahrungen* mit der Volksschullehrerin (in der Vierten Klasse sagte sie zu ihr „ich hab dir ah den Dreier in Deutsch gegeben, weil du wirst es eh nie zu was bringen“ S 13: 616-616) haben in Silke Peeters eine *tiefe Kränkung* ausgelöst. Wiederholt ging sie später zu ihrer Volksschullehrerin, um ihr ihre schulischen und akademischen Erfolge in Form von Zeugnissen zu zeigen. Das hätte ihr eine „Genugtuung“ gegeben, (indem sie die frühere Aussage ihrer Volksschullehrerin damit widerlegte und ihr das Gegenteil bewies). Die *Verratserfahrung* durch ihre Mutter und die damit *einhergehende Bedrohung in Form von Gewalt und schulischen Leistungsdruck* führt zum *Zusammenbruch der Handlungsorientierung an ihrer Mutter*. Außerdem verliert das *Handlungsschema des verbalen Sprechens seine Wirkmacht*, indem *ihren zur Sprache gebrachten Darstellungen nicht geglaubt wird*. Es folgt zusätzlich eine *Erweiterung der Verlaufskurve auf den körperlichen Bereich*. Da sie über innere Zustände nicht sprechen kann, verlagert sich das *Sprechen gewissermaßen in den körperlichen Bereich*, indem innere Zustände und der Druck von außen mit psychosomatischen Bauchschmerzen und Erbrechen ausgedrückt werden, was sie im Nachhinein als „Schulangst“ kategorisiert. Diese körperlichen Reaktionen der Erzählerin wurden von der Mutter allerdings ebenso nicht ernst genommen („es is mir dann nicht mehr geglaubt wordn.“) (S. 16-17), da es keine medizinisch-körperliche Erklärung für ihr Leiden gab. Mit der Erklärung der Schulangst und der subjektlosen Zuschreibung eines schwierigen „Klimas“, das die Volksschulzeit für sie charakterisiert, ist es ihr möglich ihr soziales, familiäres Umfeld positiver zu bewerten.

Mit Verlassen der Volksschule und Eintritt in die Unterstufe kommt es kurzfristig zu einem *biografischen Wandlungsprozess* und die Erweiterung der Verlaufskurve auf den körperlichen Bereich wird beendet. Grund dafür sind „verständnisvolle und liebe“ Lehrpersonen, die für die Biografin einen *neuen Bedingungsrahmen* schaffen, der ihr zudem *ermöglicht Vertrauen in neugewonnene signifikante Andere zu fassen*, wie zu ihrer „Vertrauenslehrerin“. Die konflikthafte und gewaltvolle Beziehung zur Mutter als eigentliche Determinante des Verlaufskurvenpotentials bleibt jedoch bestehen. Dieser kurzen Phase der Besserung und des Rückgewinns an Kontrolle, folgt ein Bruch in der Erzählung und ihr Vater wird eingeführt, der als abwesender Vater charakterisiert wird. Der Kontakt mit ihrem Vater beschränkte sich bis zu diesem Zeitpunkt auf wenige unpersönliche Telefonate und einen gemeinsamen Ausflug. Mit zwölf Jahren kommt es zu einem weiteren *gelungenen Aushandlungsprozess* mit der Mutter, bei dem sie durchsetzen konnte ihren Vater auf die Geburtstagsfeier seiner Mutter zu begleiten und anschließend bei ihrem Vater zu übernachten. Dieses Ereignis wird jedoch zum *zweiten Auslöseereignis zur Wiederaufnahme bzw. Manifestation einer Verlaufskurve*. Ihre *Erwartungshaltung an ein schönes Erlebnis mit ihrem Vater*, dessen Abwesenheit für sie mit dem inneren Zustand eines Mangels verbunden war, mit der Haltung ein Teil von ihr würde fehlen, erfüllte sich nicht. Sie erleidet in der Nacht durch ihren alkoholisierten Vater und einem weiteren Mann *einen sexuellen Übergriff mit körperliche Gewalt*. Im

Versuch der Bewältigung und Kontrolle (eigentlich eine Transformation der Verlaufskurve) dieses weiteren *elementaren Vertrauensverlusts* und der *Schockerfahrung*, welche sie als das „*dramatische*“ oder das „*einschneidendste Erlebnis*“ einordnet, reagiert Silke Peeters mit *selbstschädigenden Handlungsschemata*. So kam es zwei Tage nach dem Übergreif, als ihre Mutter abends wegging, zu ihrem ersten „*Suizidversuch*“ mit Medikamenten aus der Hausapotheke ihrer Mutter. Als Grund dafür führt sie an, nicht gewusst zu haben, *wie und ob sie es ihrer Mutter sagen soll und ob diese ihr überhaupt glauben würde*, weshalb sie dem „*Ganzen ein Ende*“ setzen wollte. Von ihrer Mutter wurde dieses sich-verhalten mit der Botschaft dahinter nicht verstanden. Wichtig ist an dieser Stelle zu erwähnen, dass es für die Biografin bedeutsam ist diese Handlung als „*Suizidversuch*“ einzuordnen. Die Botschaft, die darin an ihre Mutter enthalten war, wird an der Stelle deutlich als sie sagt „*man hats nicht wirklich konkret jetzt als Suizidversuch gesehen [...] und es is dann mehr als Magen-Darminfekt abgehandelt worden, als wie das, was es eigentlich war*“, womit auch ihre damalige Verzweiflung und der Versuch ihrer Mutter etwas über ihre belastenden inneren Zustände mitzuteilen, zum Ausdruck kommt. Auch im späteren Interviewverlauf bezeichnet sie dieses Ereignis explizit als ihren ersten Suizidversuch (interaktive Komponente).

Als weitere *Reparaturstrategien* führt Silke Peeters das *Verstummen* und *Verdrängen* auf: Sie erzählte niemandem von dem Ereignis, reagiert statt dessen auf die sexuelle Gewalterfahrung indem sie auch in allen anderen Kontexten nicht mehr spricht – („*ich bin wirklich für a halbes Jahr (-) äh (-) verstummt, also ich hab mit niemanden wirklich geredet, auch im Unterricht, wenn ich gefragt worden bin (-) nach Banalitäten, ob ich jetzt äh einen Absatz vorles oder so (-) – nichts aso wirklich kein Wort geredet*“) Damit wird aus dem nicht über die sexualisierte Gewalterfahrung sprechen können ein allgemeines Nicht-Sprechen – ein eigentlich *hochbedeutsames Schweigen*. Erst im darauffolgenden Sommer im Ferienlager hätte es eine Freundin geschafft sie überhaupt wieder zum Sprechen zu bringen. Die Reaktion ihrer Mutter auf den veränderten Zustand oder wie die Rolle der Mutter in dieser Zeit war, wird nicht thematisiert.

Es sind *außerfamiliäre Bezugspersonen*, die „*beste Freundin*“ und ihre „*Vertrauenslehrerin*“ denen eine negative Veränderung auffällt, jedoch sprach sie auch nicht mit ihnen über das negative Erlebnis. Ihr Handlungsschema als Bewältigungsstrategie bzw. Reparaturstrategie war das *Verdrängen*, was sie als alleinige Handlungsmöglichkeit erlebt hatte. Das zweite selbstschädigende Handlungsschema, das in diesem Jahr hinzukommt, ist das *Selbstverletzende Verhalten* in Form von Verletzungen (Schnitten) ihrer Haut (z.B. Armen) mit scharfen Gegenständen. Auch hier wird die *kommunikative Komponente dieses Handlungsschemas* (nämlich als Hilferuf) an mehreren Stellen deutlich und zwar: Als sie sagte, ihre Mutter hätte nie was mitbekommen, „*drum ist die Hilfe auch erst relativ spät gekommen*“. Diese Praktik des Selbstverletzenden Verhaltens führt sie bis ins Erwachsenenalter fort, mit immer stärker werdenden Selbstverletzungen bis „*Hilfe*“ kam, die Selbstverletzungen also gesehen, verstanden und

darauf regiert wurde. Durch diese Transformationen der Verlaufskurve gelingt ihr der *Aufbau eines labilen Gleichgewichts zur Alltagsbewältigung*. Leistung wird dabei zum Mittel um Anerkennung und positive Zuwendung zu bekommen und dient ihr zudem als Sinngrundlage.

Ihre Orientierung im 3. Suprasegment an dem *institutionellen Ablaufmuster Schule, Studium, Beruf* wird zu einem zentralen biografischen Thema, wodurch sie einerseits dem Leistungsdruck ihres Herkunftsmilieus gerecht wird und sie zudem „mütterliche Zuwendung“ von Lehrerinnen, im Studium von einer Professorin und in der Praxisausbildung zur Lehrerin von der Direktorin einer Schule bekommt. Andererseits dient ihr das Feld der Leistung auch als Autonomie- und Selbstbestrebungen von ihrer Mutter in zweierlei Hinsicht: 1. Bei der Berufs- und Ausbildungswahl (Gymnasium und Studium) setzt sie ihren „Dickschädel“ bei ihrer Mutter durch, die sie lieber in einer Lehre gesehen hätte. 2. Soll sie ein möglichst früher Einstieg in eine für sie sinnstiftende Berufswelt (finanziell) unabhängig von ihrer Mutter machen und dazu führen, dass sie „von da weg kommt“. Aufgrund des Studiums blieb sie jedoch länger finanziell von ihrer Mutter abhängig und wohnte zudem weiterhin bei ihr. Die eigentliche Studienwahl (zwischen Lehramt und Medizin)(institutionelles Handlungsschema) trifft sie allerdings passiv, in dem sie dem „Zufall“ die Entscheidung überließ. Da der Aufnahmebescheid für das Lehramtsstudium postalisch früher bei ihr eintraf, versteht sie das als „Zeichen“ dieses Studium einzuschlagen. Zu Beginn ihres Studiums wiederholt sich für Silke Peeters eine Erfahrung, die für sie in den Vordergrund der Studienphase rückt. Nämlich: Eine Professorin, als weitere Autorität wird für sie erneut zu einer *böswilligen Gegenspielerin, deren feindlichem Handlungsschema sie sich ausgeliefert fühlte* („die sie fertig machen wollte“). Anders jedoch als in der Volksschule, gibt es diesmal jemanden, der „die schützende Hand“ über sie hält – eine andere Professorin, mit der sich eine freundschaftliche Beziehung entwickelt, die indirekt durch deren Hund zustande kam. Durch den *erfahrenen Schutz* der Professorin, die sich für sie einsetzte und für sie zur signifikanten Anderen wird, löste sich für Silke Peeters das Problem mit der antagonistisch empfundenen Gegenspielerin (feindliche Professorin).

Im 4. Suprasegment bekommt sie eine *entscheidende Handlungsanweisung* von außen. In ihrer Berufspraxis in ihrem *Werdegang als Lehrerin* nahm die Direktorin der Schule, in der sie die Praxis absolvierte, Notiz von ihren Selbstverletzungen und forderte die Erzählerin zu einem Gespräch auf. Der *Handlungsanstoß* durch die Direktorin bestand darin, dass die Biografin sich einen Psychotherapieplatz suchen soll, wobei sie ihr auch gerne behilflich ist. Jedoch würde das auch eine Bedingung darstellen, damit sie nichts an höhere Instanzen meldet. Dieses Gespräch mit der Direktorin wird von der Erzählerin als „sehr liebevoll“ bewertet und hat dazu geführt, dass sie sich einen Therapieplatz gesucht hat, was zusätzlich durch die *handlungsleitende Orientierung Lehrerin werden zu wollen* motiviert wurde. Wichtig ist es in diesem Zusammenhang zu erwähnen, dass die *kommunikative Komponente ihres selbstverletzenden Handlungsschemas* hier noch einmal hervortritt. Indem eine Reaktion – die Initiierung eines offenen Gesprächs – bei dieser Direktorin hervorgerufen wurde, die für sie zu einer Unterstützung wurde und sie wiederum selbst zu einer Handlung motivierte. Damit wird auch eine Richtung eingeschlagen

über bedeutsames und belastendes zu sprechen, statt zu Schweigen und durch stellvertretende Körperpraktiken auszudrücken. Für sie stellte dieses Gespräch mit der Direktorin zudem offenbar Nähe und Vertrauen her, da sie als sie kurz vor ihrem Erstgespräch bei einer Therapeutin „Panik“ bekam, bei dieser Direktorin anrief und ihr von ihrer Angst erzählte. Das Telefonat hatte zum Ergebnis, dass die Direktorin sie zum Erstgespräch begleitet hat, womit der Biografin eine Beziehungsherstellung gelungen ist und ebenso eine Psychotherapie begonnen wurde. Die therapeutische Beziehung bestand ca. drei Jahre und wird rückblickend von der Biografin als eine Zeit evaluiert in der es „immer wieder Höhen und Tiefen“ gegeben hat.

In dieser Zeit, mit Beginn des 5. Suprasegment, (welches ihre Mutter zum Thema hat) findet ein weiterer Suizidversuch Eingang in die Erzählung, welchen sie in einer emotional rechtfertigenden Weise begründet. Die Aktualität der Emotionen, die sie an dieser Stelle ihrer Mutter entgegenbringt wird insbesondere dadurch deutlich, da sie in den Modus des Argumentierens verfällt und nicht über diese Zeit erzählen kann. Implizit ist dahinter eine Schuldzuweisung an ihre Mutter erkennbar, da sie als Begründung für ihren Suizidversuch auf sehr emotionale Weise auf ihre Mutter zu sprechen kommt, die in der aufgebrachten Adressierung zum Ausdruck kommt. Neben der physischen Gewalt ihrer Mutter bezeichnet sie das Verhalten ihrer Mutter an dieser Stelle zum ersten mal als *psychische Gewalt*. In ihrem ersten Dienstjahr als Lehrerin renkte ihre Mutter ihr bei einer Auseinandersetzung das Handgelenk aus, was ihre Vorgesetzte in der Schule eine höheren Instanz meldet, weshalb sie einen Termin bei der Schulpsychologin wahrnehmen musste. Anders als die Maßnahme der Direktorin in ihrer Berufspraxis, löst diese Intervention *eine abwehrende negative Reaktion* bei der Erzählerin aus. Seit diesem Ereignis hätte sie darauf geachtet, dass keine Verletzungen mehr fürs außen sichtbar werden. Jedoch wechselte sie nach dem ersten Dienstjahr „Gott sei Dank“ in eine neue Schule, was sie als *Neustart* bezeichnete.

Eine weitere Auseinandersetzung mit ihrer Mutter (ein „riesengroßes Gefecht“) hatte sie dazu veranlasst, sich in „Windeseile“ während ihre Mutter im Urlaub war, eine eigene Wohnung zu suchen und damit aus dem gemeinsamen Haushalt mit der Mutter auszuziehen. Sie ergreift also ein *Fluchthandlungsschema* und erwähnt in diesem Zusammenhang, dass wenn sie zu diesem Zeitpunkt nicht ausgezogen wäre, eine zukünftige Auseinandersetzung mit ihrer Mutter irgendwann im Tod von einem der beiden geendet hätte. Den Auszug von der Mutter bewertet sie als positiv. Körperliche Gewalt („Ohrfeigen oder was“) übte die Mutter dennoch weiterhin vereinzelt aus, wenn sie bei dieser in der Wohnung war und sie nicht den Erwartungen der Mutter entsprach oder ihren Wünschen nachging („nicht gleich gesprungen bin wie sies wollt“). Als Reaktion auf das *gestörte Interaktionsverhältnis* mit ihrer Mutter, verweigert sie dieser den Zutritt in ihrer eigene Wohnung, was der Mutter auch zum Interviewzeitpunkt (knapp 10 Jahre später) nicht erlaubt ist. Das begründet sie knapp damit, ihre Mutter „einfach nicht“ in ihrer „Privatsphäre haben“ zu wollen. Diese Haltung und Handlung ist der Versuch eigene (Schutz-)Räume für sich zu beanspruchen und kann ebenso als Wunsch einer Ab-Trennung verstanden werden

(eine Trennung, die ihr zu diesem Zeitpunkt offenbar nur räumlich gelingt). Der endgültige Schutz vor körperlicher Gewalt und damit *eine Selbstbehauptung vor ihrer Mutter* gelingt ihr schließlich mit 23 Jahren, indem sie ihr *droht sie bei der Polizei anzuzeigen*, wenn „das“ wieder passieren würde und markiert damit die „letzte Handgreiflichkeit, die es „zwischen“ ihnen gegeben hat. An dieser Stelle ist zu erwähnen, dass es im Verlauf ihrer Biografie immer unklarer wird, ob körperliche Gewalt nur noch ausschließlich von der Mutter ausgeht (Relativierung) oder ob sie sich der Mutter im Verlauf des Heranwachsens körperlich immer stärker zur Wehr gesetzt hat und es sich dadurch mehr zu einem Streit hin entwickelte, bei dem physisch miteinander gerungen wird.

Nach diesen *gelingen Autonomiebestrebungen* wird auch ihre Arbeit als Lehrerin im 6. Suprasegment autonomer indem sie eine „Klassenführung“ für eine erste Klasse bekommt, welche sie durch die vier Volksschuljahren begleiten soll. Den hohen Stellenwert, den diese berufliche Aufgabe für sie hat, wird dadurch deutlich, indem sie das *Aufgeben des Handlungsschemas Selbstverletzung* zu diesem Zeitpunkt mit der Aufgabe der Klassenführung in ursächlichen Zusammenhang bringt. Aufgrund der *äußeren Stabilisierung* beendet sie ihre Psychotherapie. Vier Jahre lang kann sie diese Stabilität aufrecht erhalten, sie erzählt jedoch nichts zu dieser Zeit.

Mit dem Tod der Großmutter im 7. Suprasegment – zu diesem Zeitpunkt ist sie Ende 20 –, die für sie eine der *zentralsten Bezugspersonen in ihrer Primärsozialisation darstellte*, kommt es zur *erneuten Ingangsetzung der Verlaufskurve und zur Wiederaufnahme des selbstverletzenden Handlungsschemas*, weshalb sie wieder Kontakt mit ihrer ehemaligen Therapeutin aufnahm. Ebenso verlor ihre Arbeit zu diesem Zeitpunkt ihren stabilisierenden Charakter, was sie an der Beziehung zur Chefin, die sie als „intrigant“ beschreibt, festmacht. Zudem sollte sie nach ihrer vierten Klasse kein erneute Klassenführung bekommen, was ihr zusätzlich eine *Sinngrundlage entzog*. Im *Versuch die Verlaufskurve zu bewältigen* kommt es zu einem *erneuten Suizidversuch*. Sie distanzierte sich zusätzlich im darauf folgenden längeren Krankenstand von ihrem Freundeskreis, blieb jedoch mit einer Freundin in Kontakt, der sie in dieser Zeit *zum ersten Mal von der sexualisierten Gewalterfahrung erzählte*, weil die *traumatische Erfahrung mit ihrem Vater in dieser Phase schlagartig wieder sehr präsent wurde* („Auf einmal is es hoch gekommen“) und diese Freundin einen „Flashback“ miterlebte. Grund für *das Präsentwerden der sexualisierten Gewalterfahrung* waren in dieser Zeit belästigende, sexualisierende E-Mails, die der Vater an sie schrieb, in denen er in verstörende Weise auf den von ihm verübten sexuellen Übergriff, entweder schriftlich anspielte oder in Form von mitgeschickten YouPorn-Links oder Fotos mit sexuellen Bezügen darauf indirekt verwies. Da ihr die Therapeutin keine wöchentlichen Termine mehr anbieten konnte, wechselte sie zu einer anderen Therapeutin. Zudem konnte sie eine Versetzung ihrer Arbeitsstelle hin zu einer anderen Schule, in der sie zum Interviewzeitpunkt noch immer tätig ist, durchsetzen.

Diesen *Wechsel des Arbeitsumfeldes* bezeichnet sie erneut als *Neuanfang*, bei der sie als „Noname eine neue Chance“ bekam, womit vor allem gemeint ist, dass niemand auf der neuen Arbeitsstelle von ihren Suizidversuchen und Selbstverletzungen wusste. Ein *Standbein*, wie sie es bezeichnet, ihre *Arbeit als Lehrerin*, wäre damit wieder stabiler geworden. Mit Beginn der Corona Pandemie und den Maßnahmen der Schul-Schließungen, die ihr die gewohnte Ausübung ihres Berufes verunmöglichten, verschlechterte sich ihr Zustand erneut. Sie bekam im Anschluss jedoch wieder eine erste Klasse („die ich jetzt eigentlich auch noch führen würde (-), wenn nicht das letzte Jahr passiert wäre, wo (-) dann (-), weil ich Anzeige erstattet hab, wegen dem Missbrauch äh (-), was aber nicht mehr gegangen is deshalb ihn anzuklagen, weils (-) verjährt war.“). Mit dieser Formulierung leitet sie das 8. Suprasegment ein. Ihr Vater meldete sich wiederholt bei ihr durch übergriffige E-Mails und sie entschloss sich zu einer Anzeige. Wichtig zu erwähnen finde ich es an dieser Stelle, dass sie als aktiv handelndes Subjekt hervortritt, mit konstruktiven Ergebnissen (wie Wechsel der Arbeitsstelle sowie die Suche nach einer geeigneteren Therapeutin und auch die Anzeige ihres Vaters) neben all den Erleidenszuständen setzt sie auch *handlungsschematische Impulse* der *Verlaufskurvenkontrolle* und der *Gegenwehr*. Für die eigentliche Tat konnte sie ihren Vater nicht mehr juristisch belangen, da die 10-jährige Verjährungsfrist ab den 18. Geburtstag bereits abgelaufen war (Tat fand vor dem Inkrafttreten des zweiten Gewaltschutzgesetzes statt). Zusammen mit ihrem Anwalt konnte sie allerdings ein Kontakt- und Näherungsverbot erwirken, welches ihr Vater jedoch nicht beachtete indem er weitere E-Mails an sie schrieb. Aufgrund der Coronapandemie kam es zu starken Verzögerungen bei den Gerichtsverhandlungen. („da is dann wirklich alles von damals hoch gekommen und (---), weil über die Polizei einfach nichts und nichts gegangen is“) Ihre vorherigen Versuche die Verlaufskurve unter Kontrolle zu bringen, reichten nicht aus und sie reagierte erneut mit einem *Suizidversuch*. Die für sie zuständige Psychiatrie nahm sie nach ihrem Suizidversuch jedoch nicht als Patientin auf. Ein Arzt hätte zu ihr gesagt, dass sie eine Akutstation wären und sie nicht hier her passen würde, was bei ihr Unverständnis und vermutliche eine Kränkung auslöste. „Das letzte Jahr“, wie sie es in ihrer Erzählung rahmt, bzw. seit dem Tod ihrer Großmutter werden ihren Darstellungen chronologisch unordentlich und es ist nicht klar nachvollziehbar, in welcher Reihenfolge, was und wie passiert ist, was für das *Wirken der Verlaufskurve* spricht. In diesem „letzten Jahr“ war sie wiederholt in der Psychiatrie und kam wenige Tage nach Entlassung erneut dort hin, womit sie auf mehrere Suizidversuche in relativ kurzer Zeit verweist. Sechs Suizidversuche, wovon zwei in der Psychiatrie stattfanden, präzisiert sie im Nachfrageteil.

Im 9. Suprasegment wurde schließlich doch auf der Akutpsychiatrie mit ihr an einer psychischen „Stabilisierung“ gearbeitet bis sie in einer anderen Klinik aufgenommen wurde, um eine *spezielle Traumatherapie* zu machen. Kurz danach kam zudem die *gerichtliche Auseinandersetzung mit ihrem Vater* zu einem Ergebnis. Aufgrund seiner Unterlassung des Kontaktverbots kam es zuerst zu einem Schuldspruch auf Bewährung, da er sich jedoch noch einmal bei der Biografin meldete, wurde seine monetäre Strafe in einen Gefängnis-Vollzug umgewandelt. („U:nd ich hoffe, dass das jetzt dann genug war (-),

um zu zeigen aus Schluss“ (S.60)) Mit dem Erreichen einer Gefängnisstrafe für ihren Vater und dem Ende seiner belästigenden Nachrichten findet sie für ihre Geschichte ebenfalls ein positives Ende:

„und das ganze um meinen Erzeuger herum und dieses (-) eigentlich am einschneidenden Erlebnis (-) hat Gott sei Dank dann [...] insofern ein Ende genommen, weil er äh eben so oft gegen [...] das Kontaktverbot verstoßen hat, dass die [...] Strafzahlungen äh umgewandelt worden sind in Haftstrafe. //mhm// Und (--), ja so hat das ganze eigentlich ein halbwegs gutes Ende genommen.“ (S. 7)

Sie hat ihren Beruf als Lehrerin wieder aufgenommen, führt derzeit jedoch keine eigene Klasse, da sie ihrer Chefin von den Suizidversuchen schlussendlich erzählt hatte und das Konsequenzen nach sich zog.

„Ich bin zu Hause, ich geh jeden Tag brav in die Arbeit unter der Woche (.), ich hab Prüfungen ausm Studium jetzt nach geholt (.). Ja (.) natürlich gibts immer wieder kleine Rückschläge, es gab auch (.) wieder Selbstverletzungen und es gab einen (.) naja (-) eigentlich schon an Suizidversuch, wie ah (-) die Nachrichten wieder gekommen sind //mhm// (.) die zwei im Dezember (---), aba:: (.) des hack ich jetzt sehr als Unfug ab, weil das war jetzt keine so: große Dosis, dass es wirklich lebensgefährlich war, sondern es war mehr ein betäuben der Gefühle und halt dadurch (.) ein bisschen über die Stränge geschlagen, aber das war auch der einzige Ausrutscher //mhm//. (S. 62)

Am Ende ihrer Haupterzählung erwähnt sie noch ihren Hund, den sie seit zwei Jahren bei sich hat und der ihr ebenfalls Sicherheit und Verantwortung gäbe.

Silke Peeters kommt aus einer sozio-kulturellen Welt, in der es um die Erfüllungen von Leistungen und Erwartungen geht. *Institutionelle Ablaufmuster* sind für sie demzufolge richtungsweisend, was auf ihr *handlungsschematisches Potential* verweist. In ihrem Fokus ist dabei der Beruf der Lehrerin, in dem sie Sinn findet und womit wohl auch der Versuch einer Bewältigung von biografisch prägenden Erfahrungen unternommen wird. Daneben findet sich ebenso ein *aufgeschichtetes Verlaufskurvenpotential*, das sich durch die Anhäufung von Verlaufskurvenpotentialen wie massive Ohnmachtserfahrungen und Degradierungserfahrungen, verschiedene Formen von Gewalt, Deprivationserfahrungen und durch den Verlust von Vertrauen in die ersten Bezugspersonen hin zur Verlaufskurve entwickelt.

Die *kommunikative Praxis mit der stark leiblichen Dimension*, die sich in ihrer Primärsozialisation entwickelt hat, bleibt bestehen, um emotional belastendes zu thematisieren. Ihr Prozess des „zur Sprache bringen“ kann als ein Zusammenwirken von *körperlich-performativen Praktiken* beschrieben werden in denen die leibliche Dimension insbesondere in ihren Suizidversuchen, den selbstverletzenden Handlungen und bei der Essstörungen-Thematik zum Ausdruck kommt.

Autobiografische Thematisierung (Wissensanalyse): Zwischen Ungerechtigkeit und Unglaubwürdigkeit als Hindernis bei der Versprachlichung:

„weil ich einfach nicht gewusst hab wie und ob ichs ihr sagen soll, sagen kann, ob sie mir glaubt [...] war einfach wieder dieses (-), wer glaubt mir den überhaupt, so da, dass ich einfach nichts gesagt hab“

Die folgende analytische Perspektive nimmt den Gesichtspunkt, unter welchem die Erzählerin ihr Erfahrungsmaterial aufordnet, in den Fokus, d. h. die eigenen Theorien der Biografin stehen im Zentrum. Von Interesse ist dabei in welcher Weise sich diese Theorien auf die erzählten lebensgeschichtlichen Prozesse beziehen und welche Funktion sie in Hinblick darauf erzielen (Schütze 1984, 103 & Przyborski & Wohlrab-Sahr 2014, 244).

Silke Peeters erleidet in ihrer Lebensgeschichte wiederholt Ungerechtigkeiten, ihre Versuche diese sprachlich zu thematisieren endeten jedoch oft darin, dass ihr nicht geglaubt wurde bzw. sie nicht ernst genommen wurde. In ihrer Lebenserzählung stellt das ein Muster dar, das mit der Volksschule markant beginnt, wo ihre Mutter ihren Darstellungen keinen Glauben schenkte und mehr noch durch physische und psychische Gewalt die Ungerechtigkeitserfahrungen der Biografin verstärkt („Ja also vorwiegend hats Schläge und Gewalt gegeben, wenn eben (-) eigentlich quasi als Bestrafung, wenn ich etwas schlecht gemacht hab.“) (S.15). Dies setzt sich in der weiterführenden Schule fort, wo ihr Lehrer*innen nicht glaubten, dass ihre Verletzungen von der häuslichen Gewalt ihrer Mutter stammen bzw. diese nicht gänzlich ernst genommen hatten. Diese Unglaubwürdigkeitserfahrungen dienen ihr dann zur Erklärung, warum sie ihrer Mutter nichts von der sexualisierten Gewalterfahrung durch ihren Vater (und dessen Freund) erzählt hatte. Am Morgen nach dem Übergriff frühstückte sie mit den beiden Männern und da ihr Vater sich „komplett normal“ verhalten hatte, als ihre Mutter sie abholte, bestätigte sie das in ihrem Glauben, ihr würde nicht geglaubt werden, wie der folgende Transkriptausschnitt darstellt:

„weil ich einfach nicht gewusst hab wie: und ob ichs ihr (.) sagen soll, sagen kann, ob sie mir glaubt äh (.) nach dem (-) mein Vater ihr gegenüber beim Abholen komplett normal war, war einfach wieder dieses (-), wer glaubt mir den überhaupt, (-) so da (.), dass ich einfach nichts gesagt hab und wie mei Mama ausa Haus wa:r, hab ich ma dacht, so und das is jetzt die Gelegenheit und (.) ich will nicht mehr, ich kann nicht mehr (--), ich greif zu den ah Tabletten von ihr. Da warn verschiedenste Medikamente (---) und setzt dem Ganzen eine Ende. (Pause 28)“ (S. 42)

Beziehung zur Mutter und das Schweigen

Viel mehr noch als die Befürchtung, dass ihre Mutter ihr nicht glauben könnte, wiegt vermutlich Silke Peeters eigene Theorie zu ihrer Mutter, in der sie die traumatische sexuelle Gewalterfahrung durch ihren

Vater als eine Erziehungsmaßnahme der Mutter auffasst. Durch „harte“ eigene Erfahrungen sollte sie lernen, warum ihre Mutter ihr ursprünglich die Zeit mit ihrem Vater verbieten wollte und welches „Ergebnis“ eintritt, wenn sie ihren Willen gegen den der Mutter durchsetzt:

„Im Nachhinein sie wird schon ihren Grund ghabt ham, warum sies nicht wollt (-) und wird halt wahrscheinlich (--) eine Erziehungsmaßnahme daraus äh gemacht ham äh (.) wenn ich (.) quasi ihr nicht glaub, dass des ka guade Idee is (.), dann muss ichs eben (-) quasi auf die harte Tour lernen (.) und durch eigene Erfahrungen (--) lernen. //mhm// (---) Dass es halt seinen (.) äh Grund hat, warum sies nicht (.) so gern sieht (---) ja. (--) Das Ergebnis: (Pause 4) is ja dann eh eingetreten. (Pause 10)“ (S. 39)

Auf dieses **nicht sprechen können** und **keine Glaubwürdigkeit zu bekommen** oder den „Mund verboten“ bekommen, reagiert Silke Peeters mit „Verstummen“, „kein Wort reden“, „Schweigen“ und Kränkung. Dabei beschränkt sich das keinen Glauben geschenkt bekommen nicht nur auf die sexualisierte Gewalt, sondern betrifft auch die Gewaltformen durch ihrer Mutter, die sie anders als die sexualisierte Gewalt, zur Sprache bringt, wie die folgenden Gesprächsausschnitte veranschaulichen:

„hab ich ma da bei meiner Vertrauenslehrerin getraut anzusprechen (-). Allerdings ham: einige: ah das dann nicht unbedingt geglaubt so wirklich, weil äh (-) meine Mama war im Elternverein tätig und hat sich immer als die liebe und brave hingestellt //mhm// u:nd da hat das umgekehrte Spiel dann irgendwie anfangen, dass man (-) nicht alles geglaubt hat (-) //okay//, was (.) ich (.) erzählt hab und (-) drum hab ich da dann auch irgendwann zum Schweigen angefangen //okay// und einfach nichts mehr gesagt. (---) Jah ((atmet hörbar aus)) (--) des war irgendwie: imma so a Teufelskreis (--). Wenn sich die Mama ordentlich einbringt und sich komplett anders zei:gt (---) //mhm// / ((schnalzt mit Zunge)) *mhm*. (---) Und sie hats auch relativ gschickt gmacht auch oft, aso sie hat ja Stundenplan gehabt (-) und hat mich dann ab und an an Tagen, wo Turnen war, wenn: (.) sie genau gwusst hat, dass irgendwas zu sehn wäre, (.) hats mich in der Schule entschuldigt als krank //okay//. Is selber in die Schule gfahrn, hat brav äh (.) die Hausübungen und Schulübungen für mich abgeholt u:nd (.) man hat eigentlich (--); ja (--) es war irgendwie: (.) nicht beweisbar und nur die Aussage von mia war dann: (-) //mhm// auch (.) zu wenig, dass (.) irgendwas getan hätt können. (Pause 11) (S. 24)“

„und sie hat mich festgehalten und awa so fest und ich hab mich versucht loszu ah (.) reißen, dass des Handgelenk ausgerenkt war (-) u:nd des is dann awa im Spital versorgt worn, wo: (.) awa auch vorgeschoben worn is, na des is beim Training passiert und (-) mia wurde quasi der Mund verboten, meine Mutter hat beim Arzt äh geredet, wie des Ganze: von statten gegangen is, dass ich beim Training gestürzt bin //mhm// u:nd (.) ja also sie hat schon gewusst, wie sie sich nach Außen präsentieren (-) muss (.)“ (S. 25)

„die war neu, die ham=ma da zum erstem Mal gehabt, die hat halt beim Umziehn gesehn und hats meinem Klassenvorstand gesagt, der hat mich zur Seite gholt und ah (-) na was ich äh (.) da Kollegin erzählt hab. Und ich so, na ich hab ah (.) nix, gsagt, sie hat halt das (--) geäußert (.) und ich habs halt dann äh (.) anscheinend mit meiner Reaktion zu verstehn gegeben, dass sie (.) des richtige glaubt und daraufhin hat dann mein Klassenvorstand gmeint, <<verändert Stimme>na geh, bist wahrscheinlich nur wo hingfalln und willst dich jetzt wichtig machn> //oke// und Aufmerksamkeit kriegn, weil (.) vorher des mit der Unterschrift war (-) u:nd (.) ja (-), also er hats nicht geglaubt und (---) ja, hat dann auch die (.) Turnlehrerin davon überzeugt, dass ma bei solchen Sachen (.) lieber nicht so äh äh jedes Wort glauben soll, weil er kennt meine Mutta ja, die is ja ah (.) im Elternverein tätig und so eine bemühte und engagierte Mutter u:nd (---) <<verändert Stimme>das is nur ein Schrei nach Aufmerksamkeit>“ (S. 38)

Muster von Ungerechtigkeit und Unglaubwürdigkeit

Dieses **Muster von Ungerechtigkeit und Unglaubwürdigkeit wiederholt sich** für Silke Peeters, wenn man so will, auch noch in der versuchten juristischen Aufarbeitung der sexualisierten Gewalterfahrung, indem eine Anzeige aufgrund der Verjährung nicht mehr möglich war und in der Akutpsychiatrie nach Suizidversuchen, in welcher man sie nicht aufnehmen wollte, was beides einem nicht ernst nehmen der Erfahrungen und Erleidenszuständen der Biografin gleicht.

Selbstschädigende Handlungsschemata als Artikulationsversuche und die Herstellung eines psychischen Gleichgewichts

Zentral sind ihre **selbstschädigenden Handlungsschemata** der Suizidversuche und Selbstverletzungen deren **kommunikative Komponenten** an mehreren Stellen deutlich wurden und wohl als Versuche verstanden werden können, **schwierige Erfahrungen und innere Leidenszustände zu thematisieren**. Auffallend ist, dass die Biografin kaum Gefühle benennt, über diese spricht und auch kaum Bezug zu ihren inneren Zuständen nimmt. Sie belässt es meist bei kurzen oberflächlichen Evaluierungen, wie „ist halt schwierig“, „Problematisch“, verwendet psychiatrisch-psychologische Kategorisierungen oder Erklärungen, um innere Zustände (und ihr Geworden-sein) zu benennen oder plausibel zu machen und erwähnt Suizidversuche/selbstverletzende Handlungsweisen, die an bestimmten Punkten im Lebensverlauf stattgefunden haben, um auf psychische Verletzungen etc. zu verweisen. Ein psychisches Gleichgewicht versucht sie mit ihrem Wunsch Lehrerin zu werden bzw. später mit ihrer Arbeit als Lehrerin herzustellen sowie in der Beziehung zu Tieren.

Schwierigkeit Themen zur Sprache zu bringen und die körperliche Dimension des „Sprechens“

Dies Schwierigkeit emotional belastende Themen zur Sprache zu bringen beginnt also markant mit Eintritt in die Volksschule, in der **das Sprechen in den körperlichen Bereich verlagert wird**, mit dem psychosomatischen Bauchschmerzen und dem Erbrechen, das sie im Nachhinein als „Schulangst“ einordnet. In ihrer ersten Psychotherapie werden „Dissoziationen“, das umkippen oder ohnmächtig werden

für sie zum Hindernis ihrer Therapeutin von der sexualisierte Gewalterfahrung zu erzählen, womit wieder die körperliche Dimension überhandnimmt:

„Das erst Ma:l (--) wo ichs versucht hab anzusprechen, awa wo eben die Psyche sofort an Strich durch die Rechnung gmacht hat und mich kollabieren hat lassen, eben dissoziieren hat lassen, (.) war nach zwei Jahren bei meiner Therapeutin, bei meiner ersten //mhm// (-), was mia an und für sich, weil eben ah (-) die erste Nachricht von (.) meinem ah (.) liebenwerten Vater gekommen is (-) – Sarkasmus (.) lässt grüßen //mhm// – (-) ahm (.), weils die Gedanke:n (.) aufgewühlt hat (-), hab ichs bei der Therapeutin versucht anzusprechen (.) und (.) habs nicht können, weil ich sofort dissoziiert bin (-) und hab ihr dann nur in der Woche drauf in der Sitzung, ich glaub, am selben Tag wie ich dann noch z=Haus war (.) hab ich ihr die E-Mail weitergeleitet (-), die er mir geschickt hat u:nd (-) damit war sie (.) quasi die erste, die überhaupt amal was davon erfahrn hat //mhm//.“ (S. 42)

Nach der Therapeutin, bei der sie mithilfe der E-Mails ihres Vaters (die sie ihrer Therapeutin weiterleitete) die sexualisierte Gewalt durch ihn erstmals thematisieren konnte, war die erste Person, der sie im Erwachsenenalter gegenüber die sexualisierte Gewalterfahrung zur Sprache brachte, die langjährige Freundin aus dem Ferienlager. Anzumerken ist auch hier eine gewisse körperliche Dimension, die in Form eines „Flashbacks“ die Freundin dazu brachte die Biografin aufzufordern „mit der Sprache rauszurücken“:

„und da wars dann so, dass sie einen Flashback ah in da Nacht mitbekommen hat und mich dann am nächsten Tag drauf angredet hat, ob ich nicht endlich (.) mal mit der Sprache rausrücken will (.) und ihr erzählen was los is und was vorgefallen is. (--) Das war so quasi des erste Mal (-) ja. (-) War nicht einfach.“ (Pause 10) (S. 59)

Darstellung in Beziehungen und von signifikanten Anderen

Die Biografin stellt sich einerseits wenig in Beziehungen dar, auch in ihrer Netzwerkkarte stellt sie es so dar, dass es kaum Personen gibt, die ihr wirklich nahe stehen. Andererseits sind Beziehungen für sie sehr zentral und hoch bedeutsam, wie die Freundin aus dem Ferienlager und nicht-egalitäre, intergenerationale Beziehungen zu Frauen, die vom Alter her ihre Mutter sein könnten, die einen zentralen Stellenwert in ihrer Biografie einnehmen. Die emotionale Bedeutung, die sie diesen Bezugspersonen beimisst, kommt z.B. in der Bezeichnung „Vertrauenslehrerin“ oder die Professorin, die die „schützende Hand“ über sie hielt, zum Ausdruck. Mehr noch, sie richtet ihre Perspektive und Handlungsorientierungen nach diesen Beziehungen aus, was vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen mit ihrer Mutter Sinn ergibt. Die Suche nach einer zentrale Vertrauensbeziehung, in der Rolle einer mütterlichen Figur, scheint daher ein weiteres zentrales autobiografisches Thema darzustellen.

„awa meine Lehrerin war (-) einfach (.) – ich hab sie angehimmelt, ich weiß (.) nicht mehr warum //mhm//. Äh (.) ihr hab ich eigentlich auch alles anvertraut (--) und (-) sie war dann eigentlich auch diejenige (-) äh (.), die mich ab und an einfach in den Arm genommen hat, wenn ich ah äh verheult schon in die Schule gekommen bin //mhm//, äh (.) weils wieder Ärger gegeben hat“ (S.25)

„mei Englischlehrerin hat halt einfach drauf geschaut, dass sie ein bisschen mütterliche Zuwendung äh (.) geben kann //mhm//, die mir von zu Hause fehlt (-) mit (.) dem, dass sie aber trotzdem noch ah meine Lehrerin bleibt [...] und das is das, was ich von ihr noch in Erinnerung hab, dieses mütterliche, dieses liebevolle (-) und (.) genau das selbe hats dann eigentlich (.), obwohl ich schon in Richtung Erwachsenenalter gangen bin, sechzehn, siebzehn, achtzehn – mit neunzehn hab ich maturiert“ (S. 26)

Romantische Beziehungen bzw. Partnerschaften werden von der Biografin hingegen überhaupt nicht thematisiert und in der Erzählung komplett ausgelassen.

Bis auf ihren Vater und einer beiläufigen Erwähnung ihres Großvaters, der sich allerdings viel um sie gekümmert haben soll, (und ein Lehrer, der ihr nicht geglaubt hat) tauchen in ihrer Lebensgeschichte keine männlich gelesenen Personen auf. Ihren Vater bewertet sie als „krank“ oder auf ironischer Weise als „liebenswerten Vater“:

„es is so, dass ich mittlerweile wirklich sag, er is einfach nua krank im Kopf und (---) als mehr seh ich diese Mails nicht mehr an //mhm// oder will ich sie nicht mehr ansehen.“ (S. 53-54)

„meinem ah (.) liebenswerten Vater gekommen is (-) – Sarkasmus (.) lässt grüßen“

Evaluation der Gewalterfahrungen und eigene Theorien

Während sie die Erfahrung mit ihrem Vater, die **sexualisierte Gewalt** durch ihn, ganz klar **als „Trauma“ kategorisiert**, geschieht dies in Zusammenhang mit den Erfahrungen mit ihrer Mutter nicht. Ich habe den Eindruck, dass vieles, was die Beziehung zu ihrer Mutter betrifft, von der Biografin noch nicht zur Sprache gebracht wurde, so sind auch die Darstellungen zu ihrer Mutter sehr ambivalent und von Auslassungen geprägt. Mit der Erklärung der „Schulangst“, für ihre starken körperlichen Reaktionen in der Volksschulzeit, ist es ihr möglich die Rolle der Mutter auszublenden und in ihrem sozialen, familiären Umfeld zu bleiben. Eine eigene Theorie umgeht sie mit der Aussage: „da müsste man Psychologie studieren, um das zu verstehen“, was sie, wie sie mir am Ende des letzten Interviewtermins mitteilte, nun begonnen hat zu studieren. Dennoch, im Nachfrageteil, macht sie (nicht von mir initiiert) das Fenster der Fremdunterbringung auf, eröffnet eine Was-wäre-wenn Perspektive, die sie dann jedoch gleich argumentierend schließt und es als richtig bewertet bei ihrer Mutter geblieben zu sein, was sie hauptsächlich mit finanziellen Aspekten plausibilisiert und der von ihr als gelungen bewerteten „Abnabung“ von ihrer Mutter, die so stattfinden konnte und die sie für sich als wichtig erachtet. Diesem

von zu Hause weg wollen als Jugendliche steht als Widerspruch gegenüber, dass sie auch im Studium noch bei ihrer Mutter wohnte, was sie als eine finanzielle Notwendigkeit darstellt. Diese Ambivalenz zeigt sich auch darin, die gewaltvolle und manipulative Person der Mutter einerseits als schlimm und problematisch darzustellen, andererseits aber auch das relativieren an mehreren Stellen und die Darstellen einer idealisierten „guten Mutter“ zu Beginn ihrer Lebenserzählung, für die das Sprechen mit ihrem Kind einen hohen Stellenwert hat.

Suizidversuche und Verlaufskurvenpotentiale

Was die Verlaufskurvenpotentiale betrifft, kann die Beziehung zur Mutter als Fallendisposition verstanden werden. Ihre Suizidversuche sind Versuche der Bearbeitung und Kontrolle bzw. des Ausbrechens aus den Fesseln der Verlaufskurve, ohne das dadurch jedoch eine wirksame Kontrolle des Verlaufskurvenpotentials erfolgt. Zudem haben ihre Suizidversuchshandlungen mit ihrer Mutter und ihrem Vater zu tun. In Bezug auf ihre Mutter nehmen sie den Charakter eines Fluchthandlungsschemas an, um sich aus der Beziehung zur Mutter zu winden, jedoch haben sie auch eine kommunikative Komponente, die vor allem in Zusammenhang mit ihrem Vater deutlich werden. So findet der erste Suizidversuch zwei Tage nach der durch ihn erlitten sexualisierten Gewalterfahrung statt, weil wie die Biografin sagt, sie nicht wusste wie und ob sie ihrer Mutter davon erzählen kann. Dieser Zusammenhang zwischen ihrem Vater und den Suizidversuchen ist kein einmaliger, sondern findet sich wiederholt in ihrer Biografie. So fanden auch ihre sechs Suizidversuche, die aufeinander in einer sehr kurzen Zeitspanne erfolgten, im Zuge der juristischen Auseinandersetzung und der E-Mails ihres Vaters statt. „weil über die Polizei einfach nichts und nichts gegangen ist und die Therapeutin eigentlich auch nicht mehr weiter wusste... kam es erneut zu einem Suizidversuch (S. 6f?)“. Umgekehrt hängt für sie auch die Besserung ihres psychischen Zustandes mit ihrem Vater zusammen: „ja es hat sich dann gebessert, weil (-) keine Nachrichten mehr gekommen sind. (-)“(S.6f?) Auch nach der letzten Nachricht, die sie von ihrem Vater bekam, am Ende ihrer Lebenserzählung, kam es zu einer weiteren „Suizidversuch“ mit Medikamenten, den sie allerdings selbst als keinen richtigen Suizidversuch einordnet, da die Dosis zu gering gewesen wäre und die selbstschädigende Handlung mehr zur Betäubung gedient hätte.

Sexualisierte Gewalterfahrung als Trauma

So ist auch der Kern ihrer autobiografischen Thematisierung das Trauma mit ihrem Vater, wie sie es selbst bezeichnet, also es ist der Gesichtspunkt, unter welchem sie ihr Erfahrungsmaterial aufordnet. Zugleich stellt die sexualisierte Gewalterfahrung für sie das „dramatischte Erlebnis“ bzw. das „einschneidendste Erlebnis“ ihrer Biografie dar. So nimmt auch mit der Haftstrafe ihres Vaters ihre Geschichte für sie ein „halbwegs gutes Ende“.

Ihre Lebensgeschichte nimmt jedoch schon ab der Volksschule mit 6 Jahren eine für sie düstere Richtung an. Während sie ihre frühen Kindheitsjahre, von denen sie vermutlich nur wenig selbst erinnert,

noch idealisiert, wird die Volksschule als auf „negative Art und Weise als sehr prägend“ „mit einem nicht ganz so einfachen Klima“ bewertet.

Erklärungstheoretische Teile und Theoriebestände, die das eigene Selbst betreffen

Insgesamt bleiben die Positionierungen der Biografin oft undeutlich, wie auch ihre Haltung zur Welt. Ihr **Narrativ ist individualisierend**, strukturelle Zusammenhänge, in die sie ihre Erfahrungen einordnen könnte, werden nicht gezogen und sie bleibt in ihrer Konstruktion eher ein Einzelfall. Sie scheut sich zudem davor Deutungs- und Erklärungsmuster zu finden, die ihr eine Antwort auf die Frage geben, wie sie zu dem Mensch von heute geworden ist. Eine ausweichende, nicht hinreichende Erklärung für ihre zahlreichen Suizidversuche findet sie darin, indem sie ihren Wunsch oft nicht leben zu wollen, ursächlich in ihren Genen verankert sieht:

„irgendwie hab ich das Gefühl als wär (-) diese diese Sehnsucht äh äh nicht mehr sein zu müssen äh (-) irgendwie in den Genen veranlagt, keine Ahnung. Wir kriegens auch nicht wirklich aus mir raus (.), weil dieser Wunsch is (.) eigentlich zu jeden Zeitpunkt da, er is halt mal lauter, mal leiser (-) und ja (--) schwierig“ S.28f.“

Implizit bekommt in ihrer Lebensgeschichte der sexuelle Übergriff einen erklärenden Charakter für ihre Suizidversuche und selbstverletzenden Handlungsschemata. Da das zur Sprache bringen für Silke Peeters ein langer Prozess mit vielen Hindernissen war (und ist), also erst in den letzten 1-3 Jahren deutlich wurde, (da das Ereignis zuvor mit dem Handlungsmuster der „Verdrängung“ passiv bearbeitet wurde) ist das eine relativ neue Entwicklung. Bevor die Auswirkungen der sexualisierten Gewalt durch ihren Vater auf ihren Lebensverlauf und ihr Geworden-sein für sie Gestalt annahmen, diente ihr wohl die „Borderline-Persönlichkeitsstörung“ als psychiatrische Kategorien für Theorien über ihr eigenes Selbst (sucht erste Therapeutin anhand des „passende Modell“ für ihre „Borderlinestörung“). Spätere Deutungs- und Erklärungsversuche für ihre schwierigen inneren Zustände, die auch zum Interviewzeitpunkt noch aktuell waren, sind psychiatrische Trauma-Theoriebestände sowie Konzepte zu Dissoziationen.

Sprechen über die sexualisierte Gewalterfahrung

Das Sprechen über die sexualisierte Gewalterfahrung wurde von ihr nicht aktiv gewählt, sondern kam dadurch zustande, dass sich ihr Vater bei ihr mit E-Mails meldete „auf einmal is es hoch gekommen (-), weil (-) sich mein Vater bei mir mit ungunen Nachrichten gemeldet hat“. Dieses zur Sprache bringen gestaltete sie dann auch nur indirekt, indem sie ihrer Therapeutin die E-Mails ihres Vater weiterleitet. Durch den belastigenden Kontakt ihres Vaters wurde für sie die Gewalterfahrung schlagartig übermächtig präsent, da ihr zuvor angewendetes Verdrängungs-Handlungsmuster nicht mehr angewendet werden konnte: „da is dann wirklich alles von damals hoch gekommen“. Offen blieb die Frage, ob sie ihrer Mutter überhaupt jemals von dem sexuellen Missbrauch durch ihren Vater erzählt hat.

Erzählweise

Die **Erzählweise** von Silke Peeters Lebensgeschichte ist **tragisch, pessimistisch mit kaum heiteren Momenten**, wie sich in diesem Transkriptausschnitt exemplarisch zeigt:

„des Vorhaben wa:r (.) wirklich: (.) mir des Leben zu nehmen, also ich wollt nicht mehr (-) und ja, eigentlich mehr is auch zu den anderen Suizidversuchen nicht wirklich zu sage:n, es:: (.) wa:r (-) mia leider nie vergönnt, dass er wirklich durchgegangen is,“

Resümee

Die Analysen zeigen, dass das „Sprechen“ für Silke Peeters auf mehreren Ebenen enorm schwierig und mit Hindernissen versehen ist. Durch das sich wiederholende Muster von Ungerechtigkeit und eigener Unglaubwürdigkeit, in dem sie sich gefangen sieht, nimmt das Sprechen bzw. thematisieren von schwierige Erfahrungen körperliche Dimensionen an. Auf eine Weise können ihre Selbstmordversuche sowie selbstschädigenden Handlungsschemata als Versuche verstanden werden, Dinge zur Sprache zu bringen, die sie nicht in Worten ausdrücken kann, sondern nur *performativ, durch Praktiken, die den eigenen Körper als Ausdrucksmittel für den Konflikt zwischen Sprechen und Nicht-Sprechen verwenden*.

5. 1. 4 Reflexionen zum Interview mit Silke Peeters

Nach den Interviews mit Silke Peeters hatte ich den Gedanken, dass unser Onlinesetting vielleicht sinnbildlich für ein Nähe-Distanz Thema steht, worin der Wunsch nach Abgrenzung und nicht zu viel Nähe zum Ausdruck kommt. Keinesfalls ausschließlich bei Silke Peeters, sondern auch bei mir als interviewende Person. In diesem Fall dienten die jeweiligen private Räume als Rückzugsräume (bzw. zum Schutz), in der die jeweils andere Gesprächspartnerin keinen Zutritt hatte und man so etwas mehr „für-sich“ sein konnte, um die eigenen Gefühlen und die übertragenden Gefühle des Gegenübers, die im Gespräch auch bei mir aufkamen, besser regulieren zu können. Aus diesen Gründen, war auch bei mir schon im Verlauf des ersten Interviewtermins ein Gefühl von Erleichterung aufgekommen, darüber, dass wir diese Gespräche digital durchführten.

I: Ja, wie war denn das Gespräch für dich? Wie ging's dir?

IP: Ich muss sagen, ich bin froh, dass mas jetzt so gemacht haben über Zoom, weil ich einfach zwischendurch auch Rauchen hab können, weil (.) des is was, was Ruhe reinbringt //mhm// (.) ich hab auch (.) mein Duftarmband näher hergholt //mhm// (.) ahm (.) also es war schon nötig Skills ein zu setzte, damit ich da durch komm //mhm//, aber das Gespräch an und für sich, es war jetzt net unangenehm oder so //mhm//, weil einfach da die Gedanken bei mir hinten dran sind, es is (.) für einen guten Zweck //mhm// u:nd des hats sag ma mal so, er- erträglich gemacht und äh (.) möglich gemacht und eben auch mit dem Background, dass ich jetzt die Möglichkeit hab, wenns mir nicht gut geht, dass ich mei Therapeutin anrufen kann //mhm//.

I: Ja, voll gut, dass du da so vorgesorgt hast. (S. 43-44)

Obwohl Silkes Peeters Interview nicht mein erstes für dieses Projekt war und ich auch nicht behaupten könnte, meine erste Interviewpartnerin, hätte mich geschont, war Silke Peeters Lebenserzählung doch ganz anders bzw. hatte noch einmal eine andere Wirkung auf mich, insbesondere, weil sie mir sehr konkret von dem sexuellen Übergriff berichtet hatte. Durch ihre konfrontative stationäre Traumatherapie, in der sie die erlittene sexualisierte Gewalterfahrung durch ihren Vater wohl immer wieder detailliert erzählen musste, war sie es vermutlich gewohnt über diese belastende Erfahrung zu sprechen und zusätzlich verfügt sie über eine hohe Erzählkompetenz. Dennoch hatte ich den Eindruck, es würde ihr einiges abverlangen und so hat es sich auch für mich angefühlt: schwierig und beinahe so, als hätte sich ein Teil ihres traumatischen Schocks auch auf mich übertragen.

Auch im Nachhinein ist Silke Peeters für mich stark mit einem Gefühl der Schwere verbunden. In ihrer Erzählung baute sich für mich viel Spannung auf, von der ich glaube, dass sie bei ihr auch vorhanden war. Teils rührte meine innere Spannung zwar daher, weil ihre Erzählung mich emotional nahe an eigene Gewalterfahrungen brachte, jedoch teilte sie mir bei der ersten Nachbesprechung ebenso mit, dass sie ihre „Skills“-Tasche bei sich hatte, die Anwendung fand und sie rauchte Zigaretten während sie erzählte. Trotzdem aber erzählte sie mir detailliert und für mich sehr anschaulich von dem sexuellen Übergriff, mit stark traumatischen Charakter, was ihre Stimme zusätzlich zum Ausdruck brachte. Die Wucht ihres Erleidens und die massive Erschütterung, die dieses Erlebnis in ihr auslöste, war für mich nachvollziehbar bzw. zum Teil fühlbar. Damit ist nicht nur das traumatische Gewalterlebnis an sich gemeint, sondern auch die sehnstichtige Erwartung an einen Vater, mit dem endlich Zeit verbracht werden kann, die damit endgültig zerstört wurde. Am Ende nach unserem ersten Termin und ihrer szenischen Erzählung des Übergriffs kam ich daher nicht darum herum ihr zu sagen, dass es mir leid tut, dass ihr das so passieren musste. Sie reagierte darauf abwinkend und relativierend, fast so als wäre ihr mein Mitgefühl unangenehm. Dabei kam für mich erneut die Ambivalenz zum Ausdruck, die sich auch in ihrer Lebenserzählung wiederfindet, die zwischen der Anerkennung der Schwere der Gewalterfahrungen einerseits und dem Abwinken und Relativieren andererseits schwankt.

5.2 Analytische Beschreibung weiterer Lebensgeschichten

Die folgenden beiden Falldarstellungen werden, um den Rahmen dieser Arbeit nicht zu sprengen, nur verkürzt dargestellt. Die Darstellung der weiteren Lebensverläufe erfolgt anhand analytischer Beschreibungen, ähnlich denen, wie sie bei Riemann (1987) zu finden sind, d. h. Ablaufstrukturen werden zusammenfassend dargestellt. Anhand ihnen wird der Prozess des zur Sprache bringens (und deren Hindernisse) in den Lebensverläufen der Biografieträgerinnen skizziert, sowie deren theoretische Konzepte in Zusammenhang mit den sexualisierten Gewalterfahrungen bzw. deren Haltungen dazu mit der alltäglichen und biografischen Bedeutung, die sie diesen beimessen, erfasst.

5.2.1 Falldarstellung – Anna Rothman

Anna Rothman war zum Interviewzeitpunkt 20 Jahre alt und befand sich in einer beruflichen Orientierungsmaßnahme. Sie lebte noch im gemeinsamen Haushalt mit ihrer Mutter und ihren beiden jüngeren Brüdern. Da Anna Rothman vergessen hatte mir ihre Einverständniserklärung zu schicken, erfuhr ich im Zuge dieses Nachfragens, dass sie ein halbes Jahr später in ihre erst eigene Wohnung in eine andere Ortschaft gezogen ist und einen neuen Job hat. Der Umzug in einen anderen Ort diene einerseits dazu, Abstand von ihrer Familie zu bekommen und andererseits keinen „Täterkontakt“ mehr zu haben. Die Täter sind dabei ihr Vater sowie ein junger Mann, durch den sie mit 17 Jahren eine Vergewaltigung erlitt und dem sie jederzeit in ihrem früheren Wohnort begegnen hätte können.

5.2.1.(1) Einleitende Bemerkungen zum Interview mit Anna Rothman

Die Interviews mit Anna Rothman fanden ebenfalls online statt. Bei den Überlegungen im Vorgespräch nach einem geeigneten Interviewort kam es für sie nicht infrage das Interview bei sich zu Hause durchzuführen, da sie noch bei ihrer Familie wohnte. Als Treffpunkt für unser Gespräch erachtete sie das als nicht so passend. An den Wochenenden kam entweder ihr Freund zu ihr oder sie fuhr zu ihm in ein anderes Bundesland, weswegen wir einen Termin unter der Woche finden mussten. Sie bot zwar an für die Interviews an einem Nachmittag nach ihrer Orientierungsmaßnahme nach Wien zu kommen, da dies für sie jedoch viel Fahrzeit bedeutet hätte und mangels eines passenden Interviewortes meinerseits, schlug ich vor die Gespräche online zu führen, dem sie glücklich zustimmte.

Da sich die von Anna Rothman autonom gestaltete Haupterzählung anders als bei den anderen beiden Biografieträgerinnen präsentiert hat und wenig von ihrem chronologischen Lebensablauf beinhaltet, beginnt diese Falldarstellung mit einer Art Kurzbiografie. In der darauffolgenden analytischen Beschreibung (5.2.2) wird der Fokus dann stärker auf ihre erste autonom gestaltete Haupterzählung gelegt.

Kurzbiografie

Die Biografin wuchs gemeinsam mit zwei jüngeren Brüdern in einer Stadt am Stadtrand auf. Ihre Mutter war anfangs zu Hause bei den Kindern, während ihr Vater einer Erwerbsarbeit nachging („also dieses typische Hausfrau und und Arbeiterverhältnis eben ((lacht))“ S.1). Mit vier Jahren kam sie in einen katholischen Kindergarten und mit sieben – somit ein Jahr später – kam sie in eine katholische Privatschule, da ihre Mutter wollte, dass sie noch „länger Kind sein kann“. Aufgrund von Mobbing und der Lehrerin wechselte sie nach zwei Jahren die Volksschule, jedoch kam es auch in der zweiten Volksschule zu Mobbing Erfahrungen, primär von einer Klassenkameradin ausgehend. Mit dieser Mitschülerin, die die Biografin als „ihre Peinigerin“ bezeichnet (die sie auch „in die Magersucht getrieben“ hätte) entstand später eine ungleiche Freundschaft, die die Biografin auch in die Neue Mittelschule begleitete.

In ihrer Volksschulzeit kam es vermehrt zu Konflikten zwischen ihren Eltern, die auch mit dem ungleichen finanziellen Machtverhältnis zwischen den Eltern zusammenhängen.

„(.) und so ist es dann mit der Scheidung passiert und ungefähr ein Jahr nach dem er ausgezogen ist, bin ich draufkommen, dass er gar nicht unser biologischer Vater ist (.).“ (S. 2).

Die Eltern der Biografin ließen sich scheiden als sie ca. 10 Jahre alt war. In diesem Zusammenhang erwähnt die Erzählerin einen „Deal“, den ihre Eltern miteinander abgeschlossen hatten: Ihre Mutter dürfe sich künstlich befruchten lassen, wenn niemand, weder die Kinder noch die anderen Familienangehörige erfahren würden, dass die Biografieträgerin und ihre Brüder nicht die biologischen Kinder des Vaters sind. Mit zehn oder elf Jahren fand Anna Rothman allerdings eigenständig heraus, dass ihr Vater nicht ihr biologischer Erzeuger ist, ein Punkt, der für ihre autobiografische Thematisierung von enormer Bedeutung ist. Sie erwähnte mehrmals, dass sie „Von Anfang an“ davon ausgegangen ist, dass ihr Vater nicht ihr biologischer Vater „sein kann“. Ebenfalls mit zehn Jahren und damit kurz nach der Scheidung ihrer Eltern entwickelte die Erzählerin ein „gestörtes“ Essverhalten sowie einen „gestörten Bezug zu ihrem Körper“ wie sie es formuliert. Das führte in diesem Alter zu einem Aufenthalt in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie, hinzu wäre auch eine „Depression“ und „Gefahr zur Selbstverletzung“ gekommen. Nach dem Aufenthalt in der Psychiatrie verschob sich ihr zuvor restriktives Essverhalten in Richtung „Bulimie“ und im Anschluss daran beschreibt sie die erneuten Veränderungen in ihrem Essverhalten als „Binge-Eating“.

Mit 15 Jahren lernte sie ihren „Spender“ kennen, d. h. ihren biologischen Vater, mit dem sie seit dem Zeitpunkt sporadisch Kontakt hat. Nach der NMS besuchte sie ein Oberstufenrealgymnasium, welches sie jedoch bereits nach ungefähr sechs Monaten abbrach, weil ihr „alles zu viel wurde und sie zu der Zeit schon psychisch so angeschlagen gewesen war, dass sie „intellektuell nicht mehr viel hätte aufnehmen können“. Sie wechselte auf ein Polytechnikum, um die neunte Schulstufe abzuschließen, was sie im Nachhinein, als die „schlechteste Entscheidung karrieretechnisch“ bewertet. Im Anschluss begann sie eine Lehre bei einem Logistik- und Versandunternehmen*. Bereits nach zwei Monaten wollte sie diese Lehrstelle wegen mehreren Gründen abbrechen. Die Erzählerin kam dann jedoch zu dem Entschluss, die Lehre „durchzuziehen“, da sie ihren Vater im Hinterkopf hatte, der ihr sagte, sie würde den „Schwanz einziehen und nie was fertig machen“. Die Lehrabschlussprüfung schaffte sie „mit Biegen und Brechen“, wie sie es formulierte und sie begann im Anschluss in einer anderen Filiale zu arbeiten. Die Arbeit hätte sie total überfordert, was sie auf die schlechte Einschulung in ihrer Lehrzeit zurückführt, aber auch auf die Interaktionen zwischen den Kolleg*innen und ihrem Vorgesetzten. Kurz vor ihrem 18. Geburtstag erlitt sie zudem eine Vergewaltigung durch einen Bekannten. Auf einer Party bei Freund*innen, auf welcher Alkohol und Cannabis konsumiert wurde, geriet sie in eine sehr schlechte körperliche Verfassung, was sie dadurch begründet für gewöhnlich weder regelmäßig Alkohol zu

trinken noch jemals davor Cannabis geraucht zu haben. Der Bekannte sollte sie mit dem Auto nach Hause bringen, fuhr mit ihr stattdessen an ein Ausflugsziel und im Anschluss nahm er die Erzählerin mit zu sich nach Hause, wo er sie vergewaltigte. Am nächsten Morgen fuhr er sie dann nach Hause.

Gegen Ende ihrer Jugendphase ging sie aufgrund eines „Burnouts“ in Krankenstand und meldete sich im Anschluss an ihre Kündigung arbeitslos. Es folgte eine berufliche Orientierungsmaßnahme und sie erwähnt, dass sie in zwei Schulfächern eine Maturaprüfung abgeschlossen hatte, die aus der Lehre mit Matura resultiert sind, die Matura jedoch aufgrund des „Burnouts“ abbrechen musste. Die Biografieträgerin führt eine romantische Beziehung mit einem Mann in ihrem Alter. Diese Beziehung beschreibt Anna Rothman als eine Kombination aus bestem Freund und Partner, da sie mit ihm sowohl „Blödsinn“ machen als auch ernste Gespräche führen könne. Sie erlebt die Beziehung daher als sehr „gesund“ und auch die „Kommunikation“ würde zwischen ihnen „einfach stimmen“.

5.2.1.(2) „Ich glaub auch, dass mein Vater (.) ahm (--) deshalb auch an anderen Bezug zu mir hat, weil ich eben nicht seine biologische Tochter bin.“ (S. 4)

Anna Rothmans Prozess des zur Sprache bringens lässt sich nun wie folgt rekonstruieren: Auffallend ist, dass sie gleich zu Beginn ihre Lebensgeschichte mit einer besonderen Rahmung einleitet, diese hat zum Inhalt, dass ihr Vater, anders als sie ursprünglich dachte, gar nicht ihr biologischer Vater ist:

„Ähm vorweg glaub ich, is es erst einmal wichtig zu erwähnen, dass der ahm mein mein Papa, also die Person, die ich Papa nenn, eigentlich biologisch gesehn gar nicht wirklich mein Dad is //mhm//. Also ich bin ahm (.) eine künstliche Befruchtung aufgrund dessen, weil mein Vater unfruchtbar is //mhm// äh bin aber in dem Glauben aufgewachsen, dass er mein biologischer Vater wäre //mhm//.“ (S.1)

Der Vater, der gar nicht ihr biologischer Vater ist, ist auch der Gesichtspunkt, von dem aus sie ihre Geschichte erzählt und worum sie ihr Erfahrungsmaterial aufschichtet. Zudem entpuppt sich dieser Punkt als ein wichtiger Aspekt ihrer Selbsttheorien, sowie ihrer autobiografischen Thematisierung. Für Anna Rothman erklärt diese Theorie, warum sie durch ihren Vater sexuellen Missbrauch erfahren musste und zwar: Weil ihr Vater nicht ihr „richtiger“, das heißt biologischer Vater ist, wäre es ihm möglich gewesen, entgrenzte sexualisierende Verhaltensweisen seiner Tochter gegenüber anzuwenden. So kommt sie auch gleich zu Beginn ihrer Selbstpräsentation auf das „schwierige“ Verhältnis zu ihrem Vater zu sprechen und schlägt in ihren Darstellungen daraufhin eine Brücke zu ihrem *Unterbewusstsein* und blockierten Erinnerungen, womit sie die sexualisierten Gewalterfahrungen durch ihren Vater andeutet, denen sie mit der Beschreibung von Erinnerungslücken und fragmentierten Erinnerungen einen traumatischen Charakter verleiht. In einem daran anschließenden Meta-Narrativen Kommentar lässt sie die Zuhörerinnen dann wissen, dass sie nun vergessen hat, worauf sie hinauswollte und führt stattdessen die

von mir eingangs erwähnte Selbsttheorie aus. Im folgenden Transkriptausschnitt aus ihrem Erzähleinstieg tritt diese eigene Theorie der Biografieträgerin, die ihr als Erklärung dient, warum sie von ihrem Vater sexualisiert misshandelt wurde, noch einmal deutlich hervor:

nua is es halt so, dass (.) mein Unterbewusstsein hat sehr vieles verdrängt, was in meiner Kindheit passiert is (.) bevor mein Be:wusstsein Erinnerungen aufgezeichnet hat, sag ich jetzt mal so. U:nd es gibt auch (.) es gibt Erinnerungen, die hab ich irgendwo (--) äh (.) dazwischen und äh dann hab ich wieder so ne Lücke, wo wieder irgendwas passiert is //mhm//, an das ich mich nicht erinnern kann und dann fangen wieder Erinnerungen an, also es is (.) mein Unterbewusstsein hat (.) die (.) Sachen (.) rausgeschnitten aus meinen Erinnerungen, mit denen ich psychisch nicht klar kommen würde al:s (.) also als: also aus ner Art ei- (.) – kann nicht mehr reden ((schmunzelt)) ahm aus Selbstschutz heraus halt. Und (--) ja: ich hab jetzt vergessen worauf ich hinaus wollt ((lacht)) mal wieda (.) ähm (-) nein des (---) ich glaub, was ich damit sagen wollt, des es is halt einfach von Anfang an irgendwie schwierig gwesen. Ich glaub auch, dass mein Vater (.) ahm (--) deshalb auch an anderen Bezug zu mir hat, weil ich eben nicht seine biologische Tochter bin. (.) Ähm und das es (.) ich glaub, des macht (--) vie:les (.) <<fragend>einfacher (.) für ihn> (-) schätz ich jetzt mal, von von dem, was halt alles so passiert is, also es is //mhm// (.) ähm (-) bei nie is es nie zum kompletten Übergriff gekommen, awa es hat halt immer so Ten:denzen dazu gegeben und bestimmte Momente, wo schon sehr eindeutig war, dass da grad was komplett falsch läuft (.) ähm (.) des hat dann aufgehört als er (.) seine: (.) eigentlich nach der Scheidung schon (.) da is es weniger gwordn und als er dann seine neue Frau kennengelernt hat und wie er zu der (.) gezogen sind (.) unter Anführungszeichen jetzt, wir warn ja eh nur jedes zweite Wochenende dort (.) ähm (.) hats eigentlich vom (.) körperlichen her komplett aufgehört (.) bis auf (.) einen (.) Moment, was auch eher am Anfang war ähm und stattdessen sind immer Kommentare kommen irgendwie ah (.) bezogen auf meine (.) meine Wäsche (-) meine Unterwäsche, mein (.) mein Stil wie ich mich anzieh: (-) äh: ((atmet tief aus)) [...] Ahm (-) und und lauter solche Sachen und irgendwie hat er das halt immer sexualisiert und das is //mhm// (.) ahm war nicht unbedingt angenehm, ich würd auch sagen, dass mich das (-) auch doch (.) se:hr geprägt hat, weil (.) wirklich erinnern konnte ich mich halt immer an die Kommentare und das Einzige woran ich mich körperlich erinnern konnte, war eben dieses (.) dieser eine Moment ahm (-) ah anfangs als wir zu meiner Stiefmutter zogn sind. Ah (-) u:nd (Pause 4) ahm (---) jah: tschuldige wieda vergessen worauf ich (.) was ich jetzt sagen wollt (Pause 4) ah (---) achso (.) nein stimmt, genau. Also es is so (.), da:ss (-) ich mit (.) also (--) nein, wir fangen da an. Ich hab mit mit mit äh (.) vierzehn oder fünfzehn (.) hab ich (-) kurz so ne Phase ghabt, wo ich mich modisch (.) angfangen hab (.) aus- (.) zuleben <<fragend>unter Anführungszeichen>. (S. 3-4)

Neben eigenen Theorien der Erzählerin kommen in dem vorangegangenen Transkriptausschnitt auch noch weitere Dinge zum Ausdruck: In raffender Weise fasst sie die Erlebnisse mit ihrem Vater im Kontext sexualisierte Gewalt zusammen und versucht dabei ihre eigenen Erfahrungen einzusortieren. Wiederholt kommt es zu Versuchen die sexualisierten Misshandlungserfahrungen im narrativen Interview

zur Sprache zu bringen, die jedoch zwei mal wieder abgebrochen werden, mit dem Hinweis an die ZuhörerIn, dass sie vergessen hatte, was sie sagen bzw. worauf sie hinaus wollte. Dabei geht es im Darstellungsinhalt selbst um „vergessene Erlebnisse“ bzw. um blockierte, nicht zugängliche Erinnerungen in Zusammenhang mit der „schwierigen“ Beziehung zu ihrem Vater. Sie unternimmt in dem Transkriptausschnitt ebenso Versuche die Misshandlungen ihres Vaters zu beschreiben, aber auch zu benennen und schwankt dabei zwischen einer Relativierung der Gewaltschwere, indem sie sagt, es wäre „nie zum kompletten Übergriff“ gekommen (lässt dabei jedoch genauere Definitionen weg) und einer deutlichen, absoluten Beschreibung („sehr eindeutig“, dass da was „komplett falsch“ läuft), um klar zu machen, dass es sich bei dem sexualisierten Verhalten ihres Vaters ihr gegenüber um keinen „Graubereich“ handelt. Sie teilt zwar nicht mit, was in ihrer Vorstellung ein „kompletter Übergriff“ ist, der Schluss liegt jedoch nahe, dass sie damit sexualisierte Gewalt mit Penetration bzw. Vergewaltigung meint. Aufgrund der Zugzwänge des Erzählens führt sie weiter aus, dass es jedoch immer „Tendenzen dazu“ (in Richtung „komplette“ Vergewaltigung) gegeben hätte sowie Momente, und sie unterstreicht dies sprachlich mit, „wo schon sehr eindeutig war, dass da grad was komplett falsch läuft“. Womit sie wohl ausdrücken will, dass es keine Zweifel an der Eindeutigkeit gibt, dass die Handlungen des Vaters an ihr auf eine sexualisierende Weise zu verstehen sind, die nicht in eine Vater-Tochter-Beziehung gehören.

Wiedererlangen von Erinnerungen

Der BiografieträgerIn wurden Erinnerungen an sexuelle Misshandlungserfahrungen (die „Berührungen“) durch ihren Vater erst mit ungefähr 18 Jahren (also ungefähr zwei Jahre vor dem Interview) bruchstückhaft zugänglich, was sie als „Erinnerungsblitze“ bezeichnet, die anfänglich in Träumen auftauchten, wofür für die BiografIn das Konzept des Unterbewusstseins zentral ist, wie ebenso im vorangegangenen Transkriptausschnitt zu sehen ist. Wann die „Berührungen“, wie die ErzählerIn die nicht-verbalen sexualisierten Gewalthandlungen ihres Vaters umschreibt, begonnen haben, kann sie nicht erinnern. Sie weiß jedoch, dass diese aufgehört haben, als sie in die Pubertät kam und sich ihr Körper begann zu verändern, in dieser Zeit veränderten sich auch die Handlungen ihres Vaters in abwertende sexualisierende Kommentare. Ungefähr zeitgleich, als sie 12/13 Jahre alt war, zog ihr Vater zudem mit ihrer Stiefmutter zusammen.

Den „Erinnerungsblitzen“ wollte sie zu Beginn keinen ersten Stellenwert beimessen, jedoch vermittelten ihr ausgewählte Freund*innen, denen gegenüber sie das ansprach, „darauf zu vertrauen“. Einen „Schlüsselmoment“ stellte für sie allerdings erst ein Gespräch mit ihrer Mutter dar:

„äh irgendwann (.) hab ich mit meiner Mutter drüber gredet, die mich dann eben darauf hingewiesen hat, dass da (-) offensichtlich doch me:hr im Busch is //mhm//, des war glaub ich; also des Gespräch mit meiner Mutter war dann dieser Schlüsselmoment, wo ich mir wirklich gedacht hab, okay (.) äh wenn sogar sie sagt, dass sie des aktiv mitbekommen hat, dann (.) is es vielleicht wirklich möglich, dass da was passiert is (.), wovon ich nichts weiß (.)“ (S. 59)

Um ihre Erfahrungen als „wirklich“ Annehmen zu können bzw. um diese überhaupt (bruchstückhaft) erinnern zu können, braucht Anna Rothman die Bestätigung und Zeugenschaft ihrer Mutter, die es ihr ermöglichen an einem relativ frühen Punkt in ihrer Biografie (im Vergleich zu den anderen beiden) diese Erfahrungen verbalisieren und auch benennen zu können. Jedoch ist auch bei ihr eine starke Ambivalenz zu erkennen die zwischen Anerkennung und nicht wahr haben wollen sowie ihre Erfahrungen mit ihrem Vater einerseits klar als sexualisierten Missbrauch zu benennen und andererseits aber auch immer wieder zu relativieren und zu bagatellisieren schwankt.

Hindernisse beim zur Sprache bringen

Im folgenden Transkriptausschnitt kommt die eben beschriebene Ambivalenz exemplarisch gut zum Vorschein – ihrem nicht glauben wollen, also der Fassungslosigkeit auf der einen Seite und ihren eigenen Erfahrungen auf der anderen Seite, die sie durch die Erwähnung, dass sich ihr Vater vor ihrem dreijährigen Bruder pornografisches Videomaterial angesehen hat, als noch wirklicher darstellt.

„(.) ah (.) und des Problem is halt, ich hab oft drüber nach gedacht, ob ich ihm (.) irgendwann amal sagen kann, woran ich mich eigentlich erinnern kann oder wo ich ihn einfach amal ansprech drauf und mal seine Meinung dazu hörn (-) würd. Nua des Problem is halt, ich weiß, dass mein Vater des alles total (-) verdrehen (.) würd, also er würd (.) gar net jetzt sagen, dass des alles gar nicht so passiert is, wies passiert is und des stimmt alles nicht und (-) dass ich wahrscheinlich irgendwie von meiner Mutter ausgeht oder, dass ich irgendwas (.) erfinde oder sonst was. Er hat sich vor meinem Bruder (.) als mein Bruder drei Jahre alt war (.) Pornos angeschaut (.) in da Küche. Das sind Dinge, die nie passieren sollten (.) ahm (.) er hat sich mir gegenüber komplett falsch verhalten (.), eben weil er (.) Dinge sexualisiert hat, die man nicht sexualisieren sollte, weder wenn des Kind drei vier Jahre is, noch wenns sechs, sieben acht Jahre is oder noch älter ahm (.) macht keinen Unterschied, vor allem wenn ma da eigene Vater is. Ich hab so lange braucht bis ich irgendwann amal kapiert hab (-) ahm (.) oder bis ich zulassen hab können, dass das wirklich (-) passiert beziehungsweise ich kämpf mit mir teilweise immer noch, weil ich mir die ganze Zeit denk, das kann nicht sein, dass mir sowas passiert is.“ (Anna Rothman, S. 10)

Zudem kommt in dem vorangegangenen Text ebenfalls ein Prozess des zur Sprache bringens zum Ausdruck, indem sie mit der Zuhörerin den Gedanken teilt ihren Vater mit der sexualisierten Misshandlung in der Zukunft zu konfrontieren und was sie zurzeit davon abhält. Mit ihrer Mutter hatte die Biografie-trägerin die Überlegung angestellt, ihren Vater mit der sexualisierten Gewalt zu konfrontieren, ihm also mitzuteilen, woran sie sich erinnern kann. Bisher sind ihr allerdings nicht die passenden Formulierungen eingefallen, um das auszudrücken, was sie aussprechen möchte. Da Anna Rothman von ihrem Vater zudem psychisch und verbal misshandelt wurde bzw. wird, schlug ihre Mutter vor ihrem Vater einen Brief zu schreiben, statt mit ihm ein Gespräch zu führen:

Und meine Mutter hat mir empfohlen, dass ich ihm vielleicht amal an Brief schreib, den ich nicht abschicken muss und wenn ich ihn damit konfrontier, würde sie an meiner Stelle einen Brief schreiben (.), weil wenn ich mit ihm rede, kann ich sicher sein, dass er mir die ganze Zeit ins Wort fällt und mir sagt, dass des alles nicht stimmt (.) u:nd (--) ja. (-) Damit hat sie auch recht, weil wenn ich mit meim Vater zum Beispiel telefonier, fällt er mir allein bei dem Telefonat schon (.) mindestens fünf Mal die Minute ((lacht)) ins Wort //oke// gefühlt ähm (--) aso, weil er eh imma alles besser weiß, also es is (.) ja (.) biss schwierig mit ihm, deswegen (.); [...] Des hab ich aber bis jetzt noch nicht gschafft und ich weiß nicht, ich bin normalerweise sehr sehr gut im Umgang mit Worten, ich kann gut schreiben (.) konnt ich schon imma. Nua (.) imma wenn ich mich zuwie setzt, um für mein (.) Vater an Brief zu verfassen (-), kommt irgendwie nix raus, also es is irgendwie, als würd auf einmal alles weg sein //mhm// und (.) ich ich scheiter schon alleine daran, weil ich nicht weiß wie ich ihn anreden soll. Soll ich lieber Papa schreiben, soll ich (nennt männlichen Vornamen), soll ich hallo (Vorname) oder hallo Papa schreiben oder was soll ich schreiben ((lacht)) (.) des is (.) irgendwie fühlt sich alles falsch an //mh// (.) des is a bissi schwierig. (-) Ja. (-) (S. 67-68: 3257-3279)

Sexualisierte Gewalt außerhalb von Kindheit und Familie

Von der Vergewaltigung (an anderen Stellen im Interview benennt sie es auch als das) erzählte sie im Interview, im Gegensatz zu den „Berührungen“ ihres Vaters, viel detaillierter, stellt den prozesshaften Ablauf des Ereignisprozesses dar und das auch im Darstellungsmodus des Erzählens (was sie sonst kaum tat):

„Ich bin dann irgendwann bin ich auf dem Schoß von dem Bekannten gsessn, der mich festgehalten hat, dann hab ich wieder an Erinnerungsblitz wo ich in einem Pool lieg (-) äh ich weiß noch, dass meine Klamotten pitschnass warn, dann bin ich (.) irgendwie einschlafen auf der Couch oder so fürn paar Stunden und dann (.) hat er eben gsagt, er führt mich nach Hause (.) äh der hat an dem Abend halt nichts trinken oder graucht ghabt (.) oder vielleicht doch, ich weiß des nicht, ich kann mich ehrlich gsagt, nicht mehr dran erinnern. Also ich hab (-) teilweise relativ wenig Erinnerungen, es sin mehr so Erinnerungsblitze, ah ich war auf jeden Fall in am miserablen Zustand //mhm// u:nd äh: die andern ham dann eben so gemeint, ja dann führst du sie nach Hause, weil er war am, er war zumindest der, der noch am allermeistn (.) sich unter Kontrolle ghabt hat. Er hat mich aber dann mit zu sich nach Hause gnommen, aso er hat ne eigene Wohnung ghabt (.) u:nd ähm (--) ganz komisch eigentlich, ich hab mich selber nicht so ganz auskannt. Also zuerst hat er, is er mit mir auf die Burg gfaht in (nennt Stadt) um (.) <<mit fragender hoher Stimme>die Aussicht anzuschauen oder so> (.) //oke// und dann (.) hat er mich mit zu sich gnommen, da war dann schon Morgengraun (-), glaub ich (.) und dann (-) hat er eben a Serie angmacht (.), ich weiß noch, dass ern Buch über die nordische Mythologie irgendwo liegen ghabt hat und ich hab ihn dann gfragt (.) ah (.) was das is oder so (.) irgendwie (.) keine Ahnung. U:nd (-) ähm (-) ja irgendwie hat des dann auch angfangen, weil (.) keine Ahnung ((lacht)) u:nd äh ich weiß noch, dass ich zu ihm gsagt hab, dass ich des nicht will, ich weiß auch noch, dass ich versucht hab ihn zu schlagen und ihn irgendwie wegzudrücken, was in

meinem Zustand halt wirklich nichts (.) nichts gholfen hat, ich glaub, ich hätt nicht mal gegen ne Wespe kämpfen können ((lacht)). Ich war einfach; ich war wirklich komplett hinüber n Baby hätt gegen mich gwonnen im Ringen, wirklich. U:nd ah irgendwann bin ich bewusstlos gwordn, des weiß ich auch noch. Ich weiß noch, dass ich irgendwann halt (.) ahm a paar Stunden später aufgewacht bin, da hat er gschlafn (-) äh er is dann aber auch aufgewacht und hat mich dann wirklich heim gführt (.) [...] Da war ich noch siebzehn, ja. Aso es war Sommer (.) [REDACTED], des war kurz bevor ich also, [REDACTED] bevor ich achtzehn gworden bin (Pause 4) //mhm//. Ich weiß auch noch, dass ich am nächsten Tag dann blaue Flecken bei den Oberschenkel und überall ghabt hab (.), aber äh (.) ich kann mich halt einfach echt an vieles nicht mehr erinnern, ich weiß nua, dass er nicht gwusst hat (.) wie ich verhüt und er hat keine Kondome ghabt, deswegen hat er das ganze relativ (.) schlaue geregelt (--), war auch mein erstes Mal in der Konstellation und war nicht (.) unbedingt (.) gewollt und (.) ähm deswegen hab ich auch Panikattacken, wenn (.) wenn jemand von hinten zu mir zuwie kommt und mich dann von hinten berührt oder so und ich ihn nicht sehn kann“ (Anna Rothman, S. 65-66)

Zwar bezeichnet sie in dieser Darstellung die dort widerfahrene sexualisierte Gewalt als ihr „erstes Mal in der Konstellation“, was „nicht unbedingt gewollt“ war, anstelle es als analen Vergewaltigung zu benennen, obwohl ihre Darstellung keinen Zweifel offen lässt, dass es sich hierbei um eine Freiwilligkeit handeln könnte. Dennoch ist sie in dieser Darstellung viel klarer, eindeutiger, stringenter und wenig ambivalent als in den Darstellungen zu den „Berührungen“ ihres Vaters und schließt ebenso mit einer klaren Ereignissicherung das Erzählsegment ab. Diese ironischen Formulierungen, in der sie das belastende Ereignis versucht mit „Humor“ und weniger Ernst zu nehmen, erklären sich wohl einerseits als eine Bewältigungs- bzw. Reparaturstrategie, andererseits aber auch aus der Situation heraus. Ich wusste dort bereits, dass diese Vergewaltigung stattfand (ich frage auch danach), weshalb sie sich auf einen gemeinsamen Wissenshorizont bezieht, der es nicht notwendig macht, erneut die Vergewaltigung beim Namen zu nennen. Tatsächlich wusste ich, dass sie eine Vergewaltigung erleben musste bereits vor dem Interview. Ich erfuhr das von ihr bereits, als ich mit der Interviewanfrage an sie heran trat und sie sagte, sie wisse nicht 100%, ob die sexualisierte Gewalt, die sie in ihrer Kindheit erfuhr, auch als sexualisierte Gewalt zählt, den eine Vergewaltigung erlitt sie „erst“ mit 17.

Selbsttheorie zur Ursache der innerfamiliären sexualisierten Gewalt

Das Hauptthema ihrer selbstgestalteten Narration ist die Aufdeckung der Tatsache, dass der Mensch, der in ihrem Leben die Rolle des (sozialen) Vaters einnimmt und ebenfalls die rechtliche Vaterschaft anerkannt hat, gar nicht ihr biologischer Vater ist, sondern sie in einer künstlichen Befruchtung durch einen Samenspender entstanden ist. Diese Aufdeckung dient ihr gleichzeitig als Erklärung dafür, warum ihr Vater ihr gegenüber auch eine Täterschaft annehmen konnte. Interessant ist auch die Formulierung der „(nicht) richtigen“ Tochter oder des nicht „wirklichen“ Vaters, worin eine Bewertung enthalten ist, demzufolge sie für ihren Vater mehr Wert hätte bzw. er sie mehr als seine Tochter wahrnehmen könnte, wäre sie seine biologische und damit „richtige“ Tochter. Im Umkehrschluss, so ihre Theorie, würde das

verhindern, dass der Vater an seiner Tochter sexualisierte Gewalt ausübt. Ihre Hypothese erinnert an die strukturell fest verankerte gesellschaftliche Annahme, Eltern würden immer das Beste für ihre Kinder wollen. Im folgenden Gesprächsausschnitt führt sie ihre Theorie weiter aus:

I: So du hast gestern ahm erzählt am Anfang, dass du: glaubst, dass das für deinen Vater von Bedeutung war, dass er nicht dein (.), dass du nicht seine biologische Tochter bist. Ahm //ja// ich glaub du hast, dass auch im Zusammenhang mit der sexualisierten Gewalt gemeint, kannst du da noch mehr dazu erzählen?

IP: Ahm ich glaub, dass wenn man die, also das sind jetzt alles neue Annahmen (.) ähm (.) die ich stellen kann, weil ich halt nicht genau weiß, aber ich glaub, dass wenn man (.) der (.) dass man der biologischen Tochter gegenüber immer noch mehr gehemmt ist, als wenn man weiß, dass man biologisch nicht verwandt ist (.) ahm mit dem Kind ah (.) von daher (.); so hab ich das halt gemeint //mhm//, dass dieser Zusammenhang da besteht ((räuspert sich)). Ich mein, ich kann halt nicht genau sagen, es kann auch sein, dass er gleich reagiert hätte, wenn ich seine richtige Tochter gewesen wäre, allerdings glaub ich das nicht, so schätz ich ihn nicht ein //mh// (S. 46)

Der biologischen Tochter gegenüber wäre man, so ihr Erklärungsmuster „gehemmter“ und sie schätzt ihren Vater so ein, dass er anders reagiert hätte, wäre sie seine biologische Tochter und mit ihm auch biologisch verwandt. Etwas später charakterisiert sie ihren Vater wiederum als gehemmt, da seine sexualisierten Gewalthandlungen sonst noch viel schwerer ausgefallen wären. Seine Moral oder sein Gewissen bzw. die Angst gesellschaftlich geächtet zu werden waren es, die ihn gehemmt hätten:

Ich glaub, wenn mein ich also und (.) des ist jetzt halt auch wieder nur ne Annahme, aber ich persönlich glaube ja, (.) dass (.) wenn mein Vater nicht gehemmt wäre (.) äh beziehungsweise (.) wenn er sich traun würde, glaub ich, wäre er wesentlich weiter gegangen. Wenn er (.) wenn er sich getraut hätte, weil gekonnt hätte er (.), awa ich glaub, dass bei ihm dann doch dieses (.) die Moral irgendwie oder sein Gewissen ihm gesagt hat, he:, des kannst du nicht machen oda (.) oda dieses dieses: ah:m Denken ja gesellschaftlich gesehen wäre dann wirklich unten durch und solange er das neue oberflächlich macht und so, dass er (.) dass ich ihm keinen Strick draus drehn kann oder solange ich mich noch nicht traue (.) //mhm// ah was zu sagen, solange die (.) Schwere dessen noch nicht schwer genug ist (.) ahm (-), kann er noch machen. Also (.) wenn das jetzt irgendwie verständlich ist? //mhm// Awa (.) ja. (S. 48: 2317-2334)

Obwohl die Biografieträgerin Kontakt mit ihrem Vater ebenso als „Täterkontakt“ betrachtet, besteht der Kontakt zu ihrem Vater weiterhin, wenn auch reduziert. Die Interaktion mit ihm erlebt sie jedoch noch immer als sexualisiert, wie sie im folgenden Interviewausschnitt darstellt.

also es is jetzt imma noch so, dass wenn (.) wenn wir uns zum Beispiel umarmen, dass seine Hand (.) zu weit (.) unten is (.) zum Beispiel für meinen Geschmack //mhm// (.) ahm oda (--) bei Kindern is es ja so, dass man sie (.) ahm aufn Mund küsst, wenn man sie zum Beispiel in den Kindergarten bringt zum Verabschieden und so weiter (.) und wenn man älter wird, hört man halt damit auf, weil: die Kinder sich halt entwickeln und das wirklich komisch wär, wenn man das irgendwie imma noch weiterführn würde, nua (.) mein Vater hat das offensichtlich nicht begriffen (.) und deswegen versuch ich auch jeglichen Körperkontakt zu vermeiden (.), des is halt imma noch so ähm (.) aber so (.) sonstige Sachen irgendwie (.) haben aufgehört als (.) als ich so in die Pubertät kommen bin, aber des is mia halt auch erst im Nachhinein dann auffalln //mhm// (-), ja. (-) (Anna Rothman, S. 48)

Emotional hat die Erzählerin sich jedoch von ihrem Vater distanziert. Auch bei dem Begriff „Vater“ würde sie im ersten Moment nicht mehr an ihn denken. Interessant ist an der folgenden Textstelle, dass sie das nicht durch sein sexualisierendes Verhalten plausibilisiert, sondern dadurch, dass er sie nach der Scheidung ihrer Eltern „alleine“ gelassen hat.

„in meinen Augen is mein Vater (-) weg. Also ich hab zwar noch die Person, die mal mein Vater war in meinem Lebn, aber die Person, die er früher war, also: es is so, dass ich mich an vieles, von dem (--) ich hab ich hab mich früher so zurückerinnert, dass er damals dieser strahlende Ritter in goldener Rüstung war, weils (.) weil mein Unterbewusstsein halt so viele negative Sachen ausgeblendet hat, dass ich nua, dass ich son Trugbild ghabt hab, das so irrsinnig perfekt war und den gibts halt nicht mehr. Der hat mich alleine glassen, als meine Eltern sich scheiden haben lassen“ (Anna-Rothman, S. 43)

Erzählweise und Selbstpräsentation

Abschließend kann festgehalten werden, dass in der selbstgestaltete Haupterzählung der Biografieträgerin auffällig ist, dass darin wenig Erzählungen im eigentlichen Sinne enthalten sind, sondern viele Argumentationen und Darstellungen, die die Beziehung zur Mutter sowie zum Vater charakterisieren sollen, die meist in einer theoretisch-reflektierenden Weise vorgebracht wurden. Auffällig ist auch, wie Anna Rothman die Erzählaufforderung aufgefasst hat, was am Ende in ihrer Koda noch einmal deutlicher wird:

„Ich weiß jetzt gar nicht, was ich noch alles erzählen soll, das war jetzt grob zusammengefasst und total (-) unstrukturiert, eigentlich so ziemlich alles, was mir passiert is.“ (S. 12)

Darin kommt der (Themen-)Fokus ihrer Selbstpräsentation zum Vorschein, nämlich auf „alles“, was ihr „passiert ist“, also auf Erleidensprozesse vor dem Hintergrund der (sexualisierten) Misshandlung durch ihren Vater, was sie im Zuge ihrer Selbstpräsentation versucht theoretisch einzuordnen und verstehend zu reflektieren. Für mich als ZuhörerIn war diese autonom gestaltete Haupterzählung teilweise

verwirrend und irritierend, woraus aus der nachfolgenden Interaktion heraus quasi eine zweite Lebensablaufserzählung entstand:

I: Ja, magst du vielleicht ahm von den mit den ersten Erlebnissen beginnen, also mit dem Alter wie du da warst und dann von dort weiter erzählen (.) so die ersten Erlebnisse, die du erinnerst?

IP: Mit meinem Vater (.) oder wie?

I: In deinem Leben, also einfach deine deine deine Geschichte von deinem Leben, von Anfang bis Ende. (S. 12)

Meine aus einer Irritation heraus entstandenen Erzählaufforderung resultierte vor allem daher, weil ich nach Abschluss ihrer autonom gestalteten Haupterzählung und nach dem sie mir signalisierte damit fertig zu sein, eher wenig von ihrem eigentlichen (chronologischen) Lebensverlauf erfahren habe. Sie hat sich in der Gestaltung eben nicht an institutionellen Ablaufmustern, wie Kindergarten, Schule, Ausbildung, Beruf etc. orientiert, sondern sie stellte stattdessen ihre persönlichen Haltungen dar, nutzt den Raum zum Reflektieren und um die Beziehung zu ihren Eltern zu beschreiben bzw. diese beiden Personen zu charakterisieren. Dabei positioniert sie sich eindeutig auf die Seite ihrer Mutter und verteidigt sie auf eine emotionale Weise. Ihr Vater wird dagegen als „Täter“ kategorisiert (oder an anderer Stelle als „Narzisst“ und „totalem Ich-Menschen“).

Die Erzählweise von Anna Rothman war optimistisch, fast schon heiter-fröhlich, obwohl sie kaum positive oder schöne Bereiche ihres Lebens darstellte. Auffallend war dabei, dass sie in ihren Darstellungen viel gelacht hat und das besonders oft an Stellen, die schmerzhaftes thematisierten. Neben den Darstellungen zu ihren sexualisierten Gewaltwiderfahrnissen (durch ihren Vater und dem bekannten Mann), thematisierte sie ebenso Lebensbereiche, in denen es um selbstschädigende Körperpraktiken ging, wie dem selbstverletzenden Verhalten in Form von Schneiden der Haut und Essstörungen, die zusätzlich durch sogenannte „ProAna“ und „Pro-Mia“ Foren bzw. Websites, die für sie in einer Jugendphase von Bedeutung waren, verstärkt wurden. Als eine weitere körperbezogene Artikulation, die sie vor allem mit den sexualisierten Gewalterfahrungen in Zusammenhang bringt, beschreibt sie ihre Art sich mit weiten („oversized“) Kleidungsstücken zu kleiden, um sich „sicher“ zu fühlen sowie Beine und Arme zu jeder Jahreszeit zu bedecken (d. h. nur langärmelige Oberteile / keine kurzen Hosen bzw. Röcke). Ihre Darstellungen zu ihren Eltern, sind von einer starken Ambivalenz geprägt. An manchen Stellen nimmt sie sie verteidigend in Schutz (insbesondere ihre Mutter), gibt sich betont verständnisvoll und am Ende des Interviews plädiert sie sogar dafür den eigenen Eltern mehr Verständnis entgegen zu bringen. Jedoch problematisiert sie ihren Vater, aber auch stellenweise ihre Mutter im Verlauf des Interviews ebenso.

Zwar ist eine ambivalente Haltung den eigenen Eltern gegenüber zunächst nichts unbedingt ungewöhnliches, jedoch habe ich den Eindruck bekommen, dass diese bei der Biografieträgerin besonders ausgeprägt ist, was mich mitunter oft sehr irritiert hat.

5.2.1.(3) Reflexionen zum Interview

Direkt im Anschluss an das Interview mit Anna Rothman dachte ich, dass dieses das „leichteste“ Gespräch war, also das emotional am wenigsten herausforderndste. Das kommt vermutlich auch von der Art und Weise wie Anna Rothman spricht und wie sie sich gibt. So ist auf ihrem Gesicht meistens ein Lächeln angedeutet. Sie lachte zudem viel (aber nicht dieses bittere sarkastische Auflachen wie bei Romana Schmith) und strahlt als Person einen betont heiteren, fröhlichen und fast schon lieblichen Charakter aus, was mich an manchen Stellen ebenso irritiert hat. Im Kontrast zu Silke Peeters „Schwere“ war im Gegensatz dazu Anna Rothman für mich anfangs mit „Leichtigkeit“ verbunden, trotz der vielen schweren Themen, die in ihrer Lebensgeschichte dargestellt wurden. Einen Tag nach dem Interview musste ich mir jedoch eingestehen, dass das Leichte dieser Lebensgeschichte doch viel eher eine bedrückende Enge in mir ausgelöst hatte, das durch die „heitere“ Art von Anna Rothman und den Darstellungen ihrer Loyalität ihren Eltern gegenüber zusätzlich verstärkt wurde, was bei mir vor allem für die Irritationen verantwortlich war. Deswegen war es für mich beinahe am schwierigsten die Inhalte aus ihrem Interview analytisch zu beschreiben.

5.2.2. Falldarstellung – **Romana Schmith**

Romana Schmith ist zum Interviewzeitpunkt Anfang bis Mitte 50 Jahre alt und wurde Ende der 1960er in Deutschland geboren, kam jedoch als Säugling mit ihrer Mutter (zurück) nach Österreich. Die Erzählerin ist seit ca. 15 Jahren in (Früh-)Pension und bezieht Heimopferrente, bekam Opferentschädigung und ein Entschuldigungsschreiben vom Land. Sie hat eine Lehre zuerst als Kellnerin, später als Bürokauffrau absolviert und hat einen erwachsenen Sohn, der zum Interviewzeitpunkt Ende Zwanzig ist. Sie hat mehrere (Halb-)Geschwister, wuchs jedoch nur mit ihrer drei Jahre älteren Schwester gemeinsam auf, anfangs noch bei der Mutter, später in einer Pflegefamilie und in einem Kinderheim. Ihre Mutter arbeitete in ihrer Kindheit nachts als „erotische Tänzerin“, jedoch fand die Biografin später heraus, dass ihre Mutter ebenfalls als Prostituierte tätig war. Ihr Vater, mit dem sie erst als Erwachsene in persönlichem Kontakt trat, stammte aus Griechenland. Er war gelernter Schlosser, wäre später bei der Hafenpolizei und „Boxchampion“ gewesen, jedoch wäre er auch ein „Spieler und Trinker“ gewesen.

5.2.2.(1) Einleitende Bemerkungen zum Interview mit Romana Schmith

Das Interview fand aufgrund der dichte der Lebensgeschichte an drei Terminen statt, zu einmal knapp über drei Stunden, knapp über vier Stunden und nicht ganz zweieinhalb Stunden. Insgesamt also beinahe 10 Interviewstunden, die zu einem ca. 147 Seiten Transkript führten. Romana Schmith war die erste,

mit der ich im Zuge dieses Projektes ein Interview führte. Mit ihr verbrachte ich die meiste Zeit, zudem fanden die Gespräche persönlich statt, nämlich in ihrer Wohnung, die sie alleine bewohnt.

Interviewsetting

Romana Schmith wohnt etwas abseits vom Zentrum einer Stadt in einer von der Gemeinde geförderten Wohnung. Die Begrüßung zwischen uns, als ich zum ersten Mal bei ihr eintraf, war freudig und ich nahm sie als relativ entspannt und ungezwungen wahr. Sie schien sich aber auf das Interview vorbereitet und sich Gedanken zum Setting gemacht zu haben, denn direkt nach meiner Ankunft meinte sie zu mir, dass sie sich überlegt hatte, das wir uns für das Interview in das Wohnzimmer begeben und uns auf die Couch (eine Eckcouch) setzen würden. Dort wäre es am gemütlichsten. Auf dem Couchtisch im Wohnzimmer standen bereits zwei Gläser und eine Flasche Mineralwasser für mich bereit gestellt, wie sie mir mitteilte. Sie bot mir ebenso eine Decke an, falls mir kalt wäre, was ich mit der Begründung ablehnte, sie nicht zu benötigen. Ihre Wohnung war klein, aber sauber und ordentlich. Als wir beide auf der Couch Platz nahmen, fragte ich sie nach ihrem Befinden, was sie mit einem „ganz okay“ beantwortete, sie jedoch hinzufügte Schmerzen zu haben. Deshalb hätte sie ihr „Massagegerät“ bereit gelegt und deutete dabei auf ein kleines Gerät auf dem Couchtisch. Für das Gespräch machte sie es sich auf der Couch bequem, indem sie die Beine ausstreckte und auf der Couch ablegt. Ich setzte mich in die Ecke der Couch. Nachdem wir noch einige formale Dinge besprachen, richtete ich die Erzählaufforderungen an sie, die sie sofort aufgriff und beinahe sofort in einen Erzählfluss gelangen konnte. Für sie waren keine Rückfragen notwendig, sondern sie ließ sich sogleich auf das Erzählen und ihren Erinnerungsstrom ein. Nur relativ am Anfang rückversicherte sie sich bei mir, ob es auch kein Problem wäre, wenn sie hin und wieder in der Zeit hin und her springen würde.

Im Vorgespräch sprachen wir darüber, dass wir einen zeitlichen Rahmen von ungefähr zwei Stunden pro Interviewtermin ansteuern wollten, da die Biografin äußerte, länger könne sie vermutlich nicht am Stück erzählen. Als ich im Verlauf des ersten Termins bemerkte, dass wir den Rahmen von zwei Stunden überschreiten würde, entschied ich mich allerdings dagegen sie zu unterbrechen. Da sie im Vorgespräch ebenfalls meinte, wir könnten auch während des Interviews spontan „schauen“, wie lange es gut passt und sie nach zwei Stunden noch tief in einem Erzählfluss war, zudem auf mich noch nicht erschöpft wirkte, habe ich sie nicht unterbrochen, sondern hörte ihr weiter zu. Ungefähr in den letzten 20 – 30 Minuten der Interviewaufnahme ist sie von ihrer Lebensgeschichte abgewichen und in ein theoretisches Reflektieren übergegangen – z.B. darüber, warum sie heute die Probleme hat, die sie hat. Im Zuge dessen hat sie sich auch über einigen Dinge, Begegnungen und Personen entrüstet. Auch da habe ich sie noch nicht unterbrochen, da ich den Eindruck hatte, dass sie gerade dabei war sich auf diese Art aus der Vergangenheit „herauszuerzählen“. Sie schien sich wohl „Luft machen“ zu wollen. Als sie wieder ruhiger wurde, habe ich die Zeit ins Spiel gebracht und in gemeinsamer Abstimmung haben wir die Aufnahme beendet. Im Nachgespräch des Interviews teilte ich meinen Eindruck des Herauserzählens aus

der Vergangenheit mit ihr und fragte sie, was sie dazu dachte. Sie überlegte kurz grinste dann und stimmte mir zu. Es wurde noch einiges mehr gesprochen. Zum Beispiel erzählte sie mir auch noch etwas über ihren Sohn und von einem Unfall, bei dem sie als Radfahlerin von einem Autofahrer angefahren wurde. Sie sprach auch von ihrem letzten Urlaub, von ihrer Physiotherapeutin, von Schmerzen worüber sie sich oft definieren würde, über Cranio Sacrale Therapie und über eine Kinesiologin, bei der sie einmal war. Bevor ich dann wirklich aufbrechen wollte, fragte ich noch einmal, erkundigte ich mich noch einmal nach ihrem Befinden. Worauf sie entgegnete, dass bei ihr alles okay sei. Sie wäre zuvor schwimmen gewesen und falls sie es brauchen würde, würde sie noch einmal schwimmen gehen. Zum Schwimmbad wäre es für sie nicht weit und das helfe ihr immer sehr. Wir einigten uns auf einen Termin für das nächste Interviewgespräch, dabei fragte ich noch mal nach, wie es ihr beim nächsten mal lieber wäre: ob wir uns wieder hier treffen sollten oder doch stattdessen ein digitales Treffen planen wollen. Zuerst wollte sie die Entscheidung mir überlassen mit dem Kommentar, wie es für mich besser wäre, da ich schließlich herfahren müsse. Jedoch fügte sie ebenfalls hinzu, dass es so, wie dieses Mal beim nächsten Mal auch wieder gut wäre. Daher führten wir die beiden daran anschließenden Interviewtermine im selben Setting bei ihr im Wohnzimmer durch, dabei hat sich beinahe so etwas wie eine Routine entwickelt.

Romana Schmith habe ich als eine enorm redselige Person erlebt, mit der sich für mich die Kommunikation unkompliziert und angenehm gestaltete hat. Da sie in einem relativ starken österreichischen Dialekt spricht, habe ich für eine gute Lesbarkeit die folgende Textstelle aus dem Interview in hochdeutsch übersetzt.

5.2.2.(2) „und dann ist er ja irgendwann ganz offen damit umgangen, dass er noch andere Kinder hat. Also ich war nicht allein sein Opfer, meine Schwester war auch nicht allein das Opfer. [...] Und das war für mich als Kind schlimm, zu wissen, du wirst jetzt nicht versorgt, weil wer anderes gerade interessanter ist“ (S. 12)

Romana Schmiths Prozess des zur Sprache bringens lässt sich wie folgt nachzeichnen. Sie beginnt ihrer Lebensgeschichte damit, indem sie erläutert, ab welchen Lebensjahr ihre ersten Erinnerungen beginnen, was sie ab den dritten Lebensjahr markiert. Anfangs wuchs sie bei ihrer Mutter auf, sie wäre jedoch sehr viel alleine gewesen mit ihrer um drei Jahre älteren Schwester. Ihre Mutter war in der Nacht berufstätig als „erotische Tänzerin“. Aufgrund dieser Tätigkeit ging ihre Mutter öfter auf „Tournée“ für Shows im deutschsprachigen Raum und die beiden Schwestern wurden in der Zeit ihrer Abwesenheit zumindest zeitweise von einem Mann betreut, den die Erzählerin ihren „Onkel“ nennt. Oft war sie aber auch einfach auf sich alleine gestellt gewesen. Dieser „Onkel“ stand, anders als es die Bezeichnung impliziert, jedoch in keinem biologischen Verwandtschaftsverhältnis zu ihnen, sondern ihre Mutter lernte diesen Mann (nicht im Zuge einer romantischen Beziehung) wohl kurz vor ihrer oder der Geburt ihrer Schwester kennen. Die Erzählerin ist sich aber unsicher wie genau dieser Mann zu ihnen stieß. Im Zuge dessen

beschreibt sie ihre Mutter als jemanden, dessen Erzählungen nicht immer ganz der Wahrheit entsprächen. Die Mutter wird außerdem damit eingeführt, dass diese viele Jahre in Deutschland gelebt hatte. Aufgrund der nächtlichen Arbeitstätigkeit der Mutter, schlief sie tagsüber meistens bzw. probte Nachmittags für ihre Shows, weswegen die Betreuung der Schwestern von dem „Onkel“ auf einer sehr regelmäßigen Basis erfolgte. Dieser „Onkel“ war ihr „Missbraucher“ wie die Biografieträgerin es bezeichnet, bei dem sie auch oft zu Hause gewesen war und der für sie eine enge Bindungs- und Bezugsperson darstellte.

Erste Sozialisationserfahrungen

Durch einen Auszug aus dem Melderegister hatte die Biografieträgerin in Erfahrung bringen können, dass sie die ersten sieben Monate ihres Lebens nicht bei ihrer Mutter gelebt hatte. Noch in Deutschland wurde sie ihrer Mutter direkt nach der Geburt abgenommen und in einem Säuglingsheim untergebracht. In ihrem siebten Lebensmonat kam die Erzählerin wieder zurück zu ihrer Mutter, weil ihre Mutter nach Österreich zurückkehrte. Die Erzählerin erwähnte, dass durch therapeutische Arbeit die Vermutung aufkam, schon sehr früh sexuellem Missbrauch ausgesetzt gewesen zu sein – eventuell bereits als Säugling von 7-8 Monaten –, vielleicht im Säuglingsheim, aber spätestens dann durch ihren „Onkel“, der in ihrem ersten Lebensjahr bereits präsent war. Da ihre Mutter „immer so beschäftigt“ gewesen war, war es für die Biografieträgerin mit ungefähr drei Jahren selbstverständlich sich im Alltag weitestgehend selbst zu „versorgen“. In der gemeinsamen Wohnung mit ihrer Mutter wäre sie zudem nicht gerne gesehen gewesen, da ihre Mutter Rücksicht für ihren Schlaf und ihr Proben forderte. Kontakt zu ihrer Mutter gab es in erster Linie dann, wenn die Mutter nachts oder früh morgens von der Arbeit nach Hause kam. Dabei wurde die Erzählerin wach, weil sie mit ihrer Schwester gemeinsam im Bett der Mutter schliefen. Die Mutter schlief zwar meistens nach kurzer Zeit ein, da sie für gewöhnlich unter Alkohol- oder Drogeneinwirkung stand, die Erzählerin betont jedoch, dass das eine der wenigen Gelegenheiten für sie war, ein wenig körperliche Nähe von ihrer Mutter zu erfahren. Diese fehlende Zuwendung und körperliche Nähe (Körperkontakt) scheint für die Erzählerin ein zentrales biografisches Thema zu sein, auf das sie sich immer wieder bezieht.

„Onkel“ – „Missbrauch und Fürsorge“

Ebenfalls mit Beginn ihrer Erinnerungen, d. h. mit drei Jahren, war der „Missbrauch“ für sie bereits „Routine“ und „gehörte einfach zu ihrem Leben dazu“, wie sie es formulierte. Sie kann sich an keinen Moment erinnern, in dem ihr klar geworden wäre, dass jetzt die sexualisierte Misshandlung durch ihren Onkel begonnen hätte. Viel mehr war es so, dass der sexuelle Missbrauch schon immer Teil ihrer frühkindlichen Lebensrealität war. Die Erzählerin erwähnte im Zuge dieser Darstellungen, dass manche Menschen „enttäuscht“ vom „Missbrauch“ wären oder dass sie sich „mehr“ davon erwartet hätten, weil die Biografieträgerin von ihrem „Onkel“ „nie penetriert“, also nicht vergewaltigt, worden wäre (zumindest hat die Erzählerin keine Erinnerung an solche Taten, jedoch ist stark anzunehmen, dass sich die

Erzählerin nicht an alle traumatischen und gewaltvollen Erlebnisse ihres Lebens erinnern kann, aufgrund ihrer dissoziativen Identitätsstruktur - DIS). Ihren „Onkel“ charakterisiert die Erzählerin als jemanden, der „nie schiach“ (hässlich) zu ihr gewesen war, womit sie wohl ausdrücken wollte, dass die von ihm ausgeübte sexualisierte Gewalt unter dem Deckmantel von Liebe und der Ausnutzung ihrer unerfüllten kindlichen Bedürfnisse praktiziert und erzwungen wurde, nicht mit Hilfe von Aggression und physischer Gewalt. Sie betonte dabei, dass der sexuelle Missbrauch für sie aber „nie angenehm“ gewesen war und sie immer wusste, das ist nicht „normal“, wie sie es beschrieb. Jedoch, so argumentiert die Erzählerin, war er der einzige Mensch, der sich für sie interessiert hätte und von dem sie Zuneigung und Zuwendung erhielt. So bekam sie von ihm gekochtes Essen und er vermittelte ihr generell, sie wäre für ihn etwas „Besonderes“. In späteren Reflexionen stellte die Erzählerin die Eigentheorie auf, dass es für sie keine andere „Alternative“ zum sexuellen Missbrauch gegeben hätte. Auf all die Zuwendung und (basale) Fürsorge von ihrem „Onkel“ zu verzichten, die sie sonst von niemandem bekam, um sich vor seinen sexualisierten Handlungen zu schützen, war für die Biografieträgerin auch zum Interviewzeitpunkt nicht vorstellbar. Ihre damalige Situation charakterisiert sie als prekär, in welcher sie von ihrem „Onkel“ abhängig war. Deshalb stellte sie sich wiederholt die Frage, ob das Erleiden des sexuellen Missbrauchs nicht sogar die Zuneigung, die sie von ihm ebenfalls bekam, „wert“ gewesen war. Diese emotionale Zwickmühle war auch noch zum Interviewzeitpunkt affektiv stark besetzt, was insbesondere durch langes Weinen zum Ausdruck kam.

Sexualisierte Misshandlungserfahrungen als „blühende Fantasie“ der Schwester

Im Zuge dieser Reflexion kommt die Erzählerin auf eine Belegerzählung zu sprechen, in der sie ein Erlebnis darstellt, welches sie als sehr prägend erlebte. Bei diesem Erlebnis war sie ebenfalls drei Jahre alt und ihre ältere Schwester, die von ihrer Mutter bevorzugt behandelt worden wäre, sechs. Es ereignete sich ein Gespräch, welches sie mitgehört hatte, bei dem die Schwester der Mutter von dem sexuellen Missbrauch, den die Schwester durch dem „Onkel“ ebenfalls erlitt, berichtet hatte. In dem Gespräch, an dem sie nur passiv beteiligt war, erfuhr die Erzählerin zudem erstmals, dass ihr „Onkel“ nicht nur an ihr diese Handlungen ausführte, sondern ebenfalls an ihrer Schwester. Für sie war mit diesem Ereignis zum damaligen Zeitpunkt eine „Welt zusammengebrochen“, wie sie es formuliert und sie hätte heute noch daran zu „nagen“. Um diese Haltung für die Zuhörerinnen plausibel zu machen, geht sie näher auf die damalige Interaktionsdynamik zwischen ihrer Schwester und sich ein: Durch ihrer älteren Schwester hat die Erzählerin bereits sehr früh körperliche Gewalt erleiden müssen und sie hätte ihr „immer alles kaputt gemacht und weggenommen“. Die Schwestern hatten also nie eine gute Beziehung zueinander und hatten zu den Interviewzeitpunkten auch keinen Kontakt mehr. Dass ihr „Onkel“ nun auch an ihre Schwester sexualisierte Handlungen vornahm, hätte der Erzählerin damals den Status der „Besonderen“ genommen, der ihr offenbar Halt gab. Im Gespräch, bei dem ihre Schwester der Mutter den sexuellen Missbrauch offenbarte, wurde zu ihrer Schwester gesagt, sie hätte eine blühende Fantasie. Die Situation an sich verlief ruhig und ohne Streit. Die Biografieträgerin selbst hatte sich zu diesem Zeitpunkt nicht vor

ihrer Mutter als ebenfalls davon betroffen gezeigt, weil, so argumentierte sie, selbst ihrer Schwester nicht geglaubt wurde – dem „Liebling“ der Mutter. Daraus hatte sie geschlossen, dass man ihr demzufolge noch weniger glauben würde. Das Mitteilen der Schwester zog trotzdem Folgen nach sich: Ihre Schwester wurde nicht mehr bei dem „Onkel“ in Betreuung gegeben und kam stattdessen mit der Mutter auf Tournee mit, zumindest wenn keine Schule war, während die Erzählerin weiterhin beim „Onkel“ untergebracht wurde. Romana Schmiths eigentheoretische Schlussfolgerung ist daraus, dass die Mutter der Schwester doch geglaubt hatte.

Wechsel in eine Pflegefamilie aufgrund von „Verwahrlosung“

Der sexuelle Missbrauch durch diesen „Onkel“ ging für die Biografieträgerin weiter bis zu ihrem sechsten Lebensjahr, dann kam es zu einer ersten großen biografischen Veränderung: Sie kam gemeinsam mit ihrer Schwester in eine Pflegefamilie. Da die Mutter der Erzählerin die Schuld für ihre Fremdunterbringung gegeben hätte, nahm die Erzählerin im frühen Erwachsenenalter Einsicht in ihre (Jugendamt-)Akten, womit sie für sich Klarheit schaffen wollte, indem sie ihre Erinnerungen und die Darstellungen der Mutter mit diesen „faktischen“ Dokumentationen von Dritten abglich. Sie wollte also wissen, wie es „wirklich war“ (S.5). Dieser dokumentierte Grund für die Unterbringung in einer Pflegefamilie war „Verwahrlosung“, was bei der Biografieträgerin eine große emotionale Erschütterung hervorrief, da es für sie in ihrer Verantwortung lag, sich um sich zu kümmern und sie trotz all ihrer Anstrengungen und Bemühungen laut offizieller Stelle als „verwahrlost“ betrachtet wurde.

Schwierigkeiten von den Erfahrungen in der Pflegefamilie zu erzählen – Hintergrunderzählungen zu davor liegenden Gewalterfahrungen

Die Biografieträgerin benötigte mehrere Anläufe, um in ihrer Erzählung damit zu beginnen von ihrem Pflegeplatz zu sprechen (Ja und dann kam ich auf den Pflegeplatz mit sechs). Wiederholt brach sie nach dieser Einführung des Pflegeplatzes ab und sprach stattdessen z.B. ausschweifend von ihrer Mutter und von Erlebnissen, die vor dieser Zeit lagen. Mit Fortgang der Darstellung ergibt es Sinn, warum es diesen Einschub an dieser Stelle gibt, in dem sie die Gewaltbereitschaft der Mutter erörtert. Ihre Mutter hätte „schon geschlagen, aber nicht geprügelt“, womit sie ihre Mutter als „eigentlich nicht so gewalttätig“ charakterisiert, stattdessen handelte ihre Mutter viel mehr mit einer „Die-gibt’s-net-Schiene“. Das heißt, von ihrer Mutter wurde sie mit Nicht-Beachtung bestraft, indem sie die Biografieträgerin ignorierte oder ihre Versorgung unterlies. Auch beim dritten Versuch die Zeit in der Pflegefamilie einzuleiten, um davon zu berichten, kommt es erneut zu einem Bruch und sie führte die Frau des „Onkels“ in die Erzählung ein, die sie als jemanden beschreibt, der „relativ gern zugeschlagen“ hätte, was jedoch nichts im Vergleich zu dem gewesen wäre, was sie später erfahren musste. Damit bezieht sie sich auf die Erfahrungen am Pflegeplatz, was man als ZuhörerIn an dieser Stelle ihrer Haupterzählung jedoch noch nicht wissen kann. Um ihre frühkindliche Zeit abzuschließen kommt sie dann noch auf einen „Hausherrn“ zu sprechen, womit sie wohl den Vermieter der damaligen Wohnung ihrer Mutter meinte, einen ungefähr 50-

60-Jährigen Mann, bei dem sie sich die Frage stellt, ob dieser ihr „zweiter Täter“ gewesen wäre. Mit diesem Mann hatte sie öfter gespielt und ihre Mutter animierte sie dazu, indem sie der Biografieträgerin wiederholt mitteilte, der „Hausherr“ würde sie (die Biografieträgerin) so gerne mögen. Generell wäre er laut der Mutter sehr „nett“ gewesen, weil er nichts dagegen gehabt hätte, wenn die Mutter gelegentlich mit der Miete im Rückstand war. Konkrete Erinnerungen an sexualisierte Gewalterfahrungen mit diesem Mann hätte sie nicht, sie beschreibt den Kontakt mit diesem Mann allerdings als sehr „geheimnisumwittert“, der damals (und heute auch noch) als sehr „komisch“, im Sinne von seltsam, merkwürdig, sonderbar, empfunden wurde.

„Essenszwang“ und massive Gewalt am Pflegeplatz

In einem vierten Anlauf versuchte sie erneut, in ihrer Erzählung zu ihrer Zeit in der Pflegefamilie überzugehen. Nach einer kurzen Schilderung der Rahmenbedingungen schweift sie dann erneut ab und beginnt Erzählungen, die vor dieser Zeit stattgefunden haben und berichtet vom „Scheitelnknie“, das sie erfahren musste als sie noch bei ihrer Mutter lebte. Bei der fünften Wiederholung ihrer Einführungsphrase „Ja und dann bin ich aufn Pflegeplatz kommen“ bleibt sie in ihren Darstellungen in dieser Zeit. Nachdem sie sich bei ihrer Mutter Lebensmittel teilweise selbst organisieren musste, war am Pflegeplatz die Situation gegenteilig. Es folgte ein „Essenszwang“, der mit Schlägen von der Pflegemutter durchgesetzt wurde. Die Pflegemutter charakterisiert die Biografin als einen „sehr gewalttätigen Menschen“. Bei ihr hatte sie zum ersten Mal beobachten müssen, wie ein Kind „verprügelt“ wird und was es bedeutet selbst verprügelt zu werden. Die Biografien unterscheidet dabei in der Form der physischen Gewalt zwischen Schlägen und dem „Verprügeln“. Letzteres stellt dabei eine Steigerung der Intensität und Schwere der Gewaltanwendung dar. Der Akt des Verprügelns beschrieb die Erzählerin beinahe so, als hätte es Ritual-Charakter gehabt, wofür sich die Pflegemutter einen Haselnussstecken frisch schnitt, weil diese besser „ziehen“ würden. Im Anschluss daran schlug sie so lange auf ein Kind ein, bis dieser zu Bruch ging, nur um dann wieder einen neuen Haselnussstecken von draußen zu besorgen. Es gab auch die Praktik des „kollektiven Bestrafens“ wie es die Erzählerin nannte. Diese Praktik kam dann zum Tragen, wenn eines der Pflegekinder etwas getan hatte, was der Pflegemutter missfiel. Sie hätte jedoch „immer einen Grund gefunden“: „blöd schauen“, „blöd gehen“ fasste es die Erzählerin zusammen, um deutlich zu machen, dass die Handlungen der Pflegemutter eher sadistisch motiviert war, als das es um die Bestrafung von „Vergehen“ ging. Bei dieser kollektiven Bestrafung mussten alle Kinder in der Küche Platz nehmen, um zu zusehen, wie die Pflegemutter die Kinder der Reihe nach „verprügelt“. Dieses zusehen müssen bewertet die Biografieträgerin dabei als das Schlimmste.

Auch die Zeit in dieser Pflegefamilie evaluiert die Biografin als ihre schlimmste Zeit im Leben und es würde sie heute noch immer erschüttern, wenn sie daran zurückdenkt, dass der „Onkel“ ihr in dieser Zeit sehr gefehlt hatte. Sie stellte zudem die Überlegung an, was schlimmer für sie gewesen wäre: über viele Jahre sexuell ausgebeutet zu werden, dafür jedoch ein wenig „Zuneigung“ zu bekommen oder wie

am Pflegeplatz, in einem Umfeld zu leben, welches für sie ausschließlich von Gewalt geprägt war. Zu einer eindeutigen Evaluation kommt sie in ihrer Darstellung nicht, hält allerdings ereignissichernd fest, auf dieser Pflegestelle sehr gelitten zu haben. Sie erwähnte zudem, dass sie in dieser Zeit versucht hat emotionalen Halt in der katholischen Kirche zu finden. Zudem erwähnte sie, dass ihre Mutter von der Gewalt, die sie und ihre Schwester am Pflegeplatz erlitten wusste, ihre Mutter das jedoch nicht zu einer Handlung bewegte. Im folgenden Transkriptausschnitt beschreibt die Biografin wie ihre Mutter auf die sichtbaren Gewaltspuren reagiert und charakterisiert damit zugleich ihre Mutter.

/ (-) und meine Mutter war – *hab ich vergessen zum sagen, ja*. Also meine Mutter hat immer, wenn wir so viele Schläge kriegt haben, also meine Pflegemutter hat ja am Anfang Haselnussstecken genommen (-) und dann hat sie sie irgendwann einen Plastikpracker geholt //mhm// (-) einen roten und (--) dann / meine Mutter hat immer gesagt, was soll ich machen? Was soll ich machen, was soll ich machen? Ich kann nix machen (-) ah ah wie soll ich beweisen, dass sie euch schlä:gt, nah //mhm//. Und das war dann halt ah / dann bin ich zu ihr, wir waren 14-tägig dort (-) und es hat ja jeder gewusst. Das hat die Schule gewusst, ich hab ja die Wunden gehabt und ah da war's halt so da hab ich ganz schlimm Schläg kriegt auch (-) und da war halt die ganze Haut offen (-) und das hat sich nachher verkrustet und ah (--) da bin ich zu meiner Mutter und da waren die ganzen Krusten noch da. Also da hast die ganzen Prackerabdrücke am Rücken gesehen und die waren halt alle verkrustet und da, ich glaub, das / da hab ich meine Mutter aufgehört zum Verherrlichen und ich hab glaub ich, ein bissl [bisschen], ein bissl nicht ganz aufgehört sie zu verherrlichen – ein bissl ((lacht)) //okay// ein bissl eine Realität ist bei mir eingezogen damals mit acht. Da war ich acht, ja. (--) Äh: (-) weil sie hat mich zurückgebracht (-) //mhm//, also wir sind zu keinem Arzt, wir sind nicht zum Jugendamt. Also es war nicht so, ich kann nicht, weil ich's nicht beweisen kann //mhm//, sondern ich kann nicht, weil ich nicht will, weil ich weil ich dich einfach nicht bei mir haben will (---) und (-) ja (Pause 6). (S. 16-17)

Sexualisierte Gewalt in der Pflegefamilie

Frei von sexualisierter Gewalt war der Ort der Pflegefamilie wohl ebenfalls nicht und beschreibt in diesem Zusammenhang den sexuell übergriffigen Adoptivsohn („Matthias“) der Pflegeeltern als „gefährlich“, den sie versucht hatte zu meiden. Im Zuge dessen kam sie ebenfalls auf den Ablauf des Badens (Körperreinigung) der Kinder in der Pflegefamilie zu sprechen. Dieses Baden geschah gemeinschaftlich, wobei sich die Altersspanne der Pflegekinder (und die des Adoptivsohnes) von der Jüngsten mit sechs Jahren, welche die Biografieträgerin war, bis hin ins Jugendalter erstreckte. Der älteste war der Adoptivsohn. Gemeinsam mussten die Heranwachsenden völlig unbekleidet beisammen stehen, um sich nach einander in der Badewanne waschen zu können. Die Biografieträgerin empfand das als sehr unangenehm, darüber hinaus wurde sie in diesen Situationen Augenzeugin der körperlichen sexuellen Erregung des jugendlichen Adoptivsohns. Um die von ihm ausgegangene Bedrohung weiter zu plausibilisieren,

erwähnte sie zudem, dass ihre Schwester nach eigener Aussage von dem Adoptivsohn vergewaltigt wurde und sie daher damals bereits den „richtigen Riecher“ hatte.

Ich hab eigentlich nur; meiner Schwester bin ich aus dem Weg gegangen, dem ##Matthias@@ bin ich aus dem Weg gegangen ((schmunzelt)) de- der war gefährlich (-) also der das hab ich schon gespürt, dass der / also trotz meiner Vergangenheit hab ich gewusst von dem musst an Bogen machen //okay//, das war (--)/ es war für mich auch immer ganz schlimm, also dieses gemeinschaftliche Baden (-), also das war für mich auch ganz schlimm. [...] also (-) aber es ist für mich ganz wichtig, Körperpflege ist für mi ganz wichtig (-) ah ah (-) wir haben uns nicht waschen dürfen, also wir haben einmal in der Woche (-) sind=wir gemeinschaftlich durch's Wasser. Also und ich war die Kleinste, die Kleinste war immer zum Schluss ((lacht)) – vom Größten zum Kleinsten und auch dieses zusammen nackt stehen (-) das war auch nicht so meines, also ich war sowieso nicht gern nackt (-) ja (--). Da hab ich auch schon immer das und=und und da war er er war ja schon in der Pubertät (-), wo ich erst sechse war (--). Und es war halt auch, dass er oft sehr erregt war, das hat man ja auch gesehen, weil er ja nackt da gestanden ist und da hab ich schon immer gewusst, da musst einen großen Bogen drum machen //mhm//, nah (-). Und ah ah meine Schwester hat halt gesagt, dass er ihre vergewaltigt hat ah am Pflegeplatz (-). Also ich bin ihm schon mit gutem Grund aus=dem Weg gegangen und hab immer geschaut, dass ich nie mit ihm allein bin, neh. Also das war mir schon (-) / da hab ich schon an Riecher auch schon gehabt auch (---) und ja (Pause 4). *Wie bin chi jetzt da hin kommen? (flüstert leise mehr zu sich selbst) (S. 18)*

Flucht von der Pflegestelle und enttäuschte Bildungsambitionen

Mit elf Jahren, nach dem sie von ihrer Pflegemutter nach der Schule erneut physische Gewalt erfuhr, ergriff die Erzählerin ein Fluchthandlungsschema. Sie packte ihre Sachen und fragte ihre Schwester, ob sie sie begleiten wolle, sie würde weglaufen und begründete das damit, dass sie es auf der Pflegestelle nicht mehr aushalten würde. Anschließend reiste sie gemeinsam mit ihrer Schwester zu ihrer Mutter. Auch das Jugendamt erlaubte es daraufhin, dass die Schwestern bei ihrer Mutter wohnen bleiben konnten. Ihre Lebenssituation zurück bei ihrer Mutter stellt die Erzählerin dann jedoch nicht als besser dar. Angelehnt an eine psychiatrische Kategorie bezeichnete sie sich rückblickend als „schwerst depressiv“. Als Grund dafür, führt sie nicht ausschließlich die Gewalt an, die sie von ihrer Schwester erfuhr und die erneute Vernachlässigung durch die Mutter, sondern auch Bildungsambitionen, die sie für sich selbst hatte und die ihr verwehrt wurden. Im Zuge dessen kommt sie in einer sehr emotionalen Hintergrunderzählung auf eine Volksschullehrerin zu sprechen, die in den letzten beiden Volksschuljahren ihre Lehrerin war und die für sie enorm wichtig gewesen war. Die Erzählerin wollte nach der Volksschule auf ein Gymnasium, bekam von dieser Lehrerin, von der sie auch in anderen Bereichen Unterstützung und Zuwendung erfuhr, auch eine Empfehlung dafür. Da es in der ländlichen Gegend, in welcher sie in der Pflegefamilie gewohnt hatte, kein Gymnasium gab, hätte ihre Pflegemutter es nicht erlaubt, dass die Biografieträgerin diesen längeren Schulweg in die nächste Stadt auf sich nimmt, um ihren weiteren

Bildungsweg zu bestreiten, weswegen sie auf eine Hauptschule kam. Für die Biografin wäre zum damaligen Zeitpunkt eine Zukunftsperspektive zusammengebrochen, da sie glaubte, ihre Zukunft zu keinem Zeitpunkt nach ihren eigenen Vorstellungen und Wünschen gestalten zu dürfen, was sie somit implizit als einen Grund für ihr depressives Erleben zu dieser Zeit anführt. Anstelle des Gymnasiums kam es zu Versetzungsschwierigkeiten in der Hauptschule, weshalb ihre Fürsorgerin, nach einem halben Jahr wieder bei ihrer Mutter, auf sie zukam und ihr anbot in ein Heim zu ziehen. Für die Biografieträgerin klang nach der Beschreibung ihrer Fürsorgerin das Kinderheim einladend, weshalb sie dort hin wollte.

Wechsel in ein Kinderheim: Die sexualisierten Gewalterfahrungen anderer Kinder und Jugendlicher

Mit elf Jahren kam sie daher zusammen mit ihrer Schwester in ein Kinderheim, ein Lebensabschnitt, den die Erzählerin als ihre schönste Zeit evaluiert. Weder ihre Schwester durfte gewalttätigen Handlungen an ihr ausüben, noch hatte sie anderweitig verbale, sexualisierte oder physische Gewalt erfahren müssen. Sie erwähnte, dass sich im Kinderheim viele andere Kinder ihr „offenbart“ und ihr von sexuellen Gewalterfahrungen erzählt haben. Sie hingegen hatte es ihnen nicht gleich getan und dort nie jemandem von ihren eigenen Erfahrungen erzählt. Die Erzählungen der anderen hatten sie wohl sehr bewegt und dazu geführt ihre eigenen Erfahrungen im Bereich der sexualisierten Gewalt mit denen der anderen in Relation zu setzen, was bei ihr im Interview zu dem Ergebnis führte, erleichtert darüber zu sein, nicht in dieser „ausgeprägten Form“ von sexuellem Missbrauch betroffen gewesen zu sein.

Hintergrundkonstruktion zur „Tante“

In einer Hintergrundkonstruktion führt Romana Schmith ihre „Tante“, das heißt die Frau ihres „Onkels“, in ihre Erzählung ein. Diese „Tante“ traf sie im Heim wieder, da sie in der Küche des Kinderheimes gearbeitet hatte. Von ihr erfuhr sie in den ersten sechs Lebensjahren physische Gewalt, was die Erzählerin jedoch dadurch relativiert, dass die „Tante“ wohl gemerkt hatte, dass „etwas nicht passt“. Ihre Theorie führt sie weiter aus, indem sie argumentiert, dass es schließlich auch als ein ehelicher „Betrug“ von dem „Onkel“ war, selbst wenn er die „Tante“ mit einem Kind „betrogen“ hat. Im Heim entstand zwischen dieser „Tante“ und ihr dann eine neue Art der Beziehung, in der ihre „Tante“ für sie in gewisser Hinsicht „da“ gewesen war, was sich vor allem darin äußerte, dass die Erzählerin zu ihrer „Tante“ gehen konnte, wenn sie beispielsweise hungrig war oder wenn sie eine Unterschrift für nicht absolvierte Putzstunden, die sie als Bestrafung vom Heim bekam, brauchte.

Wenn die Biografieträgerin in diesem Lebensabschnitt ihre Mutter sehen wollte, musste sie sie in der Bar treffen, in welcher die Mutter damals gearbeitet hatte. In dieser Zeit fand sie zudem heraus, dass sich ihre Mutter ebenfalls prostituieren würde und nicht nur, wie die Mutter bisher immer behauptet hatte, ausschließlich als „Bardame“ arbeiten würde.

Sexueller Übergriff durch einen unbekannten Mann in Wohnung der Mutter

Als die Erzählerin vierzehn Jahre alt war kam es in der Wohnung ihrer Mutter zu einem (versuchten) sexuellen Übergriff durch einen unbekannten Mann. Sie hatte in dieser Nacht auf den Säugling ihrer Schwester aufgepasst, die mit siebzehn ihr ersten Kind bekam. Die Schwester ging abends weg und hatte die Wohnungstür nicht verschlossen, entgegen der Bitte der Biografieträgerin. Mitten in der Nacht wurde sie wach, weil ein fremder Mann neben ihr im Bett lag, was sie durch die Lage der Wohnung plausibel machte, die auf einem Platz lag, an welchem solche Vorfälle laut der Erzählerin nicht unüblich waren. Wach wurde sie, weil sie „abgeschleckt“ und „abgeküsst“ wurde. Mit einer erfundenen Geschichte konnte sie sich schließlich aus der Situation befreien und den Mann zum weggehen bewegen.

Wieder Kontakt mit dem „Onkel“

Nach ihrer Flucht aus der Pflegefamilie kam die Biografieträgerin zudem wieder in Kontakt mit ihrem „Onkel“, weil ihre Mutter den Kontakt zu dem Mann aufrecht erhielt. Auch versuchte sich der „Onkel“ wieder an Romana Schmith sexuell anzunähern, wofür er sie auf Knien „angebettelt“ hatte, Sex mit ihm zu haben, wie sie es formulierte und was sie weinend erzählte. Die Erzählerin bewertet diese Erinnerung als sehr „widerlich“ und erwähnte dabei, dass sie in dieser Situation immer wieder „Nein“ zu ihm gesagt hatte. Zu weiteren Übergriffen durch ihn kam es nicht mehr. In ihrem Umfeld war er für die Biografieträgerin allerdings weiterhin ständig präsent, weil sie ihm regelmäßig bei ihrer Mutter zu Hause begegnete.

Konfrontation des „Onkels“ mit sexuellem Missbrauch

Viel später, mit über dreißig Jahren, hat die Erzählerin ihren Onkel in einem persönlichen Gespräch mit dem sexuellen Missbrauch konfrontiert, weil eine Freundin ihr nahegelegt hatte, dass es wichtig für sie wäre „Face-to-Face“ mit ihm darüber zu sprechen. Diese Handlungsempfehlung setzte die Erzählerin um als sie einmal bei ihrer Mutter zu Besuch war und der „Onkel“ ebenfalls anwesend war. Auf ihre Anschuldigung reagierte der „Onkel“ mit dem Versuch ihre Wahrnehmungen der Ereignisse zu manipulieren, indem er seine vergangenen Handlungen einer Uminterpretation unterzog und einerseits seine sexualisierten Miss-Handlungen als einen harmlosen „spielerisch“ kindgerechten Umgang darstellte andererseits verleugnete („er könne sich nicht erinnern und sich nicht vorstellen, dass er so etwas gemacht hätte“ bzw. sie würde sich das „alles einbilden“). Im folgenden Transkriptausschnitt stellt die Biografieträgerin diese Konfrontation, also die Gesprächssituation mit ihrem „Onkel“ dar:

u:nd dann hat er gesagt, ich bild mir das alles ein //mhm// (.) und das war gar nicht so. (.) Und dann hab ich dann zu ihm gesagt, hab ich gesagt, schau ##Lari@@, hab ich gesagt, ich bin (.) jetzt über dreißig, du redest mit keinem kleinen Kind mehr. Ich weiß genau was war, nah (.). Asog- gibt's nix, es gibt keine Ausrede, weil er gesagt hat, ah, er hat mich halt nur kitzelt oder er hat mich nur ah an Bauch so br: gemacht oder so. Hab ich gesagt, nein ich weiß ja, dass es nicht so war (-) und er soll aufhören. Hat er gesagt, er kann; er (.) er kann sich nicht erinnern und er kann sich das halt nicht

vorstellen, dass er sowas gemacht hat, neh. //mhm// (-) U:nd dann hat er gesagt, weil er liebt mich halt so sehr (.) und er hat mich auch immer so sehr geliebt, neh (.). U:nd äh: (Pause 4) *hm* (.) ober und die abschließenden Worte von ihm waren dann, aber er kennt mich ja nicht als Lügnerin (-) //mhm// und dann hat er's ja quasi eh zugegeben (.) für mich, wenn er sagt (.), du lügst nicht //mhm// (-). Also, wenn er mich; wenn er sagt, ich lüg nicht, weil er kennt mich nicht, dass i; also ich sag immer die Wahrheit //ja//. Also dann ha hat er eh auch gewusst, dass es wahr ist, nah. //mhm// Mhm (Pause 9) Und dann hat er noch gesagt, ah jetzt weiß ich, warum du mit mir nie mehr *Kontakt haben* *host wollen*. //mhm// *Hab ich gesagt* (-), wie wenn das so weit (.) hergeholt gewesen wär, *dass ich keinen Kontakt (will?)*, neh. (Pause 8) (S. 44)

Am Ende konnte die Biografieträgerin für sich in dem Gespräch dennoch ein Geständnis ihres „Onkels“ erkennen, auch wenn sie dafür einiges an Deutungsarbeit leisten musste. Dadurch, dass der „Onkel“ abschließend zu ihr sagte, er würde sie nicht als Lügnerin kennen

Spätere Jugend

Sie erwähnt in ihren Darstellungen zu dieser Zeit zudem, dass sie mit vierzehn Jahren noch einmal, laut Melderegister, bei ihrer Mutter gewohnt hätte, sie jedoch daraufhin freiwillig wieder zurück ins Heim ging. Allerdings könne sie sich selbst nicht daran erinnern. Später kam sie erneut auf einen Pflegeplatz, was von ihr nicht gewollt war und wo es ihr ebenfalls nicht gut ging. Nach sie eine Hauswirtschaftsschule absolvierte, begann die Biografieträgerin eine Lehre in der Gastronomie, die sie im Verlauf abbrach (an späterer Stelle jedoch beendete), wofür sie als Grund sexuelle Belästigung durch den „Lehrherrn“ angab. Nach einer kurzen Zeit ohne Arbeit fand sie einen Job in einem ihrer Stammlokale, in dem sie Eis verkaufte. Dieser Job wäre „in Ordnung“ gewesen, aber ebenso viel Arbeit für wenig Geld. Mit 17 Jahren zog sie von ihrem Pflegeplatz in ihre erstes eigenes Zimmer mit Dusche und WC, womit der Kontakt zum Jugendamt endete.

Kontaktaufnahme mit dem Vater

Als die Erzählerin achtzehn Jahre alt war, hatte sie die Adresse von ihrem Vater ausfindig machen können und schrieb einen Brief an ihren Vater. In dieser Darstellungseinheit erwähnt sie außerdem, dass sie mit acht Jahren ihrem Vater bereits einmal einen Brief geschrieben hatte, mit der flehenden Bitte, sie zu sich zu holen. Mit acht Jahren bekam sie keine Antwort, aber auf den zweiten Brief antwortete ihr Vater und er lud sie ein ihn in Deutschland, wo er lebte, besuchen zu kommen. Die Biografieträgerin nahm seine Einladung an und traf ihren Vater zum ersten Mal in dem Lokal, in dem er damals gearbeitet hatte. Sie beschreibt ihren Vater als einen sehr kleinen Mann, mit einer großen Narbe im Gesicht, die durch eine Verletzung bei den Unruhen, die es damals in Griechenland vorherrschten, entstanden sein soll. Zudem würde sie aussehen wie ihr Vater und den Charakter von ihm haben. Ereignissichernd hält sie fest, dass sie sich sehr gut verstanden haben. Sie berichtet auch davon, dass ihr Vater sehr stolz auf sie gewesen wäre und hätte sie bei seinen Bekannten als seine „tolle“ und „hübsche“ Tochter vorgestellt

hatte. Wiederholt hatte er sich bei ihr entschuldigt, dass alles so war wie es war und dass er kein Geld für sie weggelegt hatte. Diese Zeit mit ihrem Vater bewertet die Erzählerin als sehr schön, was durch das Weinen in ihrer Darstellung verstärkt wird.

Zwischen Gastronomie, Kunstschule und „Edelprostitution“

Nachdem sie einige Jobs in der Gastronomie in Deutschland ausübte, kehrte sie nach Österreich zu ihrer Mutter zurück, wo sie Kunststudierende/Schüler*innen kennenlernte. Da sie auch gerne malte, kam in ihr der Wunsch auf, ebenfalls auf diese Schule gehen zu wollen, worin sie von den Kunstschüler*innen Ermutigung erfuhr und ihr von der Möglichkeit eines Stipendiums erzählten. Sie bat ihre Mutter darum ihr das erste Jahr zu finanzieren, da sie dieses Stipendium erst im Nachhinein, mit Erreichen eines bestimmten Notendurchschnittes, erhalten würde. Ihre Mutter willigte ein und die Erzählerin erstellte eine Mappe, die für die Aufnahmeprüfung benötigt werden würde. Am Tag vor der Aufnahmeprüfung, für die sie angemeldet war, hatte ihre Mutter zu ihr gesagt, dass sie sie nicht finanzieren würde, da sie das Geld nicht hätte. Die Erzählerin merkt an, dass die Mutter an diesem Tag ca. 5000 Schilling in einem Spielautomaten verspielt hatte, was die Biografieträgerin als sehr verletzend empfand. Da sich sowohl ihre Mutter, die ihr immer sagte, sie wäre die „geborene Prostituierte“ wie inzwischen auch ihre ältere Schwester prostituierten, lernte sie darüber einen Zuhälter kennen, welcher ihr die Idee gab als „Edelprostituierte“ zu arbeiten.

Also nicht so wie meine Schwester und meine Mutter das machen, ich bin a ah ah (-) ah ich gehör weiter rauf, also (.) ich kann viel mehr Geld verdienen und meine Mutter hat das auch immer gesagt, dass ich so viel Geld verdienen kann. (-) Und dann hat er gesagt, es geht halt wirklich um zehntausend Schilling (.) pro (--) und ich hab für achttausend hab ich damals sechzehn Stunden gearbeitet gehabt, (S. 56)

Da ihr der Arbeitsaufwand in Stunden als „Edelprostituierte“, im Vergleich zu ihren bisherigen Jobs, sehr gering erschien und in ihr die Annahme bestand, dass sich viele Menschen ihr Studium über Prostitution finanzieren würden, kam sie auf den Gedanken, dass das auch für sie eine Möglichkeit darstellen könnte. Am Arbeitsplatz ihrer Schwester und Mutter ließ sie sich daher einmal von einem Mann ansprechen und ging mit ihm auf das Zimmer, das sich Mutter und Schwester für diese Zwecke teilten, um für sich zu erproben, ob für sie diese Tätigkeit eine Möglichkeit sein könnte, sich die Schule zu finanzieren. Im Zimmer mit dem Mann hatte sie allerdings begonnen heftig zu zittern, indem ihr ganzer Körper bebte und der Mann aufgrund ihrer „Unerfahrenheit“ begann den „Preis“ nach unten zu verhandeln, bis die Geldsumme so gering war, dass die Erzählerin entschied, sie würde das nicht machen. Sobald der Mann das Zimmer verlassen hatte, hörte bei ihr schlagartig das Schütteln ihres Körpers auf, womit für die Biografieträgerin in diesem Moment klar wurde, dass sie keine Sexarbeit ausüben kann, womit sie für sich auch keine Möglichkeit mehr sah, die Kunstschule zu besuchen.

Gewaltvolle Beziehungsdynamik

Um wieder zu arbeiten, ging sie im Anschluss erneut nach Deutschland zu ihrem Vater und teilte sich mit ihm sein Zimmer in einer „Männer-WG“. Sie merkt jedoch an, dass sie in diesem Zimmer alleine geschlafen hat. Ihr Vater arbeitete nachts, sie tagsüber, weshalb sie zu unterschiedlichen Zeiten schliefen. Mit einem Arbeitskollegen ihres Vaters entwickelte sich eine romantische Beziehung und sie zog mit ihm zusammen in eine Wohnung. Die Beziehung der beiden wird mit vielen Auf und Abs dargestellt. Ein Erlebnis stellt für die Biografieträgerin jedoch einen ausschlaggebenden Wendepunkt in dieser Beziehung dar: Von einem Bekannten bekam sie an ihrem Arbeitsplatz eine Rose geschenkt, welche sie mit nach Hause nahm, woraufhin sie von ihrem Freund eine „Watsche“ bekam. Für sie wäre damit eine Grenze überschritten worden, denn so argumentiert sie, hatte sie sich geschworen, dass sie keiner mehr schlagen wird und da sie sich ihm aufgrund ihres höheren Gewichts körperlich überlegen fühlte, hatte sie ihn daraufhin „über ihr Knie gelegt“ und ihm so den „Hintern versohlt“. Nach diesem Vorfall hätte sie sich jedoch „gar nicht mehr eingekriegt“, was sich darin äußerte, dass sie auf ihn von diesem Zeitpunkt an immer wieder mit physischer Gewalt reagierte. „Richtige Prügel“ hätte er von ihr bekommen, wenn er so handelte, dass es ihr missfiel. Die gewaltvolle Interaktionsdynamik zwischen den beiden spitze sich immer weiter zu, hinzu kam sexuelle Gewalt in Form einer analen Vergewaltigung, die sie durch ihren Freund erlitt. Im Zuge dessen erwähnt sie, dass diese „Sexualpraktik“ für sie ein Tabu darstellte, was ihr Freund wusste. Die Biografieträgerin bewertet diese Vergewaltigung demzufolge als eine symbolische Handlung ihres Freundes, um ihr deutlich zu machen, dass er „stärker“ und ihr körperlich überlegen ist. Sie reagierte darauf wiederum mit noch mehr körperlicher Gewalt gegen ihn.

Sexuelle Gewalt durch einen Mitbewohner

Kurz bevor die Biografieträgerin wieder nach Österreich zurückkehren wollte, erlitt ihr Vater einen schweren Schlaganfall, weshalb sie länger in Deutschland blieb. Da die Wohnung bereits gekündigt wurde, zog die Erzählerin mit ihrem Freund in seine Ein-Zimmer Wohnung, obwohl die Beziehung für sie eigentlich als beendet galt und er sie immer wieder zu sexuellen Handlungen drängen wollte. Das begründet sie damit, dass sie sich um ihren Vater kümmern wollte. Allerdings fand sie bald eine eigene Wohnung, die es aufgrund des Preises erforderte Mitbewohner*innen zu haben. Es zog eine Bekannte jugoslawische Frau mit ihrem Mann bei ihr ein, mit denen sich eine Freundschaft entwickelte. Durch den Mann erlitt sie eine Vergewaltigung, worauf sie seine Frau aufforderte, dass sie beide ausziehen.

Gewalt in Partnerschaft und Schwangerschaftsabbruch

Auch eine spätere romantische Beziehung gestaltete sich gewaltvoll. Als sie sich von diesem Freund trennen wollte, schlug er sie so heftig, dass es an ihr sichtbare Verletzungen hinterließ, weswegen sie Anzeige bei der Polizei erstatten wollte jedoch von einem Bekannten von ihrem Vorhaben abgehalten wurde. Es kam zu einer weiteren Gewalteskalation ihres Partners gegen die Biografieträgerin, dabei verständigte ein Nachbar die Polizei. Ihr Partner wurde auf die Polizeistation gebracht, konnte diese am

darauffolgenden Tag aber wieder verlassen. Die Erzählerin formulierte es so, dass er „vor ihrer Wohnung vom Anwalt abgesetzt“ wurde, um, wie ihr Freund ihr versicherte nur seine Sachen abzuholen, weshalb sie ihn in ihre Wohnung ließ. Er trat ein, zog sich seinen „Jogginganzug“ an, legte sich auf die Couch und sagte „Schlüssel bitte“. Die Biografin gab ihm den Schlüssel, was sie damit begründet nicht gewusst zu haben, wie sie hätte anders handeln können. Ihre Begründung führt sie weiter aus indem sie argumentiert, dass der Anwalt ihn ja vor ihre Türe abgesetzt hatte. Folglich würde sich niemand dafür interessieren, was mit ihr ist und ihr würde damit nichts anderes übrig bleiben als zu warten bis er wieder gehen wird, da sie fürchtete es nicht zu überleben, wenn sie sich geweigert hätte ihm den Schlüssel auszuhändigen. In dieser Zwangssituation wurde diese „partnerschaftliche Beziehung“ eine Zeit fortgeführt. Er drohte ihr wiederholt damit sie umzubringen, wenn sie sich trennen würde. Erst als der Sohn einer älteren Freundin bei ihr übergangsweise in die Wohnung zog, zog ihr „Partner“ aus, womit auch die Beziehung mit ihm als beendet galt. Im Anschluss daran erfuhr sie schwanger zu sein, worüber sie sich anfangs gefreut hatte. Sie hatte sich allerdings auch die Frage gestellt, ob sie mit diesem Mann, durch ein Kind ein Leben lang verbunden sein wolle, was sie mit Nein beantworten konnte. Sie entschied sich daher für einen Schwangerschaftsabbruch, erwähnt jedoch, mit dieser Entscheidung nicht glücklich gewesen zu sein. Die Darstellung dieses stationären Schwangerschaftsabbruchs, in einer dafür speziellen Klinik, war sehr ausführlich und hatte einen ein-monatigem Krankenhausaufenthalt wegen einer schweren Entzündung zur Folge.

Weitere unfreiwillige Partnerschaft

Nach dem Krankenhausaufenthalt kam es erneut zu einer unfreiwilligen partnerschaftlichen Beziehung, mit einem Bekannten, mit dem zuvor eine freundschaftliches Verhältnis bestand und der sie täglich im Krankenhaus besucht hatte. Sie erwähnt, dass er sie früher bereits sexuelle bedrängt hatte. Nach dem sie das Krankenhaus wieder verlassen konnte, hatte dieser Freund zu ihr gemeint, dass er nichts mehr mit ihr zu tun haben möchte, da sie mit ihm „nur Spaß“ machen würde, während er mit ihr zusammen sein wolle, weil er sie nämlich so lieben würde. Die Erzählerin macht in ihrer Darstellung deutlich, dass es ihr in dieser Zeit psychisch sehr schlecht ging, nach der Trennung von der gewaltvollen Partnerschaft, dem Schwangerschaftsabbruch und der schweren darauffolgenden Entzündung. Sie bot diesem Mann an, es „miteinander zu probieren“, was sie dadurch begründet, sich in diesem Lebensabschnitt sehr alleine gelassen gefühlt zu haben und diesen Freund daher nicht verlieren wollte. Auch in dieser partnerschaftlichen Beziehung erlitt sie physische Gewalt und er hatte zudem eine Affäre mit einer anderen Frau. Nach kurzer Zeit trennte sie sich wieder von diesem Mann.

Nach dieser Trennung, mit Anfang Zwanzig, kehrte sie nach Österreich zu ihrer Mutter zurück, was sie dadurch begründet, dass sie in ihrer Wohnung in Deutschland nicht mehr bleiben wollte, in welcher all die negativen Ereignisse stattgefunden haben. Nachdem sie in Österreich keinen Job fand, ging sie wieder nach Deutschland um zu arbeiten.

„Krönung meines Lebens“: geplante sexualisierte Gewalt, mit der Folge einer erneuten unfreiwilligen Beziehung

Als „die Krönung ihres Lebens“ rahmt sie ein Ereignis, das wieder zu einer ungewollten partnerschaftlichen Beziehung mit einem Mann sowie einer Schwangerschaft führte, woraus ihr Sohn entstand. Damit wiederholt sich ein Muster. In einem Lokal („ihr Stammlokal“), das sie regelmäßig besuchte, gab es einen ihr unbekannten Mann, der sie mit seinem Blick fixierte, sobald sie das Lokal betrat. An einem Tag war sie stark alkoholisiert gewesen und bat einen Freund darum, sie mit dem Auto nach Hause zu bringen. Dieser Freund zeigte in Richtung genau dieses Mannes, der sie seit Monaten in dem Lokal anstarrte und meinte, er würde sie nach Hause fahren. Die Erzählerin verweigerte das, weshalb der Freund schlussendlich einwilligte sie nach Hause zu fahren. Der andere Mann stieg wohl von ihr unbemerkt hinten mit ins Auto ein und folgte ihr vier Stockwerke lang bis in ihre damalige Wohnung. Auch das hatte sie nicht mitbekommen, was sie durch ihren starken alkoholisierten Zustand plausibel macht. Sie erlebte es so, dass plötzlich ein großer Mann in ihrer eigenen Wohnung vor ihr stand und sie sofort gewusst hatte, was nun folgen würde und verweist damit auf einen sexuellen Übergriff, führt ihre Andeutung jedoch nicht weiter aus. Die Situation, in die sie geraten war, nimmt sie als einen „eingefädelten Plan“ von ihrem guten Freund und diesem Mann wahr. Ihre Fassungslosigkeit darüber, ist auch in der Darstellung zum Zeitpunkt des Interviews noch deutlich. Sie bezeichnet dies als einen „ganz schlimmen Betrug“ durch diesen Freund, den sie zu diesem Zeitpunkt bereits seit Jahren kannte und den sie bisher immer als einen Mann, der sehr respektvoll mit Frauen umgehe, wahrgenommen hatte. Im folgenden Interviewausschnitt beschreibt sie, wie der Mann dann im Anschluss dieses Widerfahrnisses bei ihr „geblieben“ ist, also wie eine Art erzwungene Partnerschaft entstand, in welcher der Mann sie wiederholt zu sexuellen Handlungen nötigte:

und das ist war dann (.), neh (-) und er ist einfach nicht mehr gegangen. (.) Er ist einfach geblieben (Pause 4) und ich hab=ihn bleiben lassen, nh. Also ich hab dann wieder versucht das Beste draus zu machen, nh. Ah dass das alles vielleicht alles nicht so schlimm ist, ich wei- keine Ahnung. (-) Keine Ahnung (.) und (-) er hat mich halt schon immer sehr bedrängt auch (.) und (--) ah (Pause 5) ah ich hab's wirklich probiert, aber es ist ph ((lacht kurz auf)), also ich bin wirklich auch nur gelegen, (-) ah oh ich hab=i ihm einmal gesagt, ich versteh dich nicht, also ((lacht)), ich versteh dich nicht, hab ich gesagt, weil ah ah i i i war steif, also ich hab mich überhaupt nicht bewegen können, (.) wann er mit mir geschlafen hat (.). Das ging gar nicht (.), es war (-) ((lacht laut auf)) in der Schockstarre ((lacht)) und ah: (.) und feucht oder so ist sowieso gar nicht gegangen, also (-) und ich hab dann auch noch zu ihr gesagt, hab ich gesagt (-), kommst dir nicht blöd vor, ich mein (.), ich kann ich kann gar nicht (er is hinta?), hab ich gesagt, ich kann ja gar nix (-). Hab=i=gesagt, ah ah (.) wenn du das willst, gib mir ein bissal eine Zeit auch (.), las einmal mich (--) dran gewöhnen (.) und vielleicht (--) geht was, aber so (.) geht gar nix, es=ist (.) hab ich gesagt, es ist (.) für mich ist es wie wenn ich die Wand anstoße, wenn (.) du mich angreifst, nh. Und dann hat er sie halt umgedreht, hat ein bissal geschmollt,

hat er sie umgedreht und hat gesagt, ich bin aber nicht die Wand. [...] Und hab ich gesagt, boah scheiße wie kommst da jetzt raus wieder, neh. (-) Und dann (.) ah (.) ist er kommen an einem Tag und hat er gesagt, er ist für ein paar Wochen weg, er fährt auf eine Baustelle (.), wo anders hin, nh und (.) ist in so und so vielen Wochen ist er wieder da (-). Und dann hab ich gesagt, da: (.) gibt's kein (ema?) mehr (--), weil ich hab da wirklich gemacht, woahh hah, ich hab wirklich, ich hab wirklich, ich hab gesagt super, super du gehst, super! Hah danke=danke=danke, neh und da gibt's kein zurück, hab ich gesagt, da kommst du nie mehr rein (-) und hat er gesagt, hör bitte hör auf zum Weinen (-) ((lacht)). Was siehst du gerade (-) was siehst du gerade? I ich freu mich richtig (--). Also der hat mich überhaupt nicht wahrgenommen (.), gar nix //mhm//, er hat nix, er hat nur (.) / vielleicht ist er voll auf mich gesta- keine Ahnung, wo was da war, ich hab keine Ahnung (-). Ich mein so gesehen, war er eigentlich der zärtlichste Liebhaber, den ich jemals gehabt hab ((lacht)) (.), aber ich hab ja damit nix anfangen können ((lacht)), aber so (.), es war ganz schlimm also, wenn jemand dich (.) am ganzen Körper küsst und streichelt und Ding und du haltest es/ ist ganz schlimm. Also heut hätt ich das gern, ja (.) aber vo- aber auch nicht wahrscheinlich von ihm. Aber (.) so im Rückblick, sag ich, wenn ich das betracht so von oben aber, nh (.) hatte er schon viel Gefühl, aber (-) es war ja die Basis war ja gar nicht da. (-) Also (---) aber so gesehen, aber es ist natürlich unwahrscheinlich unangenehm ((lacht)), weil wenn er wenigstens schnell irgendwas ((lacht)), aber (-) ja (.) ist ja wurscht [egal]. Und dann (.) ist er gegangen und es war ja einmal hab ich gedacht (.) vorher (-), jetzt bin ich schwanger (.), mir ist vorkommen, ich spür wie's einschlägt //mhm// (.). Hab mir dacht, ah (nennt ihren Namen), du hast nua Angst, dass (.) das ist nur die Angst. (S. 82-83)

Schwangerschaft und „Flashbacks“

Als sie sich von dem Mann befreien konnte, stellte sie bei sich eine Schwangerschaft fest. Für Romana Schmith wäre sofort klar gewesen, dass sie keine weitere Abtreibung wollte, gleichzeitig hatte sie aber enorme Sorgen, wie sie finanziell alleine für ein Kind aufkommen sollte. Das Thema Sozialhilfe war für sie eines, von dem sie zwar wusste, dass es in Österreich Menschen gibt, die so etwas beziehen, doch das waren für die Biografin die „totalen asozialen (-) Schmarotzer“ und sie hätte nicht gedacht, dass ihr so etwas überhaupt zustehen würde. Eine Freundin klärte sie jedoch darüber auf, welche Hilfen ihr mit Kind zustehen würden, weshalb sie ihre Meinung änderte und sich entschied das Kind zu bekommen.

Die Schwangerschaft erlebte die Biografieträgerin als sehr belastend und endete mit einen Notkaiserschnitt sowie einer darauffolgenden schweren Entzündung im Bauchraum, weshalb sie zu einer längeren Behandlung im Krankenhaus blieb. Gegen Ende ihrer Schwangerschaft begannen zudem ihre „Flashbacks“ zu den sexualisierten Gewalterfahrungen durch ihren „Onkel“. Die Darstellungen der Geburt und der Zeit im Krankenhaus werden sehr breit ausgeführt, was dafür spricht, dass diese Phase für die Erzählerin höchst emotional war. In ihren Sohn hätte sie sich sofort „verliebt“ gehabt, womit ihre vorherige Angst, nicht Lieben zu können, verschwunden war. Nach einer Woche alleine mit ihrem Sohn zu Hause, kam ihre Mutter zu ihr, um sie mit dem Neugeborenen zu „unterstützen“. Die Mutter war ihr

allerdings keine große Hilfe und wollte zudem nicht akzeptieren, dass die Erzählerin nicht wollte, dass in der Wohnung, um ihren Sohn zu schützen, nicht geraucht wird.

Der Mutter von der sexualisierten Gewalt in ihrer Kindheit erzählen

Da durch die „Flashbacks“ für sie der sexuelle Missbrauch durch den „Onkel“ in ihrer Schwangerschaft präsent wurde, erzählte sie erstmals ihrer Mutter davon. Sie teilt der ZuhörerIn mit, dass sie gehofft hatte, dass es ihre Mutter damals nicht mitbekommen hatte und ihre Mutter nun mit Mitgefühl reagieren würde. Die Reaktion der Mutter auf diese Offenlegung fiel jedoch völlig anders aus, die Biografieträgerin erwähnte jedoch, dass neben dem Gefühl der Erschütterung, das bei ihr bei diesem Ereignis entstand, die Reaktion der Mutter ebenso bestätigte, was sie schon länger vermutet hatte, nämlich: Dass die Mutter davon wusste, es sie jedoch nicht sonderlich kümmerte, denn ihre Antwort lautete: „Jo mei, stöll die net so an!“ bzw. „und, stöll die net so aun“ (Ja und/und weiter [?], stell dich nicht so an!). Mit der wenig sensiblen und empathischen Reaktion der Mutter spricht sie damit der Erzählerin zudem ihre Gefühle, im Kontext ihre Erfahrungen der sexualisierte Gewalt durch ihren Onkel, ab. Mit anderen Worten, drückt die Mutter damit aus, dass das „keine große Sache“ wäre, so etwas eben passiere und sie sich nicht „so anstellen“ soll, d. h. emotional oder „sensibel“ auf die sexualisierte Misshandlungserfahrungen reagieren soll. Die Mutter beendet mit diesem die Erzählerin zudem abwertenden Kommentar ebenfalls das Gespräch zu dieser Thematik. Sie drückt damit wohl aus, dass sie es auch zukünftig nicht für notwendig erachtet über diese Thema mit ihr zu sprechen, daher es nicht „der Rede wert“ wäre.

Bei der Erzählerin führte das zur Eigentheorie, dass die Mutter, während sie die eine Tochter schützt, hingegen dem anderen Kind, also der Biografieträgerin, mit einer gleichgültigen Haltung begegnet. Das wiederum bekam für die Erzählerin die Bedeutung, dass die eine Tochter, nämlich ihre Schwester mehr wert wäre als sie. Auch das ist für die Erzählerin ein zweites biografische Thema, welches zum Interviewzeitpunkt emotional noch sehr herausfordernd war und bei der die Erzählerin viele Fragen aufwarf. Im Folgenden sind zwei Transkriptausschnitte zu lesen, die an unterschiedlichen Interviewterminen von der Biografieträgerin in die autonom gestaltete Erzählung eingebaut wurden und das zur Sprache bringen vor der Mutter zum Inhalt haben:

Ich wa / meine Mutter hat dann, wo ich ihr's dann gesagt hab mit 25 //mhm// (--) – also in der Schwangerschaft ist vieles hochgekommen, gegen Ende der Schwangerschaft und dann, wo meine Mutter mich besuchen kommen ist, wo mein Kind zu Hause war. Und dann hab ich halt meinen ganzen Mut zusammengekommen und hab's ihr halt gesagt. Ich muss dir halt was sagen / Ich mein, ich hab's immer gedacht, dass sie=es gewusst hat, aber ah (-) irgendwo hab ich doch immer gehofft, dass es nicht so ist //mhm// (--) und (--) das hab dann halt damals dann zu ihr dann gesagt, dass mir das passiert ist und da war halt ihr Reaktion war dann halt drauf. Jo mei, stell dich nicht so an! Nah. //Okay// Ja:, das hat mich dann mit 25 noch mal <<Stimme wird brüchig>mehr erschüttert>, weils halt das bestätigt hat. Sie hat's gewusst und das ist, es war ihr einfach egal //mhm//. Also das eine Kind hat sie geschützt und das andere war ihr eigentlich wurscht //mhm//. (S. 4)

Und ich hab's ihr dann gesagt (-) //deiner Mutter?// – ja. Wo sie dann halt bei mir war noch der Geburt, nh (.) und dann schaut sie mich an und sagt sie, „Und? Stell dich nicht so an!“ ((lacht)). Und das war für mich (.), ja, sie hat's gewusst (.). Und das war für mich (.), ja, sie hat's gewusst (.). Sie hat's gewusst und es war ihr wurscht ((lacht kurz auf)). Es war ihr / ich wollt das nie wahr haben, dass es ihr so wurscht ist, was mit mir passiert, aber es war ihr immer wurscht. (-) Und es wird ihr immer wurscht sein und es ist ihr jetzt wahrscheinlich a wurscht, aber (-)/ ah ist ja egal. (--) Und dann ist sie ja eh relativ schnell gefahren. (--) Und dann hab ich a:h (.) zwei Jahre nix geredet mit ihr. (--) Keinen Kontakt gehabt (---), weil das war so mitten ins Gesicht, ich weiß nicht, das war einfach ganz ganz schlimm (-). **Ah keine** Entschuldigung oder irgendwas. (-) Ah=ah mit kei:: mit kei:ner: Faser hat's ihr irgendwie leid getan (.) um mich oder irgendwas also (-) ja, es war ganz schlimm (-) ganz schlimm. (S. 92)

Erste Zeit mit ihrem Sohn und Aufsuchen einer Psychotherapie

Es kam daraufhin wiederholt zu Kontaktabbrüchen zur Mutter. Die Erzählerin suchte sich in Deutschland zudem therapeutische Hilfe einen Monat nach der Geburt ihres Sohnes, weil, wenn ihr Sohn schrie, bei ihr Gewaltgedanken aufkamen:

mein Kind war ein Baby noch und wenn er geschrien hat, hab ich sofort Gewalt- (.) Gedanken gehabt //mhm//. Also ich wollt=ihn an die Wand schmeißen (.) und so und ich hab gewusst, es passt was nicht mit mir //mhm//

Zu diesem Zeitpunkt war sie Mitte Zwanzig und das Thema der „multiplen Persönlichkeitsstörung“ kam erstmals in dieser Therapie auf. Sie erwähnt, dass sie sich nicht an die Therapiestunden erinnern kann, da dort bei ihr immer der „Nebel aufgezo-gen“ ist. Sie kann nur erinnern, dass sie zur Therapiestunde kam und wieder ging. Ihre Therapeutin hätte jedoch alles gefilmt, weswegen sie ihre ehemalige Therapeutin gerne kontaktieren möchte, um die Videos sehen zu können. In Österreich wurde die Diagnose der „multiplen Persönlichkeitsstörung“ in einem neuen Befund bestätigt, nur in die neue Bezeichnung der „dissoziativen Identitätsstörung“ umgeschrieben.

Die ersten Jahre mit ihrem Kind fasst die Erzählerin als eine „relativ gute Zeit“ zusammen. Mit dem Ende seiner Kindergartenzeit hätten dann jedoch viele Probleme mit ihrem damals Fünf-jährigen Sohn begonnen. Zusätzlich starb ihre beste Freundin, welche Sozialpädagogin war und die sie sehr unterstützt hatte. Auch den Tod ihres Vaters erwähnt sie in diesem Zusammenhang, der starb als ihr Sohn 2 ½ Jahre alt war. Die Probleme ihres Sohnes begründet sie durch seine Hochbegabung und Hochsensibilität. Die Hochbegabung wurde bei einer Testung festgestellt und sie argumentierte, dass hochbegabten Kinder eben häufig auffällig sind. Als die Biografieträgerin zurück nach Österreich wollte, hatte sie zur Vorbereitung viel gearbeitet, um Geld auf die Seite legen zu können, was sie als einen Grund aufführt, dass

ihr Sohn für eine kurze Zeit in einem Kinderheim untergebracht wurde. Die Erzählerin erwähnt auch, dass sie auf einen Partner verzichtet hatte, weil, so die Erzählerin sie zum einen die Energie nicht hätte aufbringen können für eine weitere Person und zudem Angst hatte, dass sie sich einen Mann ins Haus holen würde, der entweder sexualisierte oder physische Gewalt gegen ihren Sohn ausüben würde. Romana Schmith bewertet es als kein normales Verhalten vom 24 bis zum 40 Lebensjahr keine Sexualität zu leben.

Rückkehr nach Österreich: Überforderung, Essstörungen, Herausforderungen mit ihrem Sohn

Noch in Deutschland absolvierte die Biografieträgerin eine Ausbildung zur Bürokauffrau und ging nach Abschluss dieser mit ihrem 6-jährigen Sohn in eine Essstörungsklinik, um ihrer langjährigen Bulimie sowie ihr Übergewicht zu behandeln. Geplant war ein halbes Jahr stationäre Therapie, doch es „eskalierete“ dort mit ihrem Sohn und sie musste die Therapie abbrechen. Dabei beschreibt sie das Gefühl der massiven Überforderung durch eine „doppeldreifach Belastung“ mit Ausbildung, Arbeit, ihrem Kind und dessen schulische Probleme, dem Haushalt sowie den „Flashbacks“ mit den vielen Gefühlen. Nach 14 Jahren in Deutschland kehrte sie nach Österreich mit Anfang 30 zurück. Anfänglich kam sie bei ihrer Mutter unter, da das Zusammenleben mit ihr nicht gut funktionierte und ihre Mutter sie verbal demütigte, zog sie in eine Frauenwohnheim. Später zog sie in eine kleine von der Gemeinde geförderten Wohnung, obwohl, wie sie sagt, sie sich im Frauenwohnheim sehr wohl gefühlt hatte. Ihre „Reinlichkeits- und Putzzwänge“ (sie bezeichnet sich damit als Cleany) hätten sie jedoch dazu veranlasst in eine eigene Wohnung zu ziehen. Die Schulschwierigkeiten mit ihrem Sohn setzten sich in Österreich fort, wobei die Biografieträgerin an der ersten Schule die Schuld beim Lehrer verortet, welcher an keiner Zusammenarbeit interessiert und zeitweise sogar gewalttätig gegenüber den Kindern gewesen war.

Fokus in der Darstellung auf ihren Sohn

Anzumerken ist, dass in ihrer Lebensablaufserzählung ab dem Zeitpunkt der Geburt ihres Sohnes bzw. spätestens mit den Darstellungen zurück in Österreich, sie vorrangig von ihren Sohn spricht bzw. sie ihn in ihren Darstellungen immer wieder verteidigend in Schutz nimmt, was dafür spricht, dass die Herausforderungen mit ihrem Sohn sie in dieser Zeit sehr eingenommen haben. Als Grund für die Rückkehr nach Österreich führt sie die Möglichkeit an dort einen „heilpädagogischen Platz“ bekommen zu können. Allerdings wurde dieser erst gewährt, als ihr Sohn bereits im zweiten Hauptschuljahr war und in einem Kinder- und Jugendheim für ein halbes Jahr fremduntergebracht wurde, weil wie die Biografieträgerin begründet, sie sich die Auseinandersetzungen mit den vielen verschiedenen Lehrern, mit denen sie in der weiterführenden Schule konfrontiert gewesen wäre, nicht zugetraut hatte. Der Übergang von Volksschule in die Hauptschule hätte in Zusammenarbeit mit dem Heim gut geklappt und ihr Sohn sollte dann wieder bei ihr wohnen. Die Lehrpersonen der Hauptschule hätten das dann aber nicht gewollt. Die Biografieträgerin vermutet, dass die Lehrkräfte gegenüber ihr vorurteilsbehaftet waren, da das Heim dem Direktor der Schule ihre psychiatrischen Befunde zur Sichtung gaben. Darin enthalten war unter

anderem die Diagnose der „dissoziativen Identitätsstörung“, Essstörungsdiagnosen sowie wohl Eckpunkte zu den Ursachen ihrer Gewaltfolgen. Bei einer Besprechung in der Schule hatte die Biografieträgerin den Direktor als sie abschätzig auslachend erlebt und der zu ihr gesagt hatte, er wisse, was mit ihr passiert war und wer sie damit sei. Für Romana Schmith wurde eine weitere Auseinandersetzung mit der Schule damit unmöglich, wie sie im folgenden Transkriptausschnitt darstellt:

Und dann hat er mich angeschaut, hat gesagt, ich weiß, was ihnen passiert ist (.) und ich weiß wer sie sind (.) und hat mich ausgelacht (.) und dann ging gar nix mehr bei mir (--). Also ich find ich find's nicht witzig (.), wenn=man liest, dass ein Kind sexuell missbraucht worden ist und misshandelt worden ist (.). Ich weiß nicht, was da so witzig dran ist, dass man eben auslachen muss ((zieht Nase auf)) (Pause 8). Aw ich konnt dann mit der Schule gar nicht mehr (-), es ist nicht=mehr gegangen (--) und dann haben sie mir auch nahe gelegt (.) a: andere Schule zu suchen für'n ##Rene@@ (--) (S. 115)

Sie veranlasste daraufhin einen Schulwechsel, worauf weitere folgten und ihr Sohn auf eine Schule für „Schwererziehbare“ musste. Dort hätte der „Abstieg“ ihres Sohnes angefangen. Sie erwähnte, dass sie in der Zeit offenbar viel dissoziiert hatte, da sie sich kaum an etwas erinnern kann und vieles nicht mitbekommen hatte. Ihr Sohn musste zudem in eine Jugendstrafvollzugsanstalt aufgrund „schweren Raubes“.

Kurz nach seiner Inhaftierung hatte die Biografieträgerin das erste Mal seit der Geburt ihres Sohnes wieder eine Beziehung zu einem Mann. Sie kam frühzeitig in Pension, führte nebenbei jedoch kleinere Reinigungsarbeiten durch, um, wie sie argumentiert, Geld für ihren Sohn beiseite legen zu können. Als ihr Sohn aus der Haftanstalt entlassen wurde, wäre er „komplett abgerutscht“, was sie mit dem Verweis auf Drogen und Alkohol näher charakterisiert. Über Kontakte bekam ihr Sohn später eine Arbeitstätigkeit, was die Biografieträgerin als einen Lebensabschnitt evaluiert, in welchem es ihr und ihrem Sohn sehr gut gegangen ist. Im Zuge der Coronapandemie verlor ihr Sohn allerdings seine Arbeit und seither würde es weiter „ständig nur noch bergab“ mit ihm gehen. Sie fügt dem hinzu, dass ihr Sohn aufgrund von Drogenvergehen allerdings auch davor schon einmal für ein Jahr eine „Fußfessel“ (elektronisch überwachter Hausarrest in der Strafhaft) gehabt hatte, aufgrund von Drogenvergehen.

Radfahrungsfall und Koda

Vor wenigen Jahren kam es zu einem Unfall, bei dem sie als Radfahrerin von einem Auto angefahren wurde, was sie auch zum Interviewzeitpunkt noch stark belastet hatte. Mit der folgenden Koda, die ihren Sohn zum Fokus hat, beendet sie ihre Lebenserzählung:

Heut steh'n wir da jetzt (--) kämpfen wir halt (.) und ich hoff, dass er's diesmal wieder schafft (--) (S. 118)

Abschließende Gedanken

Es fiel mir schwer und hat viel Zeit in Anspruch genommen Romana Schmiths autonome Haupterzählungen analytisch zu beschreiben und ihren Weg des zur Sprache bringens der sexualisierten Gewalterfahrungen damit zu rekonstruieren, ohne dabei das Gefühl zu haben, zu viel auszublenden. Gleichzeitig war es natürlich notwendig, nicht zuletzt aufgrund des Umfangs des Interviewmaterial, dass ich ihr Erfahrungsmaterial eingrenze und reduziere. Zudem finden sich in ihrer Lebenserzählung viele Brüche, chaotische Lebensphasen und Verlaufskurven. Die Anhäufung von Verlaufskurvenpotentialen (und damit auch die Hindernisse beim zur Sprache bringen) beginnen eigentlich mit ihrer Geburt durch das vollständige Fehlen von vertrauensvollen Bindungspersonen sowie durch körperliche und emotionale Vernachlässigung (bzw. Verwahrlosung) und dem ausgesetzt sein von sexualisierter, körperlicher und emotionaler Gewalt in ihrer Primärsozialisation. Ihre Biografie ist durch diese verschiedenen Gewaltformen in einem massiven Ausmaß geprägt, eine einflussreiche Prägung, die sich auch im Erwachsenenalter fortsetzen wie beispielsweise in ihren gewaltvollen partnerschaftlichen Beziehungen mit Männern. Auch finden sich sexualisierte Gewalterfahrungen in beinahe all ihren Lebensphasen. Die Auswirkungen von psychischer Gewalt auf ihren Lebensverlauf sollten dabei Beachtung finden, die insbesondere in den zwei (unabhängig voneinander stattgefundenen) aufgezwungenen Beziehungen mit den jeweiligen Männern deutlich werden. In diesen erzwungenen „Partnerschaften“ erfuhr sie ebenso sexualisierte Gewalt und wurde zu sexuellen Handlungen genötigt. Hervorheben möchte ich dabei die eben erwähnte Wiederholung: Zwei Mal taucht ein Mann auf, der ihr eine „Partnerschaft“ aufzwingt. Beide Male entsteht daraus eine Schwangerschaft und beide Male endet die Schwangerschaft mit einer schwerwiegenden Entzündung, die eine ein-monatige intensive medizinische Behandlung zur Folge hatte.

In ihrer autobiografischen Thematisierung geht hervor, dass die biografische Relevanz der sexualisierten Gewalterfahrungen durch ihren Onkel in ihrer frühen Kindheit enorm ist, da dieser Mann als einzige konstante Bezugsperson auch positiv konnotiert war. Diese starke Ambivalenz in ihrer frühen Erfahrungsaufschichtung, spiegelt sich auch in ihren Darstellungen zu den erzwungenen Partnerschaften und den darin stattfindenden sexuellen Nötigungen wider, indem sie zum Beispiel den zweiten Mann „als so gesehen zärtlichsten Liebhaber“ bezeichnet oder in ihren Versuchen Lebenssituationen, die durch manipulative und gewaltvolle Handlungen entstanden sind, in etwas weniger schlimmes umzudeuten bzw. „das Beste draus zu machen“. Hinzu kommen dissoziative Phänomene durch massive psychische Traumatisierungen, die in ihrem Lebensverlauf sowie in den Theorien über ihr eigenes Selbst eine große Rolle spielen, die in dieser reduzierten Darstellung kaum Eingang in die Analyse finden konnten. In der Verlaufskurve in der Entwicklung ihres Sohns werden diese dissoziativen Einflüsse wohl am deutlichsten in der Lebenserzählung sichtbar.

5.2.2.(3) Reflexionen zum Interview

Mein erste Eindruck von Romana Schmith hat in mir die Erwartung sie hätte „viel zu erzählen“, wurde bestätigt. Doch, dass es am Ende so viele Stunden wurden, nach denen mir der Kopf schwirrte, konnte ich nicht ahnen. Ihre Erzählungen haben mich emotional sehr bewegt und manchmal auch für einen Moment vor Fassungslosigkeit sprachlos gemacht. Romana Schmith hat beim Erzählen bei jedem Gesprächstermin viel geweint, während ich beim wortlosen Zuhören tief mitgeföhlt habe. Ich bin sehr dankbar für ihre Offenheit in ihren Darstellungen und den Einblicken, die sie mir in ihren Lebenswelten gab. Auch, dass sie sich so sehr auf das Erzählen eingelassen hat In den drei Terminen und den vielen Stunden des Interviews ist ein großes Vertrauen entstanden, vom dem ich glaube, dass es beidseitig ist, aber auch eine Nähe, die mich heute noch überrascht. Das Vertraute, das ich in dieser Interviewpartnerin finden konnte, kommt vermutlich auch durch den Dialekt, den sie spricht, der ebenfalls in meiner Kindheit vorherrschte und den ich im Gespräch mit ihr ebenfalls wieder angenommen habe.

Romana Schmith war zu unseren Gesprächsterminen doppelt so alt wie ich und könnte daher vom Alter her meine Mutter sein, doch ich hatte weder den Eindruck, dass das unser Gespräch stark beeinflusst hatte (z.B. indem sie dachte, sie müsste mich „schonen“) noch, dass es dadurch ein spürbares Machtungleichgewicht zwischen uns gab. Viel mehr hat eine gegenseitige Wertschätzung den Rahmen für das Gespräch gesetzt. An unserem letzten Gesprächstermin erzählte mir Romana Schmith, als wir das Interview nachbesprachen nach dem die Aufnahme beendet war, dass ihre Mutter kürzlich verstorben ist – zwischen unserem zweiten und dritten Termin. Unsere Gespräche hätten ihr dabei geholfen für sich ganz klar sagen zu können, dass sie nicht über den Tod der Mutter traurig wäre, sondern Erleichterung verspüre und sich auch nicht schlecht oder schuldig deswegen zu fühlen. Als ihre Schwester zu ihr kam, um sie zu fragen, ob sie ihre Mutter noch einmal sehen möchte, da hätte sie dann klar sagen können, nein, sie wolle das nicht. In den Gesprächen und im erzählen ihrer Lebensgeschichte hätte sich für sie nochmal vieles klarer herauskristallisiert, sortiert und sie hätte sich auch wieder an viele positive Dinge erinnern können. Es hat mich auch sehr geehrt und gefreut, dass sie mich am Ende in ihrer Netzwerkkarte eingezeichnet hat, bei den Menschen, die für sie wichtig sind, weil sie meinte, ich würde nun auch dazu gehören. Romana Schmith hat mich als Person mit ihrer tiefen Reflexionsfähigkeit sehr beeindruckt und in mir auch eine gewisse Demut erzeugt. Ich denke gerne, an die Stunden mit ihr zurück, die ich trotz der herausfordernden Emotionen und Themen als sehr schön in Erinnerung habe.

6. Ergebnisdarstellung und Diskussion

Das folgende Kapitel widmet sich der Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse. In der ersten Ergebnisdarstellung soll es um die Effekte der narrativen Gesprächsführung gehen sowie um die Interaktion zwischen den Erzählenden und mir als ZuhörerIn. Diese geben auch Aufschluss darüber, wie über sexualisierte Gewalterfahrungen in der Kindheit gesprochen wird bzw. wie diese zur Sprache gebracht werden. Im Vordergrund steht die Beantwortung der forschungsleitenden Fragestellungen, nämlich zum einen wie Personen, die in ihrer Kindheit sexualisierte Gewalt erfahren haben, über diese gesellschaftlich tabuisierten Erfahrungen sprechen und im Verlauf ihrer Biografie thematisieren und zum anderen welche biografische Relevanz diese Erfahrungen in den Lebenserzählungen der Betroffenen einnehmen. Weiters werden die unterschiedlichen Formen des *Zur-Sprache-bringens*, die in der Auswertung der Interviews offenkundig wurden, skizziert. Neben der verbalen mündlichen Kommunikation finden sich in den Biografien auch leibliche, also körperlich-performative Formen des Sprechens über die sexualisierten Gewalterfahrungen, die in diesem Kapitel dargestellt werden. Abschließend wird auf die hinderlichen Aspekte bei der Versprachlichung bzw. Thematisierung der sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit eingegangen, welche in den Lebensverläufen der BiografieträgerInnen hervorgehen. Dargestellt werden die Ergebnisse gemäß dem Gütekriterium der intersubjektiven Überprüfbarkeit, entsprechend finden sich viele Zitate von Transkriptausschnitten um die Nachvollziehbarkeit der Analyse zu gewährleisten (Przyborski & Wohlrab-Sahr, 2014: 401, 409).

6.1 Zur Interaktion zwischen Erzählenden und ZuhörerIn

Da es sich um ein sensibles und emotional stark behaftetes Thema handelt, ist es sinnvoll, einen genaueren Blick auf die Interaktion und die Gesprächsführung zu werfen und sowohl die gelungenen als auch die weniger gelungenen Aspekte darzustellen. Dieser Teil der Ergebnisdarstellung ist stärker deskriptiv angelegt, um den Einblick in die Interaktionsdynamiken zwischen StudienteilnehmerInnen und ForscherIn möglichst unvoreingenommen transparent zu machen. Eine Reflexion der Interviews bleibt dennoch zentral. Zudem wird die forschungsmethodische Herangehensweise mit dem biografisch-narrativen Interview in der Retrospektive evaluiert. Resümierend kann festgehalten werden, dass sich die gewählte Forschungsmethodik als geeignet für die Untersuchung des Forschungsinteresses erwiesen hat. In den Forschungsgesprächen ist es dennoch zu Irritationen (meinerseits) gekommen, wie im Folgenden anhand von Interaktionsbeispielen dargestellt wird und woraus sich die Schwächen der narrativen Interviewmethode erschließen lassen.

Die Interaktionen zwischen den jeweiligen InterviewpartnerInnen und mir waren dabei sehr unterschiedlich und ich wurde unterschiedlich stark in der Rolle als interviewende Person „gebraucht“ bzw. ich konnte mich unterschiedlich stark als ZuhörerIn zurücknehmen.

Die Interaktionen zwischen verschiedenen Interviewpartnerinnen und mir als Forscherin waren dabei sehr unterschiedlich und ich wurde unterschiedlich stark in der Rolle als interviewende Person *gebraucht* bzw. konnte mich unterschiedlich stark als ZuhörerIn zurücknehmen. Romana Schmith konnte sich beispielsweise beinahe vollständig auf das autonome Erzählen ihrer Lebensgeschichte einlassen. Es brauchte von meiner Seite kaum erzählgenerierende Fragestellungen, was vermutlich auch mit ihrer Redseligkeit in Zusammenhang steht. Sie konnte an allen drei Terminen viele Stunden aus dem Stehgreif erzählen. Silke Peeters selbstgestaltete Haupterzählung fiel hingegen mit einer Stunde viel zusammenfassender aus als im Fall von Romana Schmith, was jedoch auch aus 20 Jahren weniger Lebenszeit erklärbar ist. Der erzählgenerierende Nachfrageteil war allerdings auch bei Silke Peeters sehr ausführlich und sie konnte sich darin sehr gut auf das Erzählen einlassen. Sie meldete zudem rück, dass für sie dieser (Nachfrage-)Teil einfacher war, bei dem ich mich mehr mit Fragen einbrachte, daher stärker als interviewende Person hervortrat.

Bei Romana Schmith lag meine Aufgabe als Interviewerin hingegen mehr darin, ihr zu helfen, zu ihrer Haupterzählung zurückzufinden, wenn sie den Faden verlor und mich darum bat, wie der folgende Ausschnitt verdeutlicht:

I: *Vielleicht schämt sie sich für das / ich hab ja keine Ahnung, egal (-) ja (--). Nein da hab ich schon (-) dort / ja. Jetzt weiß ich nicht mehr wie ich zu meinem Vater kommen bin, wie bin ich zu meinem Vater kommen? ((lacht))*

I: Ahm mit Pakete schicken.

IP: Ja.

I: Ahm (-) Mutter...

IP: **Ah:!** Dass sie so viel gehabt hat wegen der Vernachlässigung, genau //genau// jaja. Also das, was ich gehabt hab, hab ich eh von meinem Vater gehabt, neh (-) eh nicht von ihr. (Romana Schmith, S. 29)

Auch bei der jüngsten Interviewpartnerin Anna Rothmann bedurfte es mehr „Hilfestellungen“ bei der Erzählung ihrer Lebensgeschichte und es kamen quasi zwei Haupterzählungen zustande. Die zweite entstand aus folgender Interaktion heraus:

IP: „Ich weiß jetzt gar nicht, was ich noch alles erzählen soll, das war jetzt grob zusammengefasst und total (-) unstrukturiert, eigentlich so ziemlich alles, was mir passiert ist.“

I: Ja, magst du vielleicht ahm von den mit den ersten Erlebnissen beginnen, also mit dem Alter wie du da warst und dann von dort weiter erzählen (.) so die ersten Erlebnisse, die du erinnerst?

IP: Mit meinem Vater (.) oder wie?

I: In deinem Leben, also einfach deine deine deine Geschichte von deinem Leben, von Anfang bis Ende.

IP: Ich glaub, das allererste woran ich mich erinnern kann (.) is, davon gibt's aber auch ein hau- ein Haufen Videoaufnahmen ahm, dass ich im Wohnzimmer bei uns in (nennt Stadtteil), also in der Neubauwohnung ähm getanzt hab (.) äh oder generell eigentlich die Wohnung in (nennt wieder Stadtteil) und auch dass ich meinen jüngsten Bruder immer mit zermanschten Bananen gefüttert hab ((lacht)). Also (.) äh diese große Schwester und Mutterrolle hab ich eigentlich (.) schon immer gehabt. [...]

I: Wie ging's denn dann weiter mit zwei, bis du dann irgendwann in den Kindergarten gekommen, irgendwann in die Schule:, Umzug? (Anna Rothman, S. 12)

Mein Nachfragen entstand im ersten Moment aus einer Irritation heraus, da es in ihrer autonom gestalteten Haupterzählung vordergründig um ein theoretisches Reflektieren der Beziehung zu ihren Eltern ging und um den Aufdeckungsprozess, dass ihr Vater gar nicht ihr biologischer Vater ist. Doch es ist hoch bedeutsam, dass sie diese Form der Darstellung ihrer Lebensgeschichte gewählt hat und in der Analyse wurde verständlich, warum dieser Aspekt für sie von großer Relevanz war. Meine Irritation im Interview kam daher, dass ich mehr über den Bezug zu ihren Eltern als über ihre chronologische Lebensgeschichte mit konkreten Erlebnissen und Erinnerungen erfuhr. Zudem schichtete Anna Rothman ihre Haupterzählung nicht nach den institutionalisierten biografischen Stationen auf, an denen sich Biografieträgerinnen in der Erzählung der eigenen Lebensgeschichte oft orientieren (wie Kindergarten, Schule, Ausbildung, Beruf etc.), sondern blendete diese Stationen beinahe vollständig aus. Mein irritiertes Nachfragen legte dabei meine eigene Relevanzsetzung und Orientierung hin zu Schule, Studium und Beruf offen. Es ließ mich in der Interviewsituation ein Stück weit orientierungslos in ihrer Erzählung zurück, dass sie darauf kaum einging. Ihre eigene autobiografische Thematisierung trat für mich später allerdings umso stärker hervor, nach dem ich meine Irritation darüber reflektieren konnte. Auffällig ist auch, wie Anna Rothman die Erzählaufforderung auffasste, was am Ende ihrer Koda, am Anfang des vorangegangenen Transkriptausschnittes deutlich wird. Darin kommt der (Themen-)Fokus ihrer Selbstpräsentation zum Vorschein, nämlich auf „alles“, was ihr „passiert ist“, also der Verweis auf Erleidensprozesse vor dem Hintergrund der (sexualisierten) Misshandlung durch ihren Vater, die sie im Zuge ihrer Selbstpräsentation theoretisch einzuordnen und verstehend zu reflektieren versuchte.

Im nächsten Transkriptausschnitt zeichnet sich einer der positiven Effekte der narrativen Gesprächsführung ab, welcher sich durch die stundenlange ungeteilte Aufmerksamkeit der Zuhörerin ergibt, die sich auf all das richtet, was gesagt werden möchte:

I: Wie war den das Erzählen, das Gespräch für dich eigentlich (.) jetzt?

IP: Ahm ein bisschen Kuddelmuddel war drinnen ((lacht)) teilweise hab ich mich dann halt selber nicht mehr auskannt, aber ich glaub da hab ich dich eh vorgewarnt. Ich hab halt immer so fünf Gedankensprünge und dann weiß ich selber nicht mehr wo ich bin //ja//, aber ansonsten, ich finds eigentlich ganz schön, wenn ich mal jemanden hab, der sich wirklich drei Stunden lang damit beschäftigt, <<lachend>was ich ihm zu sagen hab> ((lacht)) //Schön// Ja. (Anna Rothman, S. 45-46)

Im Gegensatz zu Anna Rothman, bei der ich den Eindruck hatte, dass das Erzählen grundsätzlich als sehr positiv erlebt wurde, machte Silke Peeters im folgenden Interaktionsschnitt deutlich, dass das Erzählen ihrer Lebensgeschichte eine Herausforderung darstellte. Unter anderem kommen dabei auch die unterschiedlichen Haltungen der beiden, die sie ihren Erfahrungen gegenüber einnehmen, zum Ausdruck.

I: Wie gehts dir denn mit unserem Gespräch? Wir sind jetzt nämlich bei (.) über fünf- <<schneller gesprochen>ah fünf Stunden!> – drei Stunden angekommen und ich hätt schon noch einige (.) ahm Punkte, wo ich gerne nachfragen würde, aber ich glaub das ist besser, wenn wir das auf zwei Termine aufteilen. Oder wie gehts dir mit de:inem (.) wie gehts dir mit dem Erzählen?

IP: (-) Es: ge:h:t, also ich muss awa ehrlich gestehn, ich hab ah (.) mich auch drauf vorbereitet und ich hab (.) auch vorige Woche mit meiner Therapeutin das durch besprochen u:nd (.) ah (.) sie hat ah gemeint, dass das ah ah (.) sicher anstrengend sein kann (.) u:nd hat mir auch die Option gestellt, dass wenns zu anstrengend is, dass ich, wann auch imma, nach unserem äh äh Gespräch, nach unserem Interview, mich bei ihr melden kann. Also noch is da / aso der Spannungslevel is nicht unbedingt hoch //mhm//. Aso von meiner Seite her wüds an und für sich noch gehn und ich hab nötige Unterstützung, solls (.) dennoch (zu viel?) sein (.) ähm zu viel sein.

I: Oke, ja dann (.) mach ma noch ein bisschen weiter. Du kannst eh jeder Zeit sagen, wenn du (.) gerne am (.) wenns für heute reicht irgendwie, ja.

IP: We- wenns für dich in Ordnung is, wenns bei dir noch geht.
(Silke Peeters, S. 35)

Da Silke Peeters' Erzählweise und Haltung – im Vergleich zu den anderen beiden Biografieträgerinnen – eher negativ gefärbt ist, war es für mich beinahe eine positive Rückmeldung, als sie beschreibt, dass ihr „Spannungslevel nicht unbedingt hoch ist“ und wir daher gerne weiter machen können. Silkes Peeters Erfahrungshaltung wurde mir besonders deutlich, als ich mir im Zuge eines Interviewabschlusses von den *sicheren* und *schönen* Aspekten ihrer Geschichte erzählen ließ. Es ging um ihren Hund, wie er zu ihr kam und im folgenden Interaktionsausschnitt fragte ich noch mal weiter nach, wie sie die erste Zeit mit ihm in Erinnerung hat:

I: Und wie war dann die erste Zeit mit ihm?

IP: Eigentlich (-) gar net schlimm, ich hab Gott sei Dank a Freundin (.) ah: (.) die gleich gegenüber von mia wohnt (.) [REDACTED] gegenüber (Silke Peeters, S. 45)

Ihre Antwort „eigentlich gar nicht so schlimm“ entsprach überhaupt nicht meiner Erwartung, sondern dem Gegenteil, da ich davon ausging, dass die erste Zeit mit ihrem Hund grundsätzlich etwas Schönes und Positives gewesen wäre. Für Peeters hingegen war es „gar nicht schlimm“.

Eine komplette Zurücknahme im Gespräch als ausschließlich zuhörende Forschende war von meiner Seite auch nicht zu jeder Zeit gegeben. Das wäre auch nicht zielführend gewesen, vor allem wenn für mich spürbar wurde, dass mein Gegenüber in einem Moment sehr emotional wurde, wie in der nächsten Textstelle durch die langen Pausen sichtbar wird. Mein Eingehen auf die Gefühle, die zwischenzeitlich bei Silke Peeters aufkamen, führte zu weiteren Erzählungen, die Aufschluss über ihr Herkunftsmilieu gaben, wie in der folgenden Interaktion zu lesen ist.

IP: Meine Omi> (---) ja (--) na war schon auch eine sehr wichtige Person in der Entwicklung (Pause 14).

I: Geht dir nahe über sie zu reden oder?

IP: Ja, vor allem, weil in kürze ihr Todestag is //mhm okay//. Sie is am [REDACTED] gestorben //mhm// u:nd (-) ja (---) sie war halt äh ah ein wichtiger Teil, ein sehr prägender Teil (---) und so wie andere äh Mama und Papa haben und die halt a wichtiger Teil sind und die Familie sind (-), wars bei mir halt so die Mama und die Oma meine Familie warn //ja// (--). Das war (--) ja / (Pause 12) ja.

I: Magst du noch ein bisschen mehr von ihr erzählen oder sollen wir weiter gehn?

IP: (Pause 6) ((Ächzt)) Ja (---) im Grunde, man kann nur sagen, sie hat ah (--) ein sehr erfülltes Leben gehabt, obwohl sie ja neunzehntundzwanzig auf die Welt gekommen is, hat sie natürlich

den zweiten Weltkrieg miterlebt //mhm// (-), der sie auch irgendwie geprägt hat, was Sparsamkeit angeht //mhm//, was ah (-) diverseste Ressourcen angeht, man muss nicht immer das Modernste vom Modernsten haben und äh (-) solange etwas passt, na das alles genährt wird, wenn was kaputt geht, dass mans halt wirklich so lang trägt, bis mans nicht mehr reparieren kann (-) ah (-); das sind so diese typischen (-) Eigenschaften, die ich von ihr noch kenn //mhm//. Sie hat im Grunde auch sehr viele Konflikte mit meiner Mutter ghabt, also sie war selber (-) sicher (-) eine sehr strenge Mutter aufgrund der Zeit aber auch //mhm//. Es ist ja doch eine andere Generation als wir sind und äh dass was sie meiner Mutter weitergegeben hat, (-) hat sie natürlich auch mir weitergegeben. (-) Sparsamer Umgang und man muss nicht jedes Kinkerlitzchen kaufen und (-) ah (-) zu besonderen Anlässen gibt es natürlich schon ah (-) irgendwas besonderes Geschenk oder so, aber (-) ansonsten muss man sich die Sachen halt erarbeiten und selber verdienen und das war auch was; (Silke Peeters, S.19)

Für das (vorsichtige) Nachfragen zu potentiell traumatischen oder emotional schwierigen Themen spricht ebenso der folgende Interaktionsausschnitt. Silke Peeters sparte an dieser Stelle weitere Darstellungen aus, um mich ihr gegenüber zu schonen, was sie auch anspricht. Ihre Äußerung, inwieweit es mir zumutbar sei, *überrumpelte* mich in dem Moment auch etwas, wie an meinem abgebrochenen Satz erkenntlich wird. Daraus ergaben sich bei mir die Fragen danach, was jetzt kommen würde auf und ob ich es denn wirklich hören wollte.

I: Mh: das heißt du möchtest nicht noch mehr davon erzählen, wie es dann nach der Geburtstagsfeier (.) bei deinem Vater war bis er dann weggegangen ist oder (-) also nur wenns für dich oke ist.

IP: Ich weiß halt nicht in wie weits ah ah (-) dir zumutbar ist.

I: Du kannst auch nur (.) / sonst würd ich ja nicht nachfragen.

IP: Oke. Na: es ist (-) [...], dann macht man sich halt schon Gedanken, ob denn äh das Gegenüber (.) nicht vielleicht triggert oder irgendwas (.), weil du hast da nicht gerade ein <<schmunzelnd> einfaches Thema genommen bei der Masterarbeit>.

I: ((lacht)) Ja: das hab ich mir sehr bewusst ausgesucht und auch gut überlegt, also.

IP: Oke:!! ((lacht)) Also ich könnt's nicht machen ((lacht)), ich könnt's nicht schreiben. Na: es war: (-) ah:m (.) er ist halt (.) sehr betrunken in die Wohnung zurückgekommen. (Silke Peeters, S. 41)

Die Rolle des Vertrauens (im Sinne von Offenheit und Empathie), dass durch geteilte Erfahrungen leichter möglich ist, also wenn ich die forschende Person und Zuhörer:in als „eine von ihnen“ wahrgenommen werde und (Macht-)Unterschiede in der Interaktion als geringer erlebt werden, möchte ich exemplarisch im folgenden Transkriptausschnitt darstellen:

IP: <<weinend>ich mein, ich bin schon so alt (.), du bist noch so jung, weißt (.). Bei mir ist //ja// so schon so, weiß nicht> ((atmet hörbar)) (---). Irgendwie zu wissen, dass du (.) ah / (-) genesen, genesen genesen werd ich nie (.), glaub ich (.), aber ich hätte gern einmal gehabt, dass solche Vorfälle halt (.) nicht=mehr sind (.) und normalerweise ist es so ((zieht Nase auf)), dass dann (.) irgendwo Fetzen zurück kommen, weißt //mhm//. Dass auf einmal kriegst so wie einen kleinen Flasher, ah (.) ja genau, da war ja irgendwas (Romana Schmith, S.124)

Indem Romana Schmith sich mit mir identifiziert bzw. vergleicht (und anmerkt, sie wäre schon so alt, ich wäre noch so jung), kann sie offener von sich sprechen. In dem Ausschnitt erzählt sie von ihren aktuellen dissoziativen Alltags-Amnesien und ihrer Befürchtung nie zu „genesen“, weswegen sie wohl die Altersdifferenz zwischen ihr und mir anspricht.

Hervorheben möchte ich auch die Rückmeldungen, die ich von Silke Peeters auf die Frage bekommen habe, was sie motiviert hatte beim Projekt mitzumachen. An ihrer Antwort zeigt sich, wie wichtig unser Vorgespräch war, bei dem ich über das Forschungsvorhaben informiert habe:

I: Was hat dich eigentlich konkret motiviert mitzumachen? Also du hast erwähnt dieses, dass du mir gern helfen möchtest bei meiner (.) Uniarbeit und so ahm (.) genau, gabs noch andere Motivationsgründe?

IP: Ja:: an und für sich schon, weil ah (-) das Thema, eben wie du in unserem Vorgespräch gsagt hast ah (.) ein relativ großes Tabuthema is //mhm// ahm (.) und ja klar, so eine (.), ich sag jetzt kleine Arbeit, wird jetzt nicht die riesengroße Wende in da äh Gesellschaft bringen und mehr Anerkennung und mehr Aufmerksamkeit bringen (.), aber: es is dennoch (-) wichtig, dass auch in so kleinen Rahmen diese Themen (.) angesprochen werden u:nd natü:rllich denk ich ma, die Professoren, bei denen die Arbeit geschrieben wird und ich nehm amal an, du wirst wahrscheinlich auch a Defensio haben oder //ja// (.), da wern vielleicht auch Leute drinnen sitzen, dann wirds auch bei denen amal (.) ja (.) thematisiert werden, ob sie dann damit was weiter machen, weiß ma nicht, awa: (.) zumindest es kommt ins Gespräch und wenns nua im kleinen Rahmen is //mhm// und ich denk mal (-) des is (.) gerade bei so einem Thema, wo in der Medizin und überall so viele Fortschritte gmacht wern //ja// und wir in einem so aufgeklärten Zeitalter sind (--) is es eigentlich schlimm (.), das sowas eigentlich noch so ein Tabuthema is //mhm//. [...] awa ah (.) gerade das Thema (.) berührt mich selba und das war auch a großer Motivationspunkt //mhm// (--) mitzumachen – also mitzumachen (.)“ (Silke Peeters, S. 44)

An Anna Rothmans Antwort auf die Frage zu ihrer Gesprächsmotivation ist noch einmal zu erkennen, dass es ihr schwer fällt, die Erfahrungen mit ihren Vater klar als sexuelle (sexualisierte) Gewalt

einzuordnen. Dazu passt auch ihrer Aussage am Ende des Textausschnittes, dass es gut wäre den Eltern ein bisschen mehr Verständnis entgegenzubringen. Ansonsten zeigt sich an Anna Rothmans Antwort erneut der positive Effekt der narrativen Gesprächsführung, nämlich ein Gegenüber zu haben, das über viele Stunden hinweg in erster Linie zuhört. Diese Gegebenheit hat sie insbesondere dazu genutzt, die Beziehungserfahrungen zu ihren beiden Eltern zu reflektieren und vermutlich auch für sich zu sortieren:

I: Kannst du sagen, was dich motiviert hat mitzumachen?

IP: Ahm (-) ich bin mir zwar nicht hundert prozentig sicher, ob meine Geschichte (.) dein (.) den Anforderungen oder dem dem Thema sexuelle Gewalt entspricht (.) oder ob man das nicht irgendwo anders einkategorisiern würd ah (.), aber andererseits denk ich mir halt (.) auch wieder (.) wenns passt, dann bist du sicher froh, wenn du mehr Interviewpartner hast ((lacht)) und (.) ähm (.) ich bin ganz froh, wenn ich mal fünf Stunden hab, um einfach mal zu quatschen ((lacht)) (((lacht)))//. Also ja (.) ja und außerdem find ichs cool, wenn ich auch ein paar Sachen ansprechen kann, die die: (-) die ich sonst halt nicht (.) die sonst nicht, weiß ich nicht wie viele Menschn lesn würdn //mhm// (.) wie zum Beispiel, dass man Eltern vielleichtn bisschen mehr (.) äh Verständnis entgegen bringen sollt ((lacht)) (.) ja (-) oder sowas in die Richtung //mhm//. (Anna Rothman, S. 75-76: 3652-2654)

In diesem ersten Textabschnitt handelt es sich um eine beiläufige Bemerkung meinerseits im Nachgespräch einer Interviewaufnahme, die bei der Biografieträgerin zur Reflexion und einer neuerlichen Einsortierung ihrer Erfahrungen führte. Diese empfand sie als hilfreich, da sie zum besseren Verständnis ihres Selbst beitrugen. Bei unserem ersten Interviewtermin, nachdem die Aufnahme schon beendet war, erzähle sie mir von ihrem Fahrradunfall, von dem ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nichts wusste, da er chronologisch in ihrer Lebenserzählung noch nicht Eingang gefunden hatte. Romana Schmith sprang dennoch plötzlich zu diesem Ereignis und sprach sehr affektiv davon. Für mich klangen ihre Schilderungen, bei dem sie als Radfahrerin von einem Autofahrer angefahren wurde und was es bei ihr auslöste, wie eine *Retraumatisierung*, was ich ihr auch rückmeldete – wohl auch, um ihre Erfahrung als leidvoll anzuerkennen. Der Terminus *Retraumatisierung* hatte eine starke Resonanz bei ihr und führte zu weiteren Auseinandersetzungen:

IP: Das wird, das ist eine spezielle Therapieform //das kenn ich nicht//, eine Traumatherapieform //aha// und ich möcht das gern machen und ich hab mir aber überlegt und deswegen geh ich auch ins Schmerzensgeld höher rein, jetzt eben über die Retraumatisierung, was ich Gott sei Dank von dir jetzt weiß //mhm// (.) ah (.), dass das mir passiert ist durch den Unfall (-) und äh (.) da möchte ich gern, wenigstens den Unfall aufarbeiten (.), dass mir's da wieder ein Stück besser geht //mhm//. (Romana Schmith, S.120)

IP: Und es ist eigentlich erst besser seit dem du mir gesagt hast, dass es eben so ist (.), dass der Unfall was mit mir gemacht hat.

I: Die Retraumatisierung meinst du?

IP: Ja (.) auch, dass ich beim Unfall traumatisiert worden bin. Allein das, auf die Idee wär ich gar nie kommen //mhm//. Ich hab schon immer einen Zusammenhang zu dem Zeitpunkt gehabt //mhm//, aber ich hab's immer am Sport festgemacht, weißt. //mhm// Weil ich doch (.) meine (.) mei/ gro- ah große Skills von mir der Sport war (.) und a in (Klinik) hab ich immer nur gedacht, es ist (.), weil ich meine Skills nicht hab //mhm//. (.) Nein es ist, weil ich ein Trauma, ein neues Trauma dazu kriegt hab und eben die Alten. Ich merk es jetzt richtig, es ist ah (.); der Unfall hat Angst ausgelöst und die Angst haut mich in die andere Angst und in die andere Angst und in die andere, also die Angst ist ganz übermächtig (.) und das hab ich in (Klinik) gemerkt, ich hab den ganzen Tag Angst, nh (.) //mh// und das sind meine Verspannungen und meine Schmerzen und=und=und=und, neh //mhm//. Ja (.) und auch dieses nicht vertrauen können, das ist alles ganz klar (.); es ist und jetzt versuch ich wieder Menschen Vertrauen zu schenken, also bewusst gegen zu steuern //mhm//, neh und hab ich auch gesagt und auch schauen, dass ich bei mir bleib egal wie sichs anfühlt (.), mein Wesen wieder zu leben. Ich bin freundlich, ich bin nett, ich bin zuvorkommend (.), dass ich da wirklich versuch mir treu zu bleiben (.), egal was gerade um mich herum passiert oder (.) wie wer zu mir ist //mhm//, ich will nicht ins gleiche Horn blasen und das war halt durch diese permanente Angst, ah (.) war ich schon sehr aggressiv auch, neh //mh//. Ja und jetzt versuch ich das alles wieder (-) für mich ((schmunzelt)). Danke dir ((schmunzelt)).

I: Ja, gerne!

IP: Jah, es hat mir keiner gesagt! (-) Ich hab überall gesagt, der Unfall, der Unfall, der Unfall, der Unfall und keiner sagt mir //oke//, dass das /

I: Na, ist ja total verständlich, dass das diese ganzen Traumagefühle halt so auslöst.

IP: Allein Retraumatisierung, ich hab ja gar nicht gewusst, dass' sowas gibt. //okay// Das ist ja in der Schwangerschaft bei mir auch passiert. //ja// Neh. Deswegen ging's mir auch die erste Zeit so extrem schlecht, ja (.) weil das alles wieder hoch. (Romana Schmith, S.127)

Weitere positive Effekte der lebensgeschichtlichen narrativen Interviews schildert Romana Schmith im Folgenden etwas längeren Interviewausschnitt, bei dem es darum ging, was sie motiviert hat, bei dem Projekt mitzumachen. Sie erzählte mir davon, dass sie vorhat eine Autobiografie zu schreiben und ihr unsere Gespräche als eine Art Vorarbeit dienen würden, da diese bei ihr zu weiteren Reflexionsprozessen geführt hatten und ihre eine Idee gaben, worauf sie den Fokus in ihrem Buch legen wolle. Trotz all

den leidvollen und massiven Gewalterfahrungen war das Erzählen ihrer Geschichte für sie nicht primär deprimierend, sondern brachte ebenso positive Erinnerungen hervor, die zu einer verstärkten Wahrnehmung der eigenen Stärken und Ressourcen beitrugen:

I: Und die: ah das Schreiben von einer Autobiografie bist/ sind dir durch unsere; deine Erzählungen bei mir wieder mehr Sachen eingefallen //ja// oder?

IP: Ja, ist mir wieder einige Sachen eingefallen, wo ich da mit rein nehmen möchte //mhm//, wo jetzt für dich gar nicht so relevant sind, aber in einem Buch vielleicht schon viel (.) Spannung dann machen würde oder auch wichtig ist //mhm//. Ja, wo man jetzt eigentlich so überfliegt und (.) wo ich aber, wenn ich so zurückdenk, wo ich jetzt bei dir viel getan hab, auch hinterher //mhm// (.) viel zurück gedacht hab (.) a an das kleine Mädchen //mhm//, dass es so freiheitsliebend durch die Gegend gestromert ist und gestreunert ist (.) ah (.) da möchte ich viel mehr Augenmerk hinrichten.

I: Ja kann mich erinnern, da hast du auch viel erzählt, ja auch vom Essen in der Natur.

IP: Ja ((lächelnd)) und das alles, es ist schon alles für mich, da möchte ich schon mehr (.) bei den Kindern bleiben (--). Also das wird schon mehr Autobiografie über meine Kindheit //mhm// (.) und vielleicht auch, was es dann eben macht und (--), also ich war ja auf einer Seite ein unwahrscheinlich glückliches Kind. Also die Gabe hab ich (.) und das hab ich auch in (Klinik) erkannt, also das (.) das ist eine große Gabe von mir //mhm//, das Positive zum sehen und mir (.) ah schöne Momente zu besorgen (.), egal woher (-). Die Gabe hab ich gehabt und das hat mein Überleben schon gesichert //mhm// (--). Und ich mag meine ganzen Kinderanteile, sie sind alle (-) sie waren alle wundervoll (-) ja und es war schon viel da bewusst und es hat mich schon an großen Schritt vorwärts gebracht jetzt das mit dir und das hob ich aber auch erwartet gehabt //mhm//, dass es was tut (.) //mhm// und natürlich muss ich weinen und natürlich macht's mich traurig, aber es es kommen viele Sachen hoch (.), die auch nicht ganz schlecht waren //mhm// und das unterscheidet mich holt auch glaub ich, einfach von anderen.

I: Ja, das wär auch noch eine Frage gewesen, eben was dich motiviert hat mitzumachen.

IP: Es hat mich motiviert erstens für mich (.) das (.) weil wa- wann macht man sowas? //ja// Ma man sitzt oft und dann weint man halt und denkt über irgendwas und dann bleibt man irgendwo hängen //mhm// und du holst mich da halt auch wieder a ein bisschen raus oder sagst, jetzt bist wieder gesprungen und (-) und man springt halt auch so, a wenn ich so denk, ich spring auch immer so //mhm// und (.) i ich wär das von dir auch bisschen sortiert bekommen, das freut mich sehr ((lacht)) (((lacht)))//, weil du kannst das ja so nicht abliefern, du musst es ja in a Reihenfolge bringen und / (Romana Schmith, S.135-136)

Berührt bzw. gerührt hat mich zudem, dass Romana Schmith mich am Ende unseres letzten Interviewtermins miteinzeichnete, als wir gemeinsam ihre Netzwerkkarte ausfüllten:

IP: Die ist mir auch wichtig, die gibt mir immer viel Kraft und (.) um das geht's ja auch, gö? [stimmt's? bzw. nicht wahr?] //mhm// Ja (.), wenn hab ich sonst noch? Dich ((lacht)). Nein ich lass dich außen vor. Tun wir dich Bekannte, tun=wir dich unter Bekannte? Aber ist mir eigentlich jetzt sehr wichtig worden, weil ich durch dich viel (-) zu mir selber (.), wenn ich's darf?

I: Ja, du darfst ((lacht)).

IP: Michelle, da her, gö //mhm//. (Romana Schmith, S. 144)

6.2 Biografische Relevanz der sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit

In dem folgenden Abschnitt werden einige exemplarische Interviewausschnitte analytisch veranschaulicht, die sich mit der biografischen Relevanz beschäftigen, welche die sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit für die Biografieträgerinnen einnehmen. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass in den analysierten Biografien die sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit als ein subjektiv stark empfundener Einfluss auf den weiteren Lebensverlauf hervortreten.

In der Analyse von Silke Peeters Biografie (siehe 5.1.3) wurde die negative biografische Relevanz der sexualisierten Gewalterfahrung bereits deutlich, die sie als „dramatisches“ (S.2) bzw. sogar das „einschneidendste Ereignis“ (S. 7) in ihrer Biografie markiert. Silke Peeters Biografie unterscheidet sich von den anderen beiden Biografien insofern, als dass die sexualisierte Gewalterfahrung in ihrem Fall ein einmaliges Ereignis darstellte, wohingegen sich die Gewalt bei den anderen beiden über mehrere Jahre zog und sie eine nähere Bindung zum Täter hatten.

Trotz dass Romana Schmith in ihrer Kindheit, aber auch in ihrem Erwachsenenalter diverse schwere Gewalterfahrungen und Misshandlungen erfahren musste, ist sie heute bei einer Beratungsstelle in Therapie, die sich auf Traumatisierungen durch sexualisierte Gewaltformen spezialisiert hat. Es lässt sich durch ihre Relevanzsetzung annehmen, dass die sexualisierten Gewalterfahrungen in ihrer Kindheit einen großen Einfluss auf ihre Biografie und ihr Geworden-Sein hatten. Das kam ebenso in ihrer autobiografischen Thematisierung zum Ausdruck. Eine Erklärung dafür kann sein, dass sie dieser Form von Gewalt bereits sehr früh als Kleinkind (oder sogar schon als Säugling) ausgesetzt war. Des Weiteren erzählte Romana Schmith ausführlich über ihre Probleme in der Sexualität und sprach wiederholt von der Abhängigkeit, die sie in früher Kindheit zu ihrem Onkel empfunden hatte (autobiografische Thematisierung) und die Relevanz, die der sexuelle Missbrauch durch ihn dadurch bekommt. In folgendem

Textausschnitt beschreibt sie sehr anschaulich, wie sich die Erfahrung von sexualisierter Gewalt (in der Kindheit) betroffen gewesen zu sein auf ihre Identität auswirkt. Nämlich schildert sie dies in Form einer beschädigten Identität, als Stigma, Brandmal oder als Makel, das insbesondere Männer „spüren“ würden. Männer würden bemerken, was ihr passiert sei, also, dass sie ein Opfer von sexuellem Missbrauch ist bzw. war, was wiederum dazu führen würde, dass Männer immer wieder versuchen würden, sich ihr sexuell übergriffig zu nähern. Sogar ein Psychiater bestätigt ihr diesen Eindruck: Ein „kaputtes Spielzeug“ wäre frau mit solchen Erfahrungen. Das würde im Außen bemerkt werden und niemand würde so ein „kaputtes Spielzeug“ mehr „haben“ wollen. In der Metapher Kinder bzw. Frauen, denen sexualisierte Gewalt widerfahren ist als „kaputtes Spielzeug“ zu bezeichnen bringt patriarchale Gesellschaftsstrukturen zum Ausdruck. Sowohl in der Begriffsmetapher des „Spielzeuges“ als auch in der Attribution „kaputt“ ist eine Abwertung und Objektifizierung im Kontext von Sexualisierung enthalten:

Komisch und äh (-) die Männer spüren (--), dass dir was passiert ist, dass du Opfer bist (-). Das spüren sie auch. Den Makel, denk ich, den wirst nie mehr los (-), das ist das ist ein Stigmata, das geht einfach nicht. Das ist ein Brandmal, das kriegst du nie mehr weg. Das haben sie innerhalb von Sekunden abgecheckt (-), dass du Opfer bist (-), auch wenn du's nicht willst, das ist / auch wenn du dich wehrst oder wenn du's nicht machen lässt, aber der Versuch ist immer da. Wenn's bei andere nicht versucht wird, bei dir wird's immer / also bei mir ist's immer versucht worden (-) in Richtung Missbrauch. (-) Also es wird heut noch (-). Also (-) nh- i- / mein Psychiater hat einmal gesagt, man ist ein kaputtes Spielzeug und man merkt das, es will keiner. Niemand will das mehr ((Stimme bricht weg – weint)) (Pause 27). (Romana Schmith, S. 30)

Auch in ihren Schilderungen zum Thema Sexualität, auf die sie ungefragt zu sprechen kommt, tritt der Einfluss der frühkindlichen sexualisierten Gewalterfahrungen hervor. Deutlich wird dies daran, dass sie in sexuellen Situationen mit dissoziativen Phänomenen reagiert und Schwierigkeiten hat „als Frau da zu bleiben“:

ich hab immer gedacht Sexualität hängt mit'n Missbrauch bei mir / also natürlich dieses nicht berührt werden wollen, gewisse Sexualpraktiken waren tabu (-). Das hab ich mir alles in der Therapie erarbeitet (-) hart erarbeitet (-) äh, was aber nicht heißt, dass wenn ich heut Sexualität leb, immer da bin. (-) Also es reichen Sekundenbruchteile und ich switch. Und ich hab ein ein ein ein männlichen Part, der sehr viel die Sexualität lebt (-), aber das ist für mich nicht so erfüllend (-), manchmal ja (--) aber, es ist eine andere Sexualität, es ist ein anderes **Erleben**, also (---) / ich ich ich bevorzuge Sexualpartner bei denen ich da bleiben kann //mhm//, aber ich hab das ganz selten; also es es es ist selten, dass ich permanent da bin, also es hat, ich hab das früher nicht so / es hat mir auch noch nie wer erzählt oder vielleicht hab ich das früher gemacht, ich weiß es nicht (-) oder ist das im Alter gekommen (-), dass i so viel abtauche in der Sexualität, einfach wo sie sich erweitert, wo ich auch eben in der Therapie gelernt hab oder (-), dass es mir jetzt gefällt wenn man mich berührt, wenn man mich

in=den Arm nimmt, also i- es war ein langer Weg dorthin (-) und ah natürlich, was ich mir erarbeitet und erkämpf, will ich heut aucg irgendwie leben (-) //ja// (-). Ah aber vielleicht tief drinnen halt ich's immer noch nicht wirklich aus, ich weiß es nicht oder ist es (-) / ich weiß nicht wann's wann's kippt, es geht so schnell (-) und ich hab eben (-) Sexualpartner gehabt, wo ich dann gesagt hab, ich seh nicht ein, dass ich dich nur oral befriedig (-), wie kommst du drauf, dass das meine Berufung ist und dann hat er gesagt, ich weiß gar nicht von was du redest, nah (-) wir haben ja / und wie er halt erzählt, kommen so Fetzen der Erinnerung zurück, neh (-). Also i i- es ist (-) also (-) ah ja also so (-) durch meine dissoziative Identitätsstörung ist die Sexualität immer noch nicht ganz wirklich frei und ich weiß nicht was es, also Gewalt mag ich gar nicht (-). Also das geht gar nicht oder Aggressivität da weiß ich, da switch ich weg, das das weiß ich schon (-). Aber vielleicht ist es ein ein Blick eine Geste oder ich hab keine Ahnung was (---) ja / daran arbeite ich halt immer noch (--) und es wär halt schon toll, wenn ich da bleiben könnt und als Frau da bleiben könnte. (--) Sas wär für mich auch noch so ein Therapieziel //ja// (--) (Romana Schmith, S. 34-35: 1629-1655)

Neben den dissoziativen Reaktionen im Zusammenhang mit sexuellen Interaktionen bewertet sie ihre Sexualität zudem als nicht normal, mit einer „nekrophilen Ader“, was für sie bedeutet, dass sie von ihren Partnern völlige Teilnahmslosigkeit und Passivität verlangt. Wenn diese Forderung von ihren Partnern nicht eingehalten wurden, reagierte sie mit Aggression und Gewalt oder völliger Verzweiflung, schildert sie. Sie bewertet dieses Verhaltensmuster zwar nicht positiv, jedoch konnte sie so ihren „Männerhass“ ausleben, den sie empfand und ebenfalls auf den sexuellen Missbrauch durch ihren „Onkel“ zurückführt.

Es war aber so, dass ich, also für mich, also es war mir / sowieso Sexualität schwer lebbar, ich hab sie schon gelebt dann, aber eben ah (-) nur mit ah (-) so recht nekrophile (-) Ader ((lacht)). Jetzt (-) würd ich sagen also ganz ganz teilnahmslose Männer, also ((lacht)) wirklich teilnahmslos, also ((lacht)), jeder Versuch (-) in meine Richtung wurde ja nicht geduldet. Also (--) also er durft sich nicht bewegen (-) äh äh, er durft mich nicht berühren, äh äh er durfte auch nicht aktiv sein, also so hab ich halt festgestellt für mich, dass ich so für mich eine Sexualität leben kann //mhm//. Nah, alle vorhergehenden Versuche waren / sind gescheitert mit einer normalen Sexualität, also mit angegriffen werden und ecetere pepe und dann hab ich irgendwann für mich, oh so funktioniert das aber ganz toll, nah //mhm// und in dir aber diese Sehnsucht nach einer Berührung (-), noch (-) äh / wenn's dann passiert, dass es unerträglich ist. Ja und das war dann halt auch, wenn ich dann einen Partner gehabt hab, der gesagt hat, ja jetzt will ich auch einmal aktiv sein oder so. Dann war halt das Häufchen Elend da gelegen und hat gereat [geweint], //mhm// nah. [...] also ich war sehr sehr aggressiv (-) und ich hab also die ganze Situation, also ich hab nicht mit Knebel, Fessel oder sonst, aber ich war sehr sehr dominant (-) und es hat nur passieren dürfen, was ich gesagt hab und es hat auch (-) er hat auf Befehl (-) ejakulieren müssn (-). Jo ((lacht)). Also nicht vorher und nicht nachher. In dem Moment, wo ich gesagt hab, jetzt und alles andere wurde auch mit körperlicher Gewalt dann bestraft (-), aber das kam dann auch nicht so oft vor ((lacht)). I find's irgendwie amüsant heut, aber es ist (-) irgendwo

ist es nicht amüsan, weil man kann ja so keine Beziehung leben, außer man hat halt einen Masochisten (-), aber eigentlich hab ich normale Männer gehabt. (-) Und ja (--) und so hab ich aber meine Sexualität gelebt und meine meinen Männerhass (--) mit dem hab ich dann auch umgehen können, den hab ich da auch reinverwirklichen können (---) ja. (-) Das war für mich damals alles in Ordnung und ähm ich hab eigentlich nur zwischen drinnen ein bissl was anderes angestrebt oder halt ich hätt's halt gern gehabt, dass ich nicht in die Starre verfall, wenn mich wer angreift. Also das war irgendwo schon, aber ich hab dann auch nie irgendeinen Fehler in meine Richtung gesehen, sondern immer nur den Fehler, weil der das unbedingt will //mhm//; also (--) ich verlang's ja gar nicht (-), los mich, dann ist alles in Ordnung, nah. (Romana Schmith, S. 33-34: 1581-1618)

Das hab ich auch schon relativ, relativ früh erkannt, dass da ein Problem ist, also ich hab relativ (--) früh erkannt, um zum Thema wieder irgendwie zurück zu finden ((schmunzelt)) ah ah ah, dass ich sexuell ein großes Problem hab (--) also das war für mich (---) / also meine Mutter war sehr unmoralisch durch ihren Beruf und auch so sexuelle sehr aufgeschlossen, alle in meinem Umfeld waren sexuell sehr aufgeschlossen ((lacht)) ah ah waren alle sehr unmoralisch (Romana Schmith, S.22: 1016-1022)

aber es ist halt immer wieder sind da so Situationen kommen, wo ich halt auch mich (-) in Situationen gebracht hab //ja// (-) ah, wo=ich dann halt die Konsequenzen tragen musst. Sag ich halt, also, wo / und natürlich auch zu schweren Nötigungen halt auch, weil du in Situationen reinkommst, weil ich das halt nicht ah (-) die Situationen nicht richtig abschätzen hab können (-). Ich hab's auch nie so gesehen, bis ich dann mitten drin gestanden bin, nah (-) und dann hab ich mich immer auch verantwortlich gefühlt dafür, dass ich jetzt in der Situation bin //mhm//. Also das ist, ich kann nicht sagen, dass es jetzt Vergewaltigungen waren, weil ich ja einfach ah ah dann das über mich ergehen hab lassen, weil ich in die Situation kommen bin, nah. Weil ich einfach gesagt hab, boah das (--) ähm du bist selber Schuld, dass'd da jetzt drinnen stehst und jetzt musst die Konsequenzen oder auch die Angst ah ah, wenn'st es jetzt nicht freiwillig, dann wird's dir mit Gewalt und (-) ah von dieser Gewalt hab ich unwahrscheinlich viel Angst gehabt. Ah ah (-) das ist mir nur einmal in der Beziehung passiert (-) und noch einmal also mit Gewalt. Also das ist ahm, da hab ich dann auch mit der Frau Doktor ##Fuchs@@ dann das erste Mal geredet. Das ist mir immer so ah (-) schwer auf der Seele gelegen, weil ich immer gesagt hab, was bist du für ein abartig kranker Mensch, neh. (--) Und mein vieles löst sich immer auf, wenn man mit Therapeuten darüber redet, aber es beschäftigt dich so viele Jahre und es ist so abartig und krank, also für einen selber, dass man sie eigentlich mit niemanden drüber reden traut, nah. Weil man sagt, boah, da passt ja ganz arg mit dir was nicht und das war zum Beispiel auch bei einer Vergewaltigung und das war eine richtige Vergewaltigung (-) und und im im im Nachhinein hab ich den Sex- hab ich Verkehr mit ihm gehabt, aber da hab dann ich dominiert, nah. //mhm// Und ich hab das damals gar nicht so gesehen, dass jetzt / das hab ich dann erst in der Therapie / für mich war's einfach total (--) sch- schlimm, dass ich mit dem dann noch einmal geschlafen hab //mhm// (--). Das (-) war für mich total schlimm, also im Atemzug. Also erst die

Vergewaltigung und dann noch einmal an an freiwilligen Sexualverkehr //ja// (--) und dann hab ich mit da Frau Doktor ##Fuchs@@ eben darüber geredet gehabt, weil da (-) äh das ist mir passiert, da war ich (-) zwanzig einundzwanzig und darüber geredet hab ich vielleicht mit dreiundvierzig (--) und äh äh bis dahin hat mich das immer verfolgt, also dieses komische Verhalten, neh. Und sie hat damals gesagt, ich hab mir einfach die Macht zurück geholt. Also ich hab diese ganze Situation einfach um- also für mich verharmlost (--) ah (--). (Romana Schmith)

Auch Anna Rothman erzählte mir ungefragt von Problemen in ihren sexuellen Interaktionen. Hervorheben möchte ich in ihrer Darstellung insbesondere ihre Beschreibungen zu dem Gefühl, „Typen“, die sich *freundlich* Verhalten Sexualität zu „schulden“. So schildert sie das Gefühl, nicht bewusst entscheiden zu können, was sie will, sondern „irgendwas in ihr“ würde zu sexuellen Handlungen Ja oder Nein sagen. Darüber hinaus thematisiert sie den Aspekt den „Bezug zum Körper zu verlieren“:

und (.) ähm (.) genauso auch das Sexualleben, ich hab nicht gewusst wie ich das ganze irgendwie anders sehen kann oder (.) wie ich begreifen kann (.) ah (.), dass ich eigentlich mehr Wert hab, dass ich das nicht einfach so (.) wie Werbegeschenke weggeb ((lacht)) //mhm//. Das klingt so schirch [hässlich] und ich äh; es ist halt einfach was, wofür ich mich wirklich schäm, weil ich mir einfach denk, es sollte nicht so sein und (.) ähm (-) ich weiß nicht, ich find's auch nicht oke (.) äh (.) und das sind halt Dinge, die ich in (Klinik) angesprochen hab und wo wir wirklich versucht haben daran zu arbeiten //mhm//, dass ich irgendwie (.), weil dadurch, dass ich den Bezug zu meinem Körper verloren hab, hab ich halt wirklich auch komplett den Bezug zu allen möglichen verloren, also ich hab (.) ähm das war für mich irgendwie Teil dieser Selbstverletzung und dieser Bestrafung irgendwie auch mir gegenüber und das war auch; bei mir war das früher immer so, wenn (.) wenn irgendjemand, irgendein Typ nett zu mir war, hab ich mir gedacht, ich schulde ihm das //mhm//. So hat sich's zumindest angefühlt und das war (.) scheiße, weil irgendwie; ich hab immer das Gefühl gehabt, ich kann nicht entscheiden (-), ob ich jetzt nein sag oder ja, sondern irgendwas in mir (.) sagt ja oder nein (.) und das war (.) äußerst unangenehm ((schmunzelt)) //ja//, aber es wird halt auch (.) es wird (.) sehr viel besser. Ja. (--) (Anna Rothman, S. 64)

Die biografische Relevanz der sexualisierten Misshandlungserfahrungen durch ihren Vater wurden bei Anna Rothman zudem in der Art und Weise wie sie ihre selbstgestalteten Haupterzählung strukturiert deutlich. Sowohl daraus, wie sie ihr ihr Erfahrungsmaterial ordnet als auch in ihrer autobiografischen Thematisierung: Der Vater, der nicht ihr biologischer Vater ist, weshalb er sich ihr sexuelle übergriffig verhalten konnte.

Für Romana Schmith war der Einfluss der sexualisierte Gewalterfahrung durch den Onkel auch in der Interaktion und Beziehung zu ihrem Vater spürbar, den sie erst zu einem viel später Zeitpunkt in ihrem Lebensverlauf kennenlernte. Ihre sexualisierten Gewalterfahrungen lösten Angst in ihr aus, dass auch

ihr Vater sie auf diese Weise misshandeln könnte, weshalb sie stets auf einen gewissen Abstand und eine Distanz zu ihm achtete, was sie im Nachhinein betrauert.

Aber ich hab halt immer Angst gehabt von meinem Vater=ah nicht so also (-) ich hab nie wirklich Nähe zulassen können, weil ich immer Angst gehabt hab, dass er vielleicht übergriffig wird und ich hab immer gesagt, wenn er <<brüchige Stimme>>übergriffig wird, das überleb ich nicht //mhm//. Also, wenn er von mir was will, das das halt ich nicht aus> also (--) und dadurch hab ich immer schon geschaut, dass ein gewisser Abstand da ist, also ich hätte, ich glaub ich hätte viel mehr Liebe und Nähe haben können wie i gehabt hab (-), aber ich hab's ja nicht zulassen können, <<weinend>>also ich hab viel zu=viel Angst gehabt>. (--) ((zieht Nase auf)). (Romana Schmith S. 59)

Ebenfalls im Umgang mit Kindern (sowie der Erleichterung darüber, keine Tochter zu haben) und dem Verzicht auf eine partnerschaftlichen Beziehung, um ihren Sohn vor womöglich gewalttätigen Männern zu schützen, ist die Erfahrung von sexualisierter Gewalterfahrung in ihrer Kindheit von hoher biographischer Relevanz.

Und das war in Deutschland auch, meine kleine Schwester (-) und (-) meine Nichte (-) und hat mich immer schon; **ich** war ja froh, dass ich an Buben gehabt hab (.), ich wollt immer ein Mädchen, aber ich war dann so froh, dass ich an Buben gehabt hab (.), hab ich gesagt, das hätt mich rauf und runter triggert, neh. Ich hab beim Buben schon so viel Angst gehabt (.), ich bin nirgends hin, erst wo er sprechen hat können gescheit. Also (.) wo der nicht reden hat können, hat=ihn niemand kriegt, nh. Also das ist (.) äh (---) und immer ah ah ah ah (.) Kontrolle, Kontrolle, Kontrolle=Kontrolle also so eine Panik hab ich gehabt, dass dem Kind was passiert und ich hab auch bewusst auf einen Partner verzichtet. Hab ich gesagt, was holst du=dir mit deiner Vergangenheit vielleicht für eine Seuche in's Haus, nh. (.) Und das könnt ich mir nicht verzeihen, wenn ich das rein hol. //ja// Also das (.) und bei meiner Nichte, da hab ich gemerkt, da passt was nicht. (-) Da passt was nicht. (Romana Schmith, S. 95-96)

Doch auch in der Beziehung zu ihrem Sohn, spielte ihre eigene „Missbrauchsgeschichte“ wiederholt eine Rolle. In den folgenden Transkriptausschnitten beschreibt sie zudem wie sie für sich feststellt, dass sie an seinen Handlungen nichts erkennen konnte, das sexualisierte Misshandlungen an einem Kind erklären (bzw. „provizieren“) würden und schloss auf sich selbst: Nichts was sie als Kind getan haben könne, würde die an ihr verübte sexualisierte Gewalt rechtfertigen.

Und halt auch die Missbrauchsg'schicht ist auch immer wieder hoch, also mit jedem Tag eigentlich von meinem Kind war das präsent (.), weil ich=ihn immer angeschaut hab und hab mir gedacht, da ist nix. (-) //mhm// Er transportiert mir jetzt nix, was mich irgendwie auf so Ideen bringen würde (--

-), ich hab immer darauf gewartet, dass irgendwas passiert, dass er irgendwas tut und sag, jo //mhm//
(.) logisch oder so (.) irgendwie. (Romana Schmith, S. 103)

Das war schon (.) und halt auch immer dieses dieses (Pause 4) ich könnt mir's nicht vorstellen, dass ich=ihn jetzt irgendwie belästigen würd oder angreifen würd oder so (.). Das war für mich auch immer viel präsent, also das (--) dieses Unvorstellbare (.), das (--), wo also (-) überhaupt nicht sexuell (.) war (.). also das war für mich schon immer auch so pfh: //mhm//, weil ma es ist doch immer so ein ah:: so ein (.) Schuldgefühl schwingt immer mit, nh (--) und man hat irgendwas getan oder man (.) ja und wo ich=ihn halt gesehen hab, hab ich gesagt, es ist nix da. (-) Also (.) äh, wenn er das nicht hat, hab ich das sicher auch nicht gehabt (-) also, dass irgendwas (---) / es kommt dann natürlich schon, also das ist mh-/ (--) ich mein, ich hab schon Fotos von mir ah als Kind (.) wo meine Mutter gemacht hat (-) äh: (.) wo schon sehr laszive Posen waren, nh (.) aber das kommt, das ist ja auch; das war ja nicht vorher, das kommt ja nachher //mhm// (.). (Romana Schmith, S. 103)

6.3 Formen des Zur-Sprache-Bringens

In den Analysen der Biografien in dieser Arbeit zeigt sich weiters, dass sexualisierte Gewalt gegen Kinder oft im Bereich des Unaussprechlichen stattfindet. Verbal zur Sprache gebracht wurden die sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit von allen drei Frauen erst viel später und nach Abschluss ihrer Kindheit. Das wirft die Frage auf, warum die Erfahrungen in erster Linie nicht in Worte zu fassen waren und wie sie letztlich doch thematisiert werden konnten. Das Sprechen über die eigenen sexualisierten Gewalterfahrungen in Form von Worten scheint dabei mit enormen psychosozialen und gesellschaftlichen Hürden verbunden zu sein, die von keiner der drei Biografieträgerinnen in der Kindheit überwunden werden konnte. Auch im Erwachsenenalter konnte Silke Peeters ihre Erlebnisse nicht verbalisieren, sondern brachte diese vielmehr indirekt zur Sprache. Sie leitete beispielsweise die E-Mails, die sie von ihrem Vater bekam, und in welchen er auf die von ihm verübte sexuelle Gewalt anspielte, an ihrer Therapeutin weiter. Das heißt jedoch weder, dass Silke Peeters nicht auf andere Art und Weise versucht hat, auf die sexualisierte Gewalterfahrung hinzuweisen, noch, dass sie gar nicht direkt und verbal über die sexualisierten Gewalterfahrungen sprechen könnte. Dieses Kapitel versucht daher die unterschiedlichen Formen des Zur-Sprache-Bringens von sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit darzustellen und beleuchtet, wie die Biografieträgerinnen im Verlauf ihrer Biografie aber auch im narrativen Interview drüber sprachen.

6.3.1 Verbal Thematisieren

Romana Schmith erzählte mit Mitte zwanzig ihrer Mutter zum ersten Mal von der sexualisierten Miss-handlung durch den „Onkel“, als für sie das Thema in ihrer Schwangerschaft sehr präsent wurde. Für sie stellte das eine sehr negative Erfahrung dar, da die Reaktion der Mutter ("ist doch egal, stell dich nicht so an") für sie sehr erschütternd und enttäuschend war. Darüber hinaus bedeutete das

Herunterspielen für sie, dass ihre Mutter davon gewusst hatte. Später, mit über dreißig Jahren, konfrontierte sie ebenfalls ihren „Onkel“ in einem persönlichen Gespräch direkt mit seinen Taten, die er zwar versuchte abzustreiten sowie umzudeuten, aber am Ende konnte Romana Schmith im Zuge der Konfrontation ein Geständnis ihres „Onkels“ darin erkennen. Auch das Thema der juristischen Aufarbeitung stand bei ihr im Raum, jedoch entschied sie sich gegen eine Anzeige. Im weiteren Verlauf ihrer Biografie sprach Romana Schmith wiederholt über das Thema und thematisiert offen, wenn sie bei anderen Kindern den Verdacht hegte, sie würden sexualisierte Gewalt erfahren.

Auch in Anna Rothmans Biografie spielte das Verbalisieren eine bedeutsame Rolle. So konnte sie zum Beispiel erst durch den Austausch mit anderen die eigenen Erfahrungen mit ihrem Vater einordnen und sich überhaupt erst zurückerinnern. Sie spricht mit einigen ausgewählten Freund*innen darüber, wobei ihr wichtig ist, dass niemand das Erzählte weitergibt.

Also mir ist viel von diesen Berührungsmomenten //mhm// ah (-) wieder eingeschossen und ich hab mir dann lange Zeit eingeredet, dass das nur Träume sind //mhm// ahm (.) ich werd jetzt nicht genauer drauf eingehen, was genau das ist, weil das eben genau das ist wovon ich vorher gesprochen hab //ja// ähm (-), aber: (.) ich bin (.), ich hab (.) ähm viele Leute braucht (.), die mir gesagt haben, dass das (.) dass ich drauf vertrauen soll, dass mir mein Unterbewusstsein da schon was mitteilt und dass ich mir das nicht alles nur einbilde und dass es wichtig ist, dass ich da auch hinschau. Ah bis ich (-) bis ich in Erwägung gezogen hab, dass es wirklich so passiert ist (.), weil ich's halt einfach nicht wahrhaben wollt, also ich hab mir einfach gedacht, nein, ich will nicht, dass es so passiert ist und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass es so passiert ist, weil (.) wie gesagt, das passiert nur den Nachbarn oder den Leuten aus der Zeitung, aber das passiert mir ja nicht //mhm//. (Anna Rothman, S. 58)

Ahm ich hab mit meiner besten Freundin drüber geredet, die hat ihre Eltern beide verloren (-) und die ist bei ihrer Tante aufgewachsen, die hat's nie leicht gehabt in ihrem Leben, weil die auch mit ihrer Tante und kompletten Familie komplette Probleme gehabt hat (-) ähm und ich hab irgendwie so das Gefühl gehabt, dass mich die am besten verstehen kann, weil die selber extreme Probleme mit ihrer Familie und den Eltern gehabt hat (.) und ich mir deswegen auch gedacht hab, dass sie wahrscheinlich diejenige ist, die am wenigsten davon weiter erzählen wird, weil sie eben weiß wie ungern (.) sie da (.) was (-) äh (.) wie ungern sie was weitererzählt, was dann vielleicht an dritte weitergegeben wird (-). Ähm dann mit meinem Exfreund hab ich drüber geredet (.), der ist (.) mit dem war ich sehr lange Zeit, sehr gut mit befreundet und nach der Beziehung war'n wir auch sehr gut miteinander befreundet (.) und wir haben immer noch sporadisch hin und wieder Kontakt ahm (--) selten (.), aber mit dem hab ich auch drüber geredet, weil der eben in Deutschland wohnt und wenn der's irgendjemanden erzählt, dann ist es mir wurscht //mhm//, weil wir kennen (.) kaum wen beide ((lacht)) und (.) ähm (--) dann (.) einer meiner ältesten Freundinnen hab ich's erzählt, die ich in der Siedlung damals in (nennt Stadtteil) noch kennengelernt hab (.), weil die auch Probleme mit

ihrer Familie hat ((lacht)), da die ist lesbisch und die ist aber in am sehr konventionellen Haushalt aufgewachsen (.) und die wird zum Beispiel bis heute von ihrer Lieblingsoma nicht mehr (.) nicht akzeptiert so wie sie wirklich ist und bei der hab ich halt auch des Gefühl gehabt, wenn ich mit ihr so drüber red, versteht sie wahrscheinlich (.) eher (-) ahm (.) wie sie dabei zuhören soll, als jemand, der mit seiner Familie: am besten Fuß steht //mhm// (-) ja. Also nicht mit; ich hab auch nicht besonders viele Freunde ((lacht)), aber die drei (.) und die ■■■■■, meine beste Freundin hat mir dann eben auch geraten, dass ich zu meiner Mutter gehen soll, vielleicht einmal mit ihr darüber reden sollt oder (.) äh wenn ich das nicht schaff mit irgendwie einer Hilfsorganisation, weil's eben die Einrichtungen gibt //mhm// ah wo das auch anonym ist (Anna Rothmann, S.59-60)

6.3.2 Der Körper als Ausdrucksmittel

Sehr stark traten in der Analyse bei Silke Peeters Biografie körperliche Aspekte als Ausdrucksmittel hervor (im Sinne von stellvertretenden Körperpraktiken), die das verbale *Sprechen* über die (sexualisierten) Gewalterfahrungen übernahmen. Ihre Suizidversuche und die Selbstverletzungen ihrer Haut, die psychosomatischen Bauchschmerzen mit dem Erbrechen, die dissoziativen Ohnmachtsanfälle sowie das Thema der Essstörungen erzählen davon. So können ihre Suizidversuche sowie selbstschädigenden Handlungsschemata als Versuche verstanden werden, Dinge zur Sprache zu bringen, die sie nicht in Worten ausdrücken, sondern nur *performativ darstellen* konnte. ***Es sind Praktiken, die den eigenen Körper als Ausdrucksmittel für den Konflikt zwischen Sprechen und Nicht-Sprechen verwenden.*** Die Erfahrung, über Bedeutsames und Belastendes zu sprechen, statt zu schweigen und sich durch stellvertretende Körperpraktiken auszudrücken, konnte sie erst nach und nach außerhalb ihres familiären Kontextes machen.

Das Sprechen mithilfe von performativen Praktiken, durch Handlungen oder auch mithilfe des Körpers, fand sich auch bei den anderen beiden Biografieträgerinnen. Dabei ist zu erwähnen, dass bei allen drei Frauen das Thema Essstörungen eine große Rolle spielt. Ich möchte mit dieser Thematisierung keinen kausalen Zusammenhang zwischen den Essstörungen der drei Biografieträgerinnen und ihren sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit herstellen. Dennoch soll im folgenden Abschnitt kurz theoretisch Bezug auf die gesellschaftliche Dimension von Essstörungen sowie selbstverletzendem Verhalten genommen werden.

6.3.2.(1) Körperpraktiken: Selbstverletzende Handlungen und Essstörungen

„Die extremen Körperpraktiken von Essgestörten sind Reaktionen auf extreme psychische und soziale Belastungen, die nahezu ausschließlich moderne, fortgeschrittene Gesellschaften hervorbringen.“ (Gugutzer 2012, 189)

Gugutzer sieht in Essstörungen eine vergesellschaftete Form von devianter Selbstverkörperung. Essstörungen sind also kein rein individuelles Problem, sondern mit spezifischen gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen verbunden. Daher sind Essstörungen ein zeit- und kulturspezifisches sowie sozio-psycho-somatisches Phänomen, dem zu Grunde nach Gugutzer ein Identitätsproblem liegt, das im Medium des eigenen Körpers versucht wird zu lösen. Die verkürzte Annahme, dass Essstörungen ein Schönheits-, Figur- oder Essproblem seien, werden somit infrage gestellt (Gugutzer 2012, 164f; 189).

Ähnliches kann für Selbstverletzungen der Haut sogenanntes selbstverletzendes Verhalten gelten, welches von Silke Peeters und Anna Rothmann massiv praktiziert wurde bzw. wird. Der Körper übernimmt beim Schneiden die Ersatzfunktion für die Sprache und Gefühle können so ausgedrückt werden, wenn auch unbewusst. Indirekt wird so die Sprachlosigkeit, die mit den sexualisierten Gewalterfahrungen einherging, überwunden (Teuber 2004). Diese stark körperbetonten Handlungen scheinen zunächst im Widerspruch zu dem distanzierten Verhältnis zum Körper zu stehen, welches oft mit Gewalterfahrungen einhergeht. Jedoch ist es bei genauerer Betrachtung nachvollziehbar, dass der Körper als *schwieriger* Ort zum zentralen Mittel wird, um sich auszudrücken. Der Körper stellt also eine zentrales Ausdrucksmittel dar. Dabei kann der körperliche Wundschmerz als Symbol für die seelischen Schmerzen verstanden werden. Die Not kann so zum Teil sogar öffentlich kommuniziert werden, womit das Mitteilen die zentrale Funktion der Selbstverletzung darstellt (Teuber 2004, 135f).

Diese theoretischen Annäherungen können in weiterer Folge dazu beitragen, ein besseres Verständnis zu diesen Phänomenen in Verbindung mit sexualisierten Gewalterfahrungen zu bekommen. Das sind jedoch Verbindungen, die an dieser Stelle nur kurz angerissen werden können und eigene Themen für Forschungsprojekte darstellen.

6.3.2.(2) Körperbezogene Artikulationen im Sinne einer symbolischen Kommunikation

Eine weitere Form des zur Sprache bringens tauchte bei Anna Rothman auf. Sie verweist über ihre Kleidung auf die sexualisierten Gewalterfahrungen. Ihre Bekleidungspraktiken, in denen es darum geht, ihren Körper eher zu verhüllen und ihre Haut zu verdecken, um sich „sicher“ zu fühlen, haben einen starken symbolischen Kommunikationscharakter, wie sich im folgenden Transkriptausschnitt darstellt:

Hab dann, aber dadurch, dass ich halt die ganze Zeit Kommentare bekommen hab von ihm, angefangen nur noch oversized (-) äh Oberteile zu tragen //mhm//, die (.) weil (.) weil ich mich so einfach wohler gefühlt hab. Das war (.) also (.) ich hab sogar im Sommer langärmlige Sachen angehabt, weil ich mich so unwohl gefühlt hab irgendwie in meiner Haut, weil ich die ganze Zeit des Gefühl gehabt hab, ich (---) ich bin nicht sicher genug eigentlich, also bei mir ging's eigentlich nie darum, dass ich das Gefühl gehabt hab, dass ich zu viel Haut zeigen würd oder so, sondern einfach darum, dass ich

mich einfach wirklich nicht sicher genug gefühlt hab, also (.) oversized Oberteile haben bei mir irgendwie immer die Wirkung, dass ich mich fühle als würd mich grad jemand umarmen (.) und da bin ich dann sicher //mhm//, also es ist, als würde jemand so schützend seine Arme um mich legen (Anna Rothman, S. 3-4)

Also ich hab dann kurz vor meinem achtzehnten Geburtstag bin (.) ich (.) von meinem: Bekannten (.) vergewaltigt worden und ähm (.) seit dem trag ich im Sommer nicht nur langärmelige Sachen, sondern teil- (.) weise auch lang- langärmelige Jacken ((lacht)) und immer lange Hosen, also das ist (--) ich ich (.) es ist mir eigentlich wurscht wie heiß es ist, ich hasse kurze Sachen irgendwie, also ich fühl mich so unwohl da drinnen und (.) ah mein Vater versteht das halt überhaupt nicht. (Anna Rothman, S. 8)

Ihre symbolische Botschaft durch ihre Art sich zu kleiden, die Anna Rothman zum Ausdruck bringen versucht, wurde auch von einer Bekannten ihres Vaters verstanden. Im folgenden Transkriptausschnitt geht zudem an dieser Stelle („wieso fragst du nicht einfach nach“) hervor, dass sie damit die Thematik ihrer sexualisierte Gewalterfahrungen auch vor ihrem Vater zur Sprache bringen wollte. Ob sie damit auch jene Misshandlungen durch ihn meint, geht jedoch nicht klar hervor.

und da hat er dann irgendwie gesagt, es ist total lächerlich, dass ich die Jacke an habe, außerdem die: Freundin, die beste Freundin von seiner Frau (.), die ist Sozialarbeiterin und die hat viel mit Kindern von häuslichen Übergriffen und häuslicher Gewalt zu tun äh: und die hat gemeint, weil sie mich das letzte Mal im Sommer gesehen hat, wo ich auch ne Jacke angehabt hab, ob da irgendwann einmal was vorgefallen ist, weil ich (.) weil (.) wenn man die ganze Zeit (.) langärmelige Sachen trägt und sich so verhält wie ich, ist es n sehr starkes Anzeichen dafür, dass da mal was passiert ist. ((holt tief Luft)) Und mein Vater hat dann eben so gemeint, **jah:** und das ist total peinlich und ich soll doch aufhören, weil die Leute glauben schon so was und die (nennt Namen der soeben erwähnten Freundin) hat ihn eben darauf angesprochen und keine Ahnung und ich hab mir gedacht, wieso fragst du nicht einfach nach. (Anna Rothman, S. 9-10)

6.3.3 Im Verlauf des narrativen Interviews

Silke Peeters erzählte von der sexualisierten Gewalterfahrung im narrativen Interview in einer sehr szenische Darstellung. Ramona Schmith sprach ebenfalls sehr offen über ihre sexuellen Gewalterfahrungen, die über ihre Kindheit hinausgingen, jedoch weniger szenisch, sondern umschreibender, indem sie die Gewaltwiderfahrnisse in Kategorien einteilte, wie „sexueller Missbrauch ohne Penetration“ oder „anale Vergewaltigung“. Anna Rothman bleibt in Relation zu den anderen beiden vage und etwas ambivalenter. Ihre Erzählweise ist zudem eher theoretisch-reflektierend und sie konzentriert sich in ihrer Darstellung auf die verbale sexualisierte Misshandlung durch ihren Vater. Der folgende Dialog zeigt,

dass Anna Rothman noch keine genaue Kategorisierung und Einordnung der Erfahrungen mit ihrem Vater vornehmen kann.

I: Na gut, dann noch zu ein paar kürzeren Fragen, die sich jetzt eher auf die Thematik (.) sexualisierte Gewalt beziehen //mhm//. Also einmal ganz generell, welcher Begriff ist für dich ähm persönlich am stimmigsten, wenn du jetzt an die Erfahrungen mit deinem (.) Vater denkst? Also sexueller Missbrauch, sexualisierte Gewalt oder sexuelle Gewalt (.) oder wie bezeichnest du das für dich?

IP: Ahm (--) ich würd's eigentlich mehr als als sexuellen Missbrauch bezeichnen und die Vergewaltigung definitiv als sexuelle Gewalt ((lacht)) //mhm//, weil (.) ich mein, es war Gewalt (.), die: sexuellen (.) sexuellen Handlungen entsprochen hat, aber ich bin halt mit mit blauen Flecken und allem möglichen aufgewacht //mh//, deswegen würd ich das jetzt schon als sexualisierte Gewalt bezeichnen //mhm//, ja.

I: Und warum würdest du das bei deinem Papa anders bezeichnen? Kannst du das auch sagen, oder?

IP: Mein Vater hat mich nie geschlagen (.) //okay// (-) ahm (.) wenn man das ganze jetzt auf's körperliche bezieht, wenn man sexualisierte Gewalt, aber auch als verbal betrachtet oder als psychisch, dann (.) würd ich die Handlungen von meinem Vater auch als sexuelle Gewalt bezeichnen //mhm//. (---) Aber es ist oft so, dass die: die Leute, wenn's um Gewalt geht mehr an körperliche Gewalt denken (.) und nicht so an psychische oder verbale Gewalt (.), obwohl die auch sehr präsent ist //mhm//.

I: Das heißt, wenn du von deinen Erfahrungen mit deinem Vater sprichst, dann ahm bezeichnest du es als sexuellen Missbrauch?

IP: N: damit's für die meisten Leute mehr Sinn macht – ja. //mhm// (.) Ja, weil ich persönlich seh's halt als als (-) verbal und psychische Misshandlung //mhm// (.) ähm (.) eben auch in die äh (.) alles sexualisiert //mhm//, also (.), weil die Handlungen eben sexuell warn ((lacht)), ja //ja//. (Anna Rothman, S. 73)

Während sie von der Vergewaltigung in ihrer Jugend durch einen Bekannten gut erzählen kann und auch eine Einordnung als „sexuelle Gewalt“ für sie eindeutig ist, fällt es ihr erheblich schwerer von den körperlichen sexualisierten Misshandlungen durch ihren Vater zu sprechen.

6.4 Hürden beim zur Sprache bringen

Im nächsten Abschnitt werden die Hürden beim zur Sprache bringen der sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit dargestellt, die in den Interviews offenkundig wurden. Diese Hindernisse, die auf den ersten Blick individuelle Gründe zu haben scheinen, haben ebenfalls eine soziale und gesellschaftliche Komponente, die im Resümee diskutiert werden.

6.4.1 Angst vor Unglaubwürdigkeit und „keine Stimme haben“

Die Angst, dass ihnen nicht geglaubt würde, wenn sie von den sexualisierten Gewalterfahrungen berichten würden, teilen alle drei Biografieträgerinnen und verweisen auf eine stark gesellschaftlich geprägte Dimension des Schweigens. In Silke Peeters Falldarstellung wurde dieser Punkt bereits ausführlich dargestellt, der in ihrer autobiografischen Thematisierung eine hohe biografische Relevanz einnimmt und sich mit dem Zitat „wer glaubt mir den überhaupt, (-) so da (.), dass ich einfach nichts gesagt hab“ (S 42.) charakteristisch zusammenfassen lässt. Die Angst davor, als Kind oder Jugendliche vor Erwachsenen als unglaubwürdig zu gelten, findet sich auch wiederholt in Romana Schmiths Biografie. Im ersten Transkriptausschnitt erzählt sie von der Szene, in der ihre ältere Schwester der Mutter von dem sexuellen Missbrauch durch den „Onkel“ erzählte, wie die Reaktion der Mutter darauf war und was das wiederum in ihr ausgelöst hatte. Der sexuelle Missbrauch galt bei der Mutter als „blühende Fantasie“ des Kindes, weshalb sie ihre Chancen, dass ihr geglaubt würde, wenn schon ihrer Schwester nicht geglaubt wurde, noch geringer einschätzte. In weiterer Folge vertraute sie sich als Kind und Jugendliche niemanden an, was natürlich noch weitere Gründe hatte.

Jedenfalls hat's meine Schwester dann erzählt (-) und dann hat's halt geheißt, sie hat halt eine blühende Fantasie //okay// (-). Das ist dann – es war nie, es war kein Tumult, es war auch keine Streiterei, es war auch keine Schreierei, es es war nix (--) meine Schwester hat es eben gesagt. [...] aber für mich war damals; meine Schwester halt der Liebling und äh – die @@Anni## will, die @@Anni## kriegt und äh, geh weg, die @@Anni##. Also sie hat einen wesentlich höheren Stellenwert gehabt, wie ich und da man meiner Schwester nicht geglaubt hat, also dem Liebling, den tollen, hab ich mich dann sofort – also ich habe mich nicht gemeldet, dass ich das mitbekommen (Romana Schmith, S. 4)

Später verfestigte sich Romana Schmith's Annahme als unglaubwürdig zu gelten, durch ihren Status als Heimkind. Dabei thematisiert sie auch das Fehlen von Vertrauenspersonen, denen sie nicht nur von ihrer Erfahrung von sexualisierter Gewalt erzählen hätte können, sondern auch von der Bedrohung, der sie andere Mädchen (und Jungen) ausgesetzt sieht:

aber ich hab mich auch wiederum nicht anvertraut und im Akt ist halt gestanden, dass sie alle so bemüht waren um mich und ich bin nicht mehr gekommen. [...] Äh (-) war natürlich auch das (-) die

Gefahr (-), die dort für mich gelauert hat einen Stock höher (-) und holt auch der Polytechnikumlehrer, der (-) ah da steht, ich bin der Beste von allen, nah. Und mir hat's immer nur leid getan, weil er zwei kleine Mädchen – nein ei- einen Bub hat er gehabt und ein Mädchen und mir hat's Mädchen so leid getan. Da hab ich gewusst, die wird auch irgendwann (-) äh äh äh äh äh (-) aber (-) heut tut mir vieles leid, was ich nicht gesagt hab //mhm//. Nah, aber du hast ja keine Stimme (-), wen willst'n das erzählen? Der Pflegemutter oder ihrer Tochter oder was. Es glaubt dir ja kein Schwein. Es steht ja er gegen's Heimkind (--), also das ist / du bist ja total unglaublich (-) nah. (Romana Schmith, S. 37)

Die Angst davor, dass einem nicht geglaubt wird, hängt jedoch nicht nur damit zusammen eine Heimkind oder Kind generell gewesen zu sein, sondern findet sich bei Anna Rothman auch bei sexualisierten Gewalterfahrungen in anderen Kontexten wider. Nämlich bei der Vergewaltigungserfahrung durch einen Bekannten in ihrer späteren Jugendphase:

Ja. (-) Das Problem ist nur, seine Familie ist relativ (.) bekannt in (nennt Stadt) und (andere Stadt) und (.) generell eigentlich da heroben u:nd äh (-) ich bezweifle, dass man mir das glauben würd, wenn ich's jemanden erzählen würde (.) (Anna Rothman, S. 65-66)

Aber auch bei ihren sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit im familiären Kontext, ist es diese Angst, dass ihr nicht geglaubt wird, die sie beim Sprechen hindert:

(.) ah (.) das war für mich sogar auch'n n (.) sehr wichtiger Punkt, [...] u:nd ich hab dieses Vorgespräch gehabt, mit der: (.) mit einer Vertreterin der Einrichtung, in der ich jetzt bin (.) und die hat zu mir (.) gesagt, wenn häusliche:, wenn irgendwie (.) häusliche Übergriffe oder häusliche Gewalt besteht oder irgendwie in die Richtung, dann muss sie das melden und dann hab ich sie gefragt, naja (.) und wenn ich volljährig bin, müssen sie das dann auch melden ((lacht)). Dann hat sie gesagt, naja im Grunde nicht, aber wenn da irgendwie akute Gefahr besteht, müsste sie schon was machen und dann hab ich sie eben auch gefragt, ob (.) äh und wenn das lange Zeit zurück liegt, ob sie dann auch immer noch was machen müsste oder machen kann (.) und erst als sie da dann nein gesagt hat, hab ich mich traut da- mit ihr darüber zu reden (.), weil bei mir ist das bei sehr vielen Sachen so, dass ich (.) ahm erst mal drauf schau, dass die Leute nichts machen können, also dass sie die (.) die Leute, die verantwortlichen nicht (.) konfrontieren können oder (-) da halt irgendwie halt (.) Maßnahmen einleiten, dass derjenige zur Rechenschaft gezogen wird, weil ich mir immer denk, das sind meine Kämpfe und ich hab so viel Angst, dass ich irgendwann mal in eine Situation komm (.), wo mir nicht geglaubt wird. Deswegen hab ich noch; ich bin noch nie aufgestanden und hab gesagt, Hey (.) der und der, da ist mir grad Unrecht passiert, weil ich jedes Mal zu viel Angst davor hab, dass mir kein Glaube geschenkt wird und ich glaub das (.) war auch nicht unbedingt dienlich, was meiner psychische-, was meine psychische Gesundheit betrifft. Ich hab halt dauerhaft den Schwanz einziehen. //mhm// Is halt wirklich so. (Pause 4) (Anna Rothman, S. 59-60)

6.4.2 Erfahrungshaltung: Vereinzelung, private individualisierte Erfahrung

Bereits im vorangegangenen Gesprächsausschnitt zeigt sich noch eine weitere charakteristische Erfahrungshaltung in Zusammenhang mit sexualisierten Gewalterfahrungen in der Kindheit, nämlich die einer privaten, individualisierten Haltung, einer Vereinzelung. In Anna Rothmans Darstellung ist die sexualisierte Gewalt, die ihr widerfahren ist, kein kollektives Problem, sondern es sind „ihre („meine“) Kämpfe“, womit sie daraus ein individuelles Problem macht. Zwar problematisiert sie diese Haltung ebenfalls, die nicht zuletzt ihrer psychischen Gesundheit schaden würde, jedoch ist die Angst, dass ihr nicht geglaubt würde stärker, was sie mit der abwertenden Formulierung ihres Vaters, sie würde „dauerhaft den Schwanz einziehen“ noch einmal pointiert.

Auch Silke Peeters ordnet ihre Erfahrungen an keiner Stelle in einen größeren gesellschaftlichen Kontext ein. Durch ihr Schweigen und dem nicht zur Sprache bringen der sexualisierten Gewalterfahrung verstärkt sich die Erfahrungshaltung der Vereinzelung zudem weiter. Obwohl sich Romana Schmith im Heim andere Kinder anvertrauten und ihr von ihren sexualisierten Gewalterfahrungen erzählt hatten, tat sie das nicht. Die Erzählungen von den Erfahrungen der anderen Kinder, die vermutlich schockierend und detailliert gewesen waren, führten zu keiner geteilten Erfahrungshaltung bei der Biografieträgerin, sondern zu einer Bagatellisierung ihrer eigenen Erfahrungen. Die Selbstevaluierung lautete, dass diese nicht „so schlimm“ gewesen wären.

6.4.3 Verschränkung von familiären Gewalt- und Misshandlungsformen

Die Verschränkung von mehreren Gewaltformen im familiären Kontext beim Stattfinden von sexualisierter Gewalt, fand sich bei allen Biografien und das in einem starken Ausmaß. Dabei muss jedoch nicht zwangsweise die körperliche Gewalt vom Täter des sexuellen Missbrauchs selbst ausgehen, sondern es ist der familiäre Lebensraum in der Kindheit, der von Gewalt oder von Vernachlässigung und Misshandlung geprägt ist. So ist Silke Peeters Beziehung zur Mutter mit viel physischer (und psychischer) Gewalt verbunden. Auch Romana Schmiths Beziehungen zu fast allen erwachsenen Bezugspersonen waren massiv gewaltvoll, sowohl in ihrer Herkunftsfamilie als auch in späteren Pflegefamilien. Eine Ausnahme stellte für Romana Schmith das Umfeld im Kinderheim dar, was sie als ihre schönste Zeit bezeichnet, da sie dort von niemandem Gewalt erfuhr:

im Heim da sind einfach mehr Leute, da kann nicht so; müssten alle zusammenarbeiten //ja// (.), dass da was eskalieren kann. Ich mein, es eskaliert genug, aber nicht in dem Ausmaß wie in einer Familie //ja// (.) ja. (--) (Romana Schmith, S. 119)

6.4.4 Emotionale, verbale sowie psychische Misshandlung und Gewalt

Emotionale Misshandlung und Gewalt sind genau genommen ein Unterpunkt der Verschränkung von familiären Gewaltformen, jedoch möchte ich diese Gewaltform an dieser Stelle noch einmal gesondert hervorheben, weil diese oft als weniger gravierend und als schwer greifbar wahrgenommen wird. In allen drei Biografien waren emotionale, verbale oder psychische Gewalt und Misshandlung ein enormes Hindernis beim zur Sprache bringen. Die emotionale Ebene ist aber auch als Ermöglichung der sexualisierten Gewalt zu verstehen und dieser zudem meist inhärent, was durch die Abhängigkeit und existenziellen Bindungen von Kindern gegenüber ihren erwachsenen Bezugspersonen ergibt, die sie nicht wählen können. So erfährt Anna Rothmann von ihren Eltern keine körperliche Gewalt, jedoch psychische Misshandlung vor allem durch ihren Vater, die sie anschaulich, wie in den folgenden Transkriptausschnitten beschreiben kann:

„ähm (.) aber da da kommen wir dann eben zum nächsten Punkt, dass die Kommunikation (.) zwischen uns einfach nicht stimmt, weil er generell mit mir nicht gern redet, weil (.) in seinen Augen (.) sag- (.) erstens einmal red ich zu viel, zweitens geb ich keine relevanten Informationen von mir und drittens sollt ich vielleicht besser mal nachdenken bevor ich irgendwas sag, damit ich die richtige Information im richtigen Moment zum richtigen Thema abgeb.“ (Anna Rothman, S. 10)

Wenn ich mein Vater frag, ob in seiner Firma Stellen gesucht werden, sagt er nur, nein (.), wir brauchen nämlich nur hübsche und intelligente Mädchen //ok//. Das ist halt so: ((lacht)) mh: ja ((lacht)) (-) ja. (Anna Rothmann, S. 79)

er hat mich abgeholt, ich weiß es nicht mehr genau. Ich weiß nur, dass er zu mir gesagt hat, dass ich aussieht als würd ich grad vom Strich kommen (.) //okay// und des des des (-) war un- *also* (.) es hat mich ziemlich verletzt (.). Das ist irgendwie auch so ein Mitgrund, warum ich danach glaub ich, in seiner Gegenwart fast nie mehr Röcke angezogen hab, weil ich einfach auch die Kommentare nicht (.) fördern wollte. (.) Ahm und sonst war's halt noch, dass ich dass ich (.) mich präsentieren würde, weil der Ausschnitt zu groß war oder sonst irgendwas (Anna Rothman, S. 47)

In der Beziehung zur Mutter kam es zu einer „Parentifizierung“ von Anna Rothmann, wie sie selbst benennt. Sie beschreibt sich in der Mutterrolle, dass sie „für meine (ihre) Mutter mehr Mutter bin (ist), als ich (sie) sein sollte“. Diese Eigentheorie deckt sich auch mit ihren Darstellungen im narrativen Interview. So geht ihre Mutter in ihren Darstellungen eher als „schwache“ und instabile Person mit vielen psychischen und psychiatrischen Problemen hervor. Die Ermöglichung der sexualisierte Gewalt durch ihren Vater entstand nicht ausschließlich durch die emotionale Misshandlung, die sich durch die Parentifizierung ergab, sondern auch dadurch, dass die Mutter in entsprechenden Situationen den Raum verließ.

Sie war dauerhaft fertig, sie war (.) so (-) richtig (.) depressiv, also wirklich vom Verhalten her, des merk- also wirklich, wo ihre Stimmung (-) so richtig (-) wie **dicke, schwere** Luft //mhm//. Sie war einfach so die ganze Zeit (.) so daun, dass sie irgendwie jeden anderen mitrunter zogen hat //mhm// und (-) dadurch, dass ich halt immer noch leicht in diese Mutterrolle reinfall und teilweise für meine Mutta mehr Mutter bin, als ich sein sollte //mhm// ähm (.) hab ich mich dann halt um sie gekümmert. Sprich, ich bin bei ihr geblieben, wenns ihr nicht gut gegangen is, ich hab sie im Arm gehalten, wenn sie geweint hat, ich hab ihre Hand gehalten bis sie eingeschlafen hat, ich hab ihr Bücher vorglesen, um sie auf andere Gedanken zu bringen u:nd (-) ich weiß noch einmal, da war sie wieder so fertig, da is sie in meinen Armen weinend gelegen und hat gsagt, am liebsten würd ich jetzt vom Balkon runterhupfen und ich; des hat mich und des war dann so der Moment, wo ich mia gedacht hab, jetzt reicht's mia ((lacht)) und wo ich ihr dann gesagt hab, sie soll sich bitte zsammreißen, sie is Mutta von drei Kindern (.), sie kann sowas nicht einfach sagen (.) und des hat dann auch gefruchtet, also sie hat dann (-) sie hat sich zsammgrissen und sie is jetzt auf am sehr guten Weg,“ (Anna Rothman, S. 23)

„also meine Mutter hat mit ihrer Psyche generell auch schon länger zu kämpfen. Als sie so alt war wie ich, hat sie zum zweiten Mal Magersucht ghabt, wo sie fast dran gestorben wär auch u:nd ähm (.) nach der Geburt von meim jüngsten Bruder hat sie auch so (.) a Burnout ghabt, also meine Mutter hat auch schon mehrere Burnouts ghabt, awa des nach ##Paul@@ seiner Geburt war eines der schlimmsten, die sie ghabt hat, wo sie wirklich, wo sie auch stationär ähm im Bett gelegen is und versorgt worden is von allen möglichen Ärzten, weil sie zu so gut wie nichts mehr in der Lage war, weil sie einfach (.) weil ihre Psyche so fertich war, dass sogar (.) die Psyche komplett auf ihren Körper übergriffen hat //mhm// u:nd ähm den zweiten wirklich, wirklich schlimmen Burnout hat sie ghabt als dann der (nennt einen Namen) der Pfarrer sie fallen hat lassen wie eine heiße Kartoffel, das war zweitausen- (-) zwatousendsiebzehn: (.) nein, des war früher. Ich weiß jetzt nicht, irgendwann zweitausendsechzehn oder siebzehn umadum.“ (Anna Rothman, 18)

„also (-) sie war damals auch wirklich so fertig, dass sie teilweise auch schon gsagt hat, bitte lasst's mich einfach sterbn //oke// u:nd (.) also das war wirklich, des war nicht leicht des Burnout. Es is ihr wirklich und sie war auch blaß und sie hat eigentlich hat sie ausgesehen wie a lebende Leiche. Also des (-) ja, aber ich hab sie, ich glaub ich, wir ham sie damals auch nicht wirklich oft besucht,“ (Anna Rothman, S. 19)

was meine Mama (.) nie: zugeben würd, dass sie ein Problem mit meiner Figur hat (-), aber sie hatn Problem u:nd (.) ich glaub nicht, dass sie ihm (-) ähm (-) dass ich jemals dem, was sie sich für mich wünscht, gerecht werden kann. Ich glaub nicht, dass ich jemals (.) so (.) schlank sein werd, wie sie sich das wünscht oder so viel Sport treiben würd, wie sie für richtig hält oder mich so gesund ernährn würd, wie sie's gern hätte, des ich (.) ich bin nicht sie: (.) und des is halt manchmal sehr schwierig, weil ich sag ihr das ja oft. Ich sag ihr sehr oft, ich bin nicht du und ich sag ihr auch sehr oft, Mama

ich bin nicht mehr fünfzehn, weil dadurch, also ich bin die Erste, die ausziehen wird und das steht bei mir gerade sehr (.) präsent im Raum (.) und des ist (.) schwierig für sie ähm, was absolut legitim und verständlich ist (-), aber sie (.) sie vergleicht mich sehr viel mit sich selbst (.) //mhm// und des ist irgendwie: a bissi (-) schwierig“ (Anna Rothman, S. 22)

Auch Romana Schmiths „Onkel“ brauchte keine physische Gewalt anzuwenden. Hierbei kommt wieder das Argument der Erzählerin ins Spiel, das viel Raum in der Darstellung ihrer Lebensgeschichte einnimmt. Nämlich, dass sie nicht in der „Position“ gewesen ist, um auf die „Zuneigung“ durch ihren Onkel „verzichten“ zu können, was gleichsam heißt, die sexualisierte Gewalt durch ihn in Kauf nehmen zu müssen (existentielle Bindung). Damit möchte die Erzählerin darauf verweisen auf ihren Onkel angewiesen gewesen zu sein. Diese war wohl als einziger in ihrem damaligen sozialen Umfeld auf ihre kindlichen Grundbedürfnisse eingegangen, gleichzeitig aber hatte er sich ihre Abhängigkeit und Bedürftigkeit zu nutzen gemacht, indem er das Kind sexuell ausbeutete.

Aber es ist halt auch immer dieses ähm (-) was halt drinnen ist, was ich eh weiß, wo ich eh schon lang daran arbeite, ist halt dieses (-) ah dass ich ja damals von meinem Onkel so viel abhängig war, neh. Und und und ich einfach überhaupt keine Möglichkeiten gehabt hab das irgendwo her zum bekommen (-) und es ist immer wieder, was mich heute reintriggert ist dann das (-) ah (-) *wann der mir das jetzt nicht gibt, krieg ich das nirgends mehr her. Das ist so (-) ah das Überleben ist so abhängig (-) [...] Das Gefühl ist einfach da*, wenn der heute nicht kommt, überlebe ich das nicht (-) oder es wird mir sehr sehr schlecht gehen, weil's ja so war. (-) [...] Und es braucht heute gar keine Realität sein (-), ah wenn jemand nicht (-) mein Sexualpartner (-) nicht zu mir kommt regelmäßig (-) ah (-) geht's mir schlecht (-), weil ich denke, ich muss sterben – also für mich ist es so, also (-) und das im Kopf, der ist jetzt wo anders //mhm//. Der ist jetzt bei einer, ob's ist oder nicht, ich weiß es ja nicht. Bei manchen weiß ich's ((lacht)), hab ich's gewusst, dass ich betrogen worden bin oder vom Partner oder so, aber dieses ah ah (-) Andere ist jetzt interessanter wie ich. (--) Und weil die jetzt irgendwas hat, was ich nicht hab, oder ich nicht genüge (-), muss jetzt ich darben, neh (-). Und ich muss warten (--) und ich krieg nix zum Essen und ich krieg keine Zuneigung (-) und ich hab niemanden (-), ah bis ihm noch mir der Sinn steht. (Romana Schmith, S. 43)

Die emotionale Gewalt dieses „Onkels“ war jedoch ebenfalls intentionale Manipulation, wie der folgende Transkriptausschnitt veranschaulicht. Neben den sexualisierenden Gesprächen mit dem unter 6-jährigen Kind, stellte er seine sexualisierten Gewalthandlungen als etwas dar, dass dem Mädchen helfen solle, später eine „aufgeschlossene Frau“ zu werden, die „sexuelle glücklich“ ist und dadurch auch ihren Partner einmal glücklich machen wird.

Also du bist klein, mit dir kann man nicht machen, was man alles will oder zumindest hat er so viel Charakter gehabt, dass er das glaube ich, dem Alter angepasst hat ((lacht kurz auf)) seine sexuellen

Bedürfnisse (-) und ich konnt das halt nicht komplett abdecken in meinem Alter //mhm//, also waren einfach mehrere und damit ist er auch ganz offen umgegangen mir gegenüber. Also da hat er mich auch immer behandelt, wie eine erwachsene Frau (---) //mhm//. Also da waren Gespräche, wie mit einem Erwachsenen und es war auch immer seine Begründung war auch oft (-) ah ah (-), dass ich eine aufgeschlossene Frau werd später (-) //mhm// ah (-), dass ich glücklich werd sexuell, nah, mein Partner glücklich wird, dass ich nicht so eine verklemmte Frau werd, nah. Also mit dem hat er mich auch viel, also er tut mir ja eigentlich was Gutes (-), weil sonst wird das mit mir ja gar nix, nah. (Romana Schmith, S.12)

Emotionale und psychische Misshandlung erfuhr Romana Schmith jedoch auch massiv von anderen erwachsenen Bezugspersonen wie auch von ihrer Mutter, die ihr zudem immer wieder gesagt hatte sie wäre die „geborene Hure“:

lang hab ich damit (--) ein Problem gehabt, ich hab immer gedacht, das ist mein Beruf, das ist, ich wehr mich gegen mei gegen mei gegen mein Schicksal. (-) Und egal was ich tu, ich werd eh in der Prostitution enden, das war für mich so (--); ich mein ich hab mich noch nicht prostituiert ((lacht)) (-), in keinster Weise, also nicht einmal so hausfrauentechnisch, dass ich einen Partner, weil er mir ein schönes Kleid kauft oder irgendwie da gefällig bin, das war nie. (--) Aber es war immer so im Hinterkopf, weil meine Mutter immer gesagt hat, d- du: bist die geborene Hure (-) und sie kennt niemand, wo sie sagen tät und sie hat schon so viele Mädchen – sie hat immer Mädchen gesagt – gekannt, ah (-) aber sie hat nur eine gekannt, wo’s geschafft hat sich quasi sich genug Geld auf die Seite zu machen und sich ein gutes Leben zu gestalten (-) und ich bin die andere. Also sie spürt das, also ich würd (-) ich würd das schaffen als Prostituierte einfach groß zu werden und ich bin halt (-) ja. Das war halt / das hat sie halt immer wieder gesagt, nh. Das war für sie ein ganz ein großes Thema (--) und sie baut so auf mich und sie (--) äh (-) ich bin so quasi ihr Ritter //okay//, der sie da erretten wird und (---) und ich hab mich schon immer dagegen so in mir //mhm// (-) gesträubt, so das ist eigentlich nicht der Weg, den ich gehen möchte, nah. Das hab ich eigentlich nie für mich vorgesehen und das hat mich aber immer beschäftigt (-), lang bis ich in Therapie war und das irgendwann angesprochen hab, war das für mich immer so (-): Boah:, du gehst gegen deine Bestimmung, nah und du hast nur so viele Probleme in deinem Leben, weil du eigentlich für das gar nicht bestimmt bist, was du tust. Du bist eigentlich bestimmt für die Prostitution und nur weil du das nicht tust, hast du so viele Probleme. Das wär dein Lebensziel, dein Weg, den du zu gehen hast und nur weil du dich dagegen wehrst (--) ist alles so wie’s ist. Wenn du das hinnehmen tätest (-), dich deinem Schicksal ergeben würdest, dann würd alles leichter gehen. Aber ich wollt’s halt nicht (--) (Romana Schmith, S. 30-31)

Dass die psychische Gewalt auch noch bis ins Erwachsenenalter fortbesteht, zeigt Silke Peeters Biografie und insbesondere der folgende Gesprächsausschnitt, indem die Mutter durch unwillkürliche Machtdemonstrationen und Abhängigkeitsmissbrauch ihre Erwachsene bereits berufstätige Tochter dazu

zwingt, immer um 20 Uhr zu Hause zu sein. Legitimiert wird diese Forderung durch die gesellschaftlich weit verbreitete Phrase „So lange du unter meinem Dach wohnst und die Füße unter meinem Tisch hast, gelten meine Regeln und tust was ich sage“:

„ich war neunzehn bei der Matura (.) und äh (.) viele meiner Schulkolleginnen und Schulkollegen haben mit neunzehn um einiges mehr Freiheiten gehabt als ich und ich war immer noch brav um zwanzig Uhr zu Hause //ja// (-). Ja (.) und ähm (.) das war auch im Studium eigentlich, ich war solange ich zu Hause gewohnt hab um Punkt Acht (--) und das ist gegessen. (.) Das war auch in ah: (.) in meinem ersten Dienstjahr, wo ich noch zuhause gewohnt hab und da war ich dreiundzwanzig (-) //mhm//, war ich um Punkt acht Uhr zuhause und wehe es war eine Minute später. (-) Kamen dann so Aussagen wie, <<mit leicht veränderter Stimme> solange du deine Füße unter meinem Dach hast>, gelten meine Regeln.“ (Silke Peeters, S. 34)

6.4.5 Fehlende Worte und Erinnerungen sowie psychische Traumatisierungen

Fehlende Erinnerungen und psychische Traumatisierungen entstehen zum einen aus einer Schockstarre heraus, haben zum anderen aber ebenfalls soziale und gesellschaftliche Aspekte, die das Nicht-Erinnern oder *Verdrängen* mitbedingen. Nicht zugängliche Erinnerungen spielen bei allen drei Biografien in unterschiedlicher Weise eine Rolle.

Anna Rothmann war die körperbezogene, sexualisierte Gewalt (die verbale schon) durch ihren Vater als Erinnerung nicht zugänglich, in dem Sinne, dass sie sich gar nicht als von dem Thema betroffen verstand. Auch für ihre Mutter durfte das Thema nicht existieren und sie reagierte darauf, indem sie in entsprechenden, für sie sehr unangenehmen Situationen den Raum verließ, während Vater und Tochter allein zurückblieben. Erst im Dialog miteinander konnte der sexuelle Missbrauch durch den Vater als eben das erkannt und thematisiert werden:

ähm (-) die Geräuschkulisse war so: ähm für sich sprechend und des sind halt Dinge, die ich nicht mehr gewusst hab, bis meine Mutter mich darauf angesprochen hat, weil sie eben (-) wenn die Geräuschkulisse auftreten is, des Zimmer verlassen hat, weil sie eben, weil ihr des so unangenehm war und sie sich selbst so unwohl gefühlt hat. Ähm (.) und mir is des halt erst wieder eingfalln, als sie angesprochen hat und dann sind halt sehr viele Bilder wieder gekommen, weil (-) äh ((atmet tief aus)) (--) die Situation dann doch sehr oft aufgetreten is //mhm//. (Pause 5) Ja (.), also (--) ich weiß gar nicht wann des anfangen hat und wanns aufgehört hat, weiß ich auch nicht. Ich weiß nua, dass es über mehrere Jahre gelaufen is. (---) Ja. (Pause 4) Also des is jetzt so (.), zumindest des, was meine Mama angesprochen hat. (Anna Rothmann, S. 41-42)

Ahm ja, aber es gibt halt einfach viele Dinge, die weg sind, also (-) ähm (--) des was mir meine Mutter erzählt hat, (.) was an Dingen passiert is. (.) die die die: ähm: (.), wo sie sich so unwohl gefühlt hat, dass sie schon gelaufen is, wo sie aber eben nicht drauf kommen is, dass ah vielleicht irgendwie

ahm (-) was sein könnt, was nicht hätte: (.) was nicht passiern sollte. Ähm daran hab ich mich erst wieder erinnert als sie des angesprochen hat und bis dahin war des nicht vorhandn. Also (--) ja, ja also es sind halt, ich glaub, dass es teilweise immer noch vieles gibt, was erst raufkommt (.), wenn ich, wenn ich ahm (-) des (.), wenn mein Unterbewusstsein weiß, dass mein Bewusstsein (.) bereit dafür is. (Anna Rothmann, S. 41)

u:nd ahm (.) bei mir is es ja so, dass mir selber das lange Zeit nicht bewusst war, was (-) des war, was da jetzt alles zwischen mia und meinen Vater passiert is und so weiter u:nd (.) äh (--) ich hab dann durch Träume: Erinnerungsblitze bekommen, wo mia eben vieles eben wieder eingfallen is. Vieles was (-) äh (-) vieles is jetzt über trieben, mir is <<lachend>eigentlich manches eingfalln> und irgendwann hab ich des halt auch nicht mehr ausghalten und bin zu meina Mutter gängen, da war dann meine Therapie schon wieder zu Ende, dementsprechend hab ich halt niemanden ghabt zu dem ich gehen hab können und (.) es is mia halt irgendwie auch extre:m peinlich ähm (--) daran d- d-daran erinnert zu werden irgendwie, weil ich (-) ich fühl mich (.) irgendwie – ich weiß nicht wie ich des ausdrücken soll, ich weiß nicht mia is jede Erinnerung und jeder Gedanke daran is mia so peinlich, weil ich mia einfach so denk, das (--) das so:llte (.) nicht passiern und ich sollte mich gar nicht an so irgendwas erinnern oder oder solche Gedanken in die Richtung haben, was alles da passiert (.) is und so weiter, weil sichs für mich so:: cringe ((lacht)) anfühlt. U:nd ahm (.) als ich das meine Mutter erzählt hab (-) ah::m (.) hat sie mia auch ein paar Sachen erzählt, die uns dann erst wieda (.), wo uns dann im Nachhinein auffalln is, wie: sehr das eigentlich (.) schon (.) Warnzeichen warn //mhm// ahm (-) und also es is halt so, dass meine Mutter früher den (.) Raum verlassen hat, wenn irgendwie sowas passiert is, weils ihr so unangenehm war,=aber sie is halt nie auf den Gedanken gekommen, dass mei Dad irgendwas machen könnt, was ((holt tief Luft)) (.) nicht oke: wär, weil (.) man geht ja nicht davon aus, dass einem selber des passiert, das (.) das passiert den Nachbarn oder den Leuten aus der Zeitung, aber nicht dir selbst, weißt (.) was ich mein? //ja// Das ahm (.) das is gleich wie mit (.) mit äh generell Vergewaltigungen.“ (Anna Rothman, S. 7-8)

Interessant ist an diesem Transkriptausschnitt von Anna Rothman auch die Aussage, die das Verhalten der Mutter, wenn sie den Raum verlässt, legitimiert. Man würde schließlich nie davon ausgehen, dass einem so etwas wie sexualisierte Kindesmisshandlung selbst betrifft. Solche Dinge würden schließlich nur den Nachbarn oder „Leuten aus der Zeitung“ passieren, wie das auch bei Vergewaltigungen der Fall wäre wäre.

Etwas anders gestalten sich die nicht zugänglichen Erinnerung an die sexualisierte Gewalterfahrung bei Silke Peeters. Es scheint so, als hätte sie von Anfang an gewusst, in welche Kategorie sie die Gewalt einordnet, was sie durch ihren Vater und einen anderen Mann erleiden musste. In ihrem weiteren Lebensablauf versucht sie sich eher vor den Erinnerungen zu schützen, indem sie nicht darüber spricht und eine starke körperliche Reaktion der Dissoziation ausprägt, die sie davor schützt das Thema zu thematisieren, wie sie im folgenden Ausschnitt beschreibt:

Aber zuvor, wema irgendwie an das Thema zu nahe herangekommen is (.) hat mein Körper ah und meine Psyche mich von den Erinnerungen geschützt indem ich dissoziiert bin //mhm// (.) und ich bin komplett weg, also wirklich umgekippt, wie wenn ma an Kreislauf- (.) Kollaps hat und wa:r weggetreten //mhm// (.) als Schutzmechanismus, das ich (-) daran keine Erinnerungen (-) hervor holen muss (Pause 4) ja. (Pause 13). (Silke Peeters, S. 40)

Die Nicht-Zugänglichkeit von Erinnerungen bezieht sich jedoch ausschließlich auf das sexualisierte Gewalterlebnis bzw. auf Teile davon (die Gewaltspitzen). Da sie jedoch erinnern könnte, was unmittelbar davor und danach passiert war sowie körperliche Erinnerungen, die sie in Form von Schmerzen davontrug, wusste sie, dass es sich um einen sexuellen Übergriff gehandelt hatte:

und dann ah ah hab ich eigentlich nur noch dieses (-) komplett konträre Handeln ah (.) mich nicht raus lassen, weil eigentlich wollt er, dass ich raus auf die Couch geh (.) äh (.) und dann bin ich nua noch ah (--) ins Bett gedrückt worn, festgehalten worden, hab <<Stimme klingt etwas erstickt>(-) eben Mund und Nase zughalten kriegt ähm (--) ja (.) gewürgt wordn äh> (-) Hände überall ah gespürt am ganzen Körper auch ah dann langsam unters (.) Gewand (.) schlüpfend (-) und dann hat eben auch da ah Schutzmechanismus eingesetzt, dass ich (.) ah (.) eigentlich keine wirklichen Erinnerungen hab, was (.) noch //mhm// weiter passiert is und erst am ahm Morgen (.) ohne Gewand ah ah zwischen den beiden ausgezogenen Männern (.) munter geworden bin und Panik (--) nua noch geschaut hab wie ich ausm Bett rauskomm ohne sie: aufzuwecken (.) ah::, weil ich nicht gwisst hab wies weiter geht, wenn sie munter werden (Silke Peeters, S. 41)

Romana Schmith hatte gleich zu Beginn ihrer Erzählung angemerkt, dass sie in ihrem Lebensverlauf immer gewusst hatte, dass sie durch ihren „Onkel“ „sexuellen Missbrauch“ erfahren hat, ihre Erinnerungen dazu wären also nie blockiert gewesen, anders als bei ihrer Schwester. Ab wann sie in ihrer Biografie die sexualisierte Gewalt durch ihren Onkel auch als solche einordnen konnte, geht in ihren Darstellungen jedoch nicht klar hervor. Dass dies nicht von Anfang an der Fall war, ist anzunehmen, da die sexualisierte Gewalt durch diesen Mann im Kleinkindalter bereits vor dem dritten Lebensjahr begann. Es gab für sie daher kein Leben vor dem sexuellen Missbrauch, zudem ist ihrer Biografie durch die unterschiedlichen, aber kontinuierlichen und massiven Gewalterfahrungen durch eine Auf(-und Ab-)spaltung ihrer Wirklichkeit und Identität geprägt. Diese Versuche des Aussteiges aus ihrer gewaltgeprägten Wirklichkeit mit den damit verbundenen Emotionen, führte ebenfalls zur Diagnose einer *dissoziativen Identitätsstörung*.

ich hab's nie verdrängt, ich hab's immer gewusst (--) ah (-) und es w:ar immer so eine Frage in mir (-) – warum ist das damals so gelaufen, nah. Ja und wo meine Mutter dann nachher nach der Geburt bei meinem Kind war und dann (-) ist mir halt wieder diese Szene extrem eingefallen, wo's meine Schwester halt gesagt hat (-) und dann hab ich meine Schwester damals angerufen. //mhm// Wir

haben ja nie an guten Kontakt gehabt, nie gut uns wirklich gut verstanden (-) und dann hab ich meine Schwester angerufen und hab gesagt, du mah entschuldige, ich weiß nicht, ich seh das halt noch immer wie damals, also ich sehe diese Szene noch so und war das damals wirklich so oder bilde ich mir das nur ein? Und meine Schwester hat aber alles verdrängt gehabt //okay//. Für meine Schwester war das nie präsent //mhm// und mit der Frage von mir ist es bei ihr auch alles präsent gewesen //okay// und dadurch hat's mich gleich noch mehr gehasst dann als Erwachsener ((lacht kurz auf)) nah. (Romana Schmith, S. 4-5)

Die Fragmentierungen ihrer Wirklichkeit werden am ehesten an plötzlichen Sprüngen in ihrer Erzählweise deutlich, wie ein Chaos oder eine Unordnung, die ihre Narration zeichnet – Aspekte von Desorientierungen in ihren Darstellungen oder Erzählabbrüchen. Sie erzählt aber auch von Situationen, in denen sie erkennt, dass sie sich von der Wirklichkeit abspaltet oder in denen sie bedeutsame Erinnerungslücken für sich aufdecken kann. Dieses Abspalten von ihrer Wirklichkeit, also den Wechsel in eine andere Identität (das „Switchen“) beschreibt Romana Schmith als einen inneren Vorgang, wo „der Nebel aufzieht“ (S. 129). Zudem finden sich in ihrer erzählten Biografie einige Hinweise, dass es auch nach ihrem Onkel in ihrer Kindheit (sexualisierte) Gewalterfahrungen sowie andere belastende Erfahrungen stattfanden, die sie nicht erinnert, wie im daran anschließenden Transkriptausschnitt zu lesen ist. In diesem Abschnitt erzählt sie plötzlich von ihrem „Pferdetrauma“, dass sie mit ihrem Pflegevater in Verbindung bringt, der sie zum Voltigieren zwang, nachdem sie auf einer Messe mit der Pflegefamilie darum bat, auf einem Pony reiten zu dürfen:

Was war noch dort? Bevor wir dort weggehen. ((lacht kurz auf))(Pause 5) Ja (-), hah aber es / keine Ahnung äh (-) jetzt in (nennt Psychosomatische Klinik) hab ich mein Pferdetrauma bewältigt ((lacht)) (Stimmlage hat sich seit 1:12 verändert) //okay//. Also für mich war's ja ganz schlimm, ich hab ja ah ah Pferdeweide Wei- Weide? Ja ah (-) oder Pferde oder einen Stall oder das hab ich ja schon von irgendwo gerochen //mhm//, also für mich haben Pferde unwahrscheinlich gestunken und das war für mich unerträglich, ich / wenn einer im Straßenbahn im Bus, ich hab sofort gewusst, der hat ein Pferd. Ah für mich war das ganz schlimm der Geruch von einem Pferd. Der Geruch von einem Pferd war für mich – geht gar nicht und er, <mit erhöhter Stimme sprechend> Mah so> / Ich kann / ich hab gesagt, es sind schöne Tiere, ist für mich alles okay, ich ich kann die Pferde nicht, ich kann den Geruch, ich halt's nicht aus.

Und das Endresultat halt von dem Wunsch da auf dem Pony zum Sitzen, war halt dann, dass ich anfangen hab müssen zum Voltagieren (--) //mhm// ah (--) auf einem einem Springpferd, auf am Vollbluthengst hab ich voltagiert, nah. //okay// Also das optimale Pferd zum Voltagieren (-), ah ich weiß nicht was da alles vorgefallen ist, es muss was gewesen sein (-), da ich ja traumatisiert war ((lacht kurz auf)) //mhm//. Ah (-) ich bin nie runter gefallen, das weiß ich (-) ah, ich weiß nicht (---)

i i ich ich hab keine Ahnung. Ich weiß nur, dass es jetzt alles (---) alles (---) jetzt stören mich Pferde nicht mehr, [...]

Nein allein ein Mensch, der sagt, ich mag Pferde, hab ich schon nicht mögen //ja//. Egal, ob er reitet oder nicht. Allein der Wunsch reiten zu wollen oder der Wunsch ein Pferd zu haben. Egal wie weit das weg ist (-), der Mensch war für mich ein ganz schlechter Mensch und es war für mich einfach unmöglich mit so einem Menschen Kontakt zum haben. Oder einer, der eben nach Pferd riecht, das ist //ja// (-) / ich hab immer schon eine feine Nase gehabt und ich riech die von da- von Weitem oft. Jetzt riech ich's nicht mehr //okay//. Also ich geh oft im Wald und dann von (-) d- de- ihre Pferde vorbei und es stört mich einfach nicht mehr und ich rieche auch nix mehr. Also dieser widerliche, penetrante Geruch ist weg. Ich weiß nicht, ich weiß nicht was da passiert ist (-), i ich hab keine Ahnung, aber es muss was //mhm// (-) gewesen sein. Halt große Rätsel wird's immer geben was da war, aber ich war gut im Voltagieren, das weiß ich [...] Es war ich und er (-) und das Pferd und ich hab gemacht was er gesagt hat [...]

Im Zuge der Ausführungen in denen sie darstellt, dass ihre traumatische Reaktion auf den Geruch von Pferden für sie auch heute noch rätselhaft ist, kommt sie zudem auf den Adoptivsohn ihrer Pflegeeltern zu sprechen. Dieser arbeitete ebenfalls mit dem Pferd und in vorangegangenen Darstellungen charakterisierte sie ihn als jemanden, von dem sie sich in Acht nehmen musste, da er zu sexuell übergriffigen Handlungsweisen tendierte und ihre Schwester vergewaltigt hätte.

Ja (-), aber (--), aber irgendwas war. Was war, ich hab keine Ahnung, ich kann mich da nicht an nichts (-) erinnern, ob er mich jetzt geschlagen hat, wenn ich nicht gut war //mhm// oder ich was / da weiß ich gar nix (-). Er war jetzt nicht so gewalttätig, wir haben ihn eh fast nie gesehen (-) und dadurch hat er nicht so viel ah (-) gewalttätig sein können, weil er war weg bevor wir aufgestanden sind, also vor sechse in der Früh war er schon weg. Um sechse sind=wir aufgestanden (-) hah und um sechse am Abend sind=wir ins Bett gegangen, da war er noch nicht da //mhm// (-), außer ich hab halt dann voltagiert, dann hab ich speziell mit ihm Kontakt gehabt //mhm// (-), aber sonst haben wir ihn eigentlich so gut wie nie gesehen (---) ja. [...] / da war's schon und da hab ich mir gedacht, war es mei; mein Pflegebruder war ja ah; da Adoptivsohn war ja ah so a böartiger Mensch, also der war ja schon älter. War sehr böartig (-) und und der ist Springeritten (-) und den hat das Pferd auch regelmäßig verletzt und ihm aber auch, also meinem Pflegevater (Romana Schmith, S. 17-18)

In diesem Transkriptausschnitt sieht es so aus, als wollte sie zuerst einen Gedanken äußern „und da hab ich mir gedacht, war es mein [Pflegebruder (Adoptivsohn der Pflegeeltern), der mit dem Trauma im Zusammenhang steht]. Der ursprüngliche Satz wird von ihr jedoch abgebrochen und in eine Charakterisierung des Adoptivsohnes als „so ein böartiger Mensch“, der „ja schon älter“ war umgeändert. Ihre wiederholte Attribution des Adoptivsohnes als „böartig“ führt sie in diesen Zusammenhang jedoch

nicht weiter aus. Sie erwähnt lediglich, dass das Pferd den Pflegebruder wie auch den Pflegevater regelmäßig verletzt hätte.

Im Folgenden wird in einem abschließenden Auschnitt zur Ergebnisdarstellung versucht, Anna Rothman's Schwierigkeit darzustellen, die Erfahrungen von sexualisierter Gewalt als Kind einzuordnen und verstehen zu können.

ich mein mit Acht Jahren checkt man noch nicht wirklich (-) was falsch läuft, wenn man das Gefühl hat, dass was falsch läuft ähm (.) oder (.) was genau es jetzt grade is, was falsch läuft, aber man merkt, dass was falsch läuft //mh//, man spürt irgendwie trotzdem, man weiß, dass grade was nicht richtig is (.) u:nd äh ((atmet tief aus)) [...] (.) Jahre später (.) und ich mein wirklich (.) letztes Jahr erst, hab ich realisiert (.) äh was es damals war, was mir (.) eigentlich irgendwie gezeigt hat, dass da grad irgendwie was falsch läuft ahm, was ich halt mit acht nicht begriffen hab, des war (.) ahm (.) zum einen hab ich glaub ich einfach gespürt wie unruhig mein Vater war und zum anderen hab ich halt auch an meim Rücken spürn können, dass gerade irgendwas nicht so ganz passt wies passen sollte u:nd ah: (.) des war auch des, was ich meiner Mama dann erzählt hab, die mir dann eben die Sachen von noch früher erzählt hat, wo ich dann eben (.) ah wo ich mich an sehr vieles erinnert hab (.), wovon ich (.) zu dem Zeitpunkt nichts mehr gwusst hab (.) oder was in meiner Erinnerung nicht mehr existiert hat. (-) Ja (.) so viel dazu ((lacht)). (Anna Rothman, S. 77-78)

Sie beschreibt ein diffuses Gefühl, dass in den sexualisierten Misshandlungssituationen „was falsch läuft“ und sie gespürt hat, dass etwas „nicht richtig“ ist, jedoch konnte sie die Situationen als Kind nicht verstehen und entsprechend auch nicht in Worte fassen. Erst als junge Erwachsene, im Jahr vor dem Interview, konnte sie diese Ereignisse rückblickend besser einordnen und verstehen. Das Fehlen von Worten und das Nicht-Einordnen-Können dieser Erlebnisse in so jungen Jahren, hat es für Anna Rothman wohl lange unmöglich gemacht, sich daran erinnern zu können. Erst als sie begann, die Bruchstücke zusammen mit Erinnerungen von ihrer Mutter in den Kontext von sexuellem Missbrauch einzuordnen, wurden ihr weitere Erinnerungen zugänglich.

6.5 Limitationen und abschließende Reflexion

Um die Ergebnisdarstellung und Diskussion abzuschließen, wird am Ende noch auf einige Limitationen des durchgeführten Projekts reflexiv Bezug genommen.

Die biografieanalytische Annäherung an die Thematik mit der Erhebungsmethode des narrativen Interviews im Forschungsprozess hat sich als ergiebig erwiesen. Die Zurückhaltung als interviewende Person bei der narrativen Interviewführung soll die Beeinflussung der Interviewpartner*innen durch die interviewende Person möglichst gering halten, damit die Relevanzen der Interviewpartner*innen in den Vordergrund treten können. Eine geringfügige Beeinflussung der Interviewpartner*innen ist natürlich auch

im narrativen Interview nicht möglich. Zudem wäre dies meines Erachtens bei sensiblen Themen wie sexualisierter Gewalt forschungsethisch auch nicht vertretbar, weil eine Aufklärung über das Forschungsvorhaben notwendig ist.

Die Beeinflussung zu gewissen Relevanzsetzung in einigen Themenschwerpunkten entstand mit Sicherheit schon im Vorgespräch bei meinen Interviewpartnerinnen. Bereits auch schon bei der Anwerbung meiner Interviewpartner*innen wurde kommuniziert, dass es bei meinem Forschungsvorhaben um die Thematik sexualisierte Gewalterfahrungen in Kindheit und Jugend geht. Auch wenn ich in der Erzählaufforderung nicht mehr explizit darauf Bezug nahm, wussten meine Gesprächspartnerinnen natürlich längst, welchen Themen ihrer Biografie mein besonderes Interesse galt. Zwar versuchte ich im Vorgespräch deutlich zu machen, dass mich alle Bereiche ihrer Biografie interessieren und von Bedeutung waren und nicht nur jene, die die sexualisierten Gewalterfahrungen beinhalten. Dennoch wird die Perspektive, von der aus sie ihre Lebensgeschichte erzählten, davon nicht unbeeinflusst geblieben sein. Diese Themenbeeinflussung wurde insbesondere bei Anna Rothman sichtbar, als sie in ihrer Koda, „das ist alles was mir so passiert ist“, ihre Haupterzählung abschließt sowie in unserer darauffolgenden Interaktion. Allerdings darf auch nicht außer Acht gelassen werden, dass die Thematik des sexuellen Missbrauchs durch ihren Vater erst in den letzten zwei Jahren aufgebrochen ist, wodurch es naheliegend scheint, dass es sich für sie dabei in gewisser Weise um ein vordergründiges Thema handelt.

Des weiteren darf nicht unerwähnt bleiben, dass alle drei Biografieträgerinnen gleichzeitig auch psychiatrische Patientinnen waren oder geworden sind. Es wäre natürlich ebenso wichtig einen Blick darauf zu werfen, wie sich der Weg des Zur-Sprache-Bringens der betroffenen Personengruppe gestaltet, die sich nicht im medizinisch-psychologischen oder psychiatrischen Feld bewegen. Insbesondere deshalb, um in der Auseinandersetzung mit jenen Personen, die in ihrer Kindheit sexualisierte Gewalt erfahren haben, nicht in eine Viktimisierungs- und Pathologisierungsperspektive zu geraten. Aber auch männlich gelesene Personen, Personen mit eigener Migrationsgeschichte und andere marginalisierte Personengruppen konnten im Zuge dieses Projekts nicht in die Forschungsperspektive Eingang finden.

Für eine methodische Umsetzung einer vollständig durchgeführten Biografieforschung, die dem Wechselverhältnis von Individuum und Gesellschaft gerecht wird – also zu analysieren wie sich die Gesellschaft im Subjekt verhält (und umgekehrt) – muss nach Rosenthal der Einzelfall eingebettet in seinem historischen und gesellschaftlichen Kontext umfassend betrachtet werden (Rosenthal 2005, 46f).

„Es gilt zu berücksichtigen, dass biographische Erlebnisse ebenso wie die Kommunikationen über diese Erlebnisse in unterschiedliche soziale Rahmungen eingebettet sind. Welche Bedeutung biographischen Erlebnissen seinerzeit zugeschrieben wurde, wie sie in den Erfahrungsvorrat eingeordnet wurden, ist ebenso wie deren Präsentation in der Gegenwart des Erzählens

von solchen sozialen Rahmungen und den damit zusammenhängenden kulturellen Regeln abhängig.“ (Rosenthal 2005, 51).

Für die Analyse der unterschiedlichen sozialen Rahmungen, wie Rosenthal es formuliert, sind neben den lebensgeschichtlichen narrativen Interviews mitunter noch Forschungsmaterialien und Daten anderer Art notwendig. Im Rahmen dieser Masterarbeit war diese Facette für mich als einzelne Forscherin jedoch nicht umzusetzen. Den Umfang und die Zeit, den die stufenweise Analyse der durchgeführten Interviews im Forschungsverlauf einnahmen, spiegelten sich wiederum in der Bearbeitung, Auswertung und Analyse dieser wider, was für mich zu Beginn nicht absehbar war. Womit ich wiederum gerechnet habe, war die Auseinandersetzung mit den eigenen Emotionen in der Phase der Interviewführung. Dieser Prozess war allerdings weit weniger emotional *belastend* als wie sich das vielleicht so manche*r Leser*in ausmalen würde. Eine größere emotionale Herausforderung hingegen stellte die Dichte und der Umfang des Datenmaterials für mich dar.

Was die emotionssoziologische und feministische Herangehensweise betrifft, so hat sich auch diese als sinnvoll erwiesen. Wie auch mein persönlicher Bezug zur Thematik, ohne den das Projekt so wohl nicht hätte stattfinden können bzw. sich die Interviews mit weniger Offenheit und Vertrauen gezeigt hätten. Forschende Personen, die zu einem Thema arbeiten, das sie in welcher Form auch immer persönlich betrifft und das in ihrer Arbeit auch transparent machen, erscheint mir zumindest im deutschsprachigen wissenschaftlichen Diskurs als eine eher tabuisierte Vorgehensweise.

Zusammenfassend sind die vorgelegten Ergebnisse und Analysen als ein Zwischenstand eines ersten Forschungs- und Analysezyklus zu verstehen, die einer weiteren Differenzierung und Verdichtung benötigen. Für ein umfassenderes Verständnis der Thematik ist einerseits die Betrachtung von weiteren Fällen notwendig, andererseits wurden auch die Analysen zu den drei dargestellten Fällen noch nicht ausgeschöpft.

7. Resümee und Ausblick

In dieser Arbeit wurde der Versuch unternommen, sich einerseits an die komplexe Wechselbeziehung zwischen Gesellschaft und Individuum, andererseits an die Wechselbeziehung zwischen Sprechen, Trauma (bzw. Erinnerung) und Tabu anzunähern. Es war ein Seiltanz mit Emotionen, Tränen, Traumatheorien, meiner Rolle als Forscherin, aber auch mit mir als Person und der entstandenen Nähe zu den Interviewpartnerinnen. Mein Wechsel zwischen Mikro- und Makroperspektiven lässt sich sowohl in der Gewaltsoziologie und der Biografieforschung, als auch in der Emotionssoziologie verorten und hat zum Einschlagen von explorativen Forschungszugängen geführt. Die biografiethoretische Herangehensweise wurde methodologisch mit emotionssoziologischen und feministischen Forschungsansätzen wie dem *emotionally engaged research* (Campbell 2002) und Aspekten der Autoethnografie (Adams, et al. 2015) verknüpft. Durch die Analyse des empirischen Datenmaterials führte die Forschung schlussendlich zur Soziologie des Körpers.

Die Verflechtung von kollektiven Diskursen zum Themenfeld sexualisierter Gewalt gegen Kinder und dem individuellen *zur Sprache bringen* der Betroffenen, kommt in ihren Biografien und der Art des „Sprechens“ über die erlittenen Erfahrungen zum Ausdruck. Dieses *Sprechen* wird überwiegend durch Körperlichkeit und performative Praktiken, die den Körper/Leib zum Kommunikationskanal machen (Essstörungen, selbstverletzende Handlungen, Suizidversuche, das Tragen von langen und körperverdeckender Kleidung) vollzogen. Auf eine Weise können Handlungen wie Suizidversuche sowie selbstschädigende Handlungsschemata als Versuche verstanden werden, Dinge zur Sprache zu bringen, die nicht in Worten, sondern nur performativ ausgedrückt werden können. Dabei werden Praktiken gewählt, die den eigenen Körper als Ausdrucksmittel für den Konflikt zwischen Sprechen und Nicht-Sprechen verwenden. Soziales, Kultur und Gesellschaft kommen dadurch zum Ausdruck, dass das kollektive Sprachtabu, über Erfahrungen im Themenbereich von sexualisierter Gewalt in der Kindheit zu sprechen bzw. die soziale Ordnung durch die körperlich/leibliche Dimension gleichzeitig eingehalten wie auch überwunden und verändert wird. Nach Gabriel (2021, 69) sind „leibliche Körper als Eindrucks- und Ausdrucksträger normativer Vorstellungsbilder soziokultureller Projektionsflächen“ zu verstehen. Das heißt in leiblichen Körpern ist eine komplexe indexikalische und symbolische Sprache eingeschrieben, die diskursiv im Sinne sozialer Ordnungen durch Kommunikations- bzw. Performanzschablonen biografisch angeeignet werden (ebd.).

In diesem Sinne ist das Sprechen nicht als ausschließlich verbale, mündliche Kommunikation zu verstehen. Auch in den Sprechwissenschaften gibt es Ansätze, die den Fokus weg vom Sprachlichen als Produkt hin zum *Prozess des Sprechens* legen, was in den Biografien dieser Arbeit beispielhaft zum Ausdruck kommt (Heilmann 2010, 269). Der Körper gewinnt in einem Prozess kommunikativer Gestaltung einen performativen Charakter im Sinne eines „doing“, nach dem Konzept zu „doing gender“, jedoch weit über die Dimension von Gender hinausreichend (Heilmann 2010, 269f). Zudem kann die Körperbezogenheit von Gewalt ohnehin nicht umgangen werden, weshalb eine Soziologie der Gewalt

diese miteinbeziehen muss. *Leiblichkeit und Sinnlichkeit* sind dabei als fundamentale Aspekte von Gewalt zu begreifen (Trotha 1997, 27). Im negativen Sinne ist Gewalt somit der Inbegriff einer sinnlichen Erfahrung in deren Mittelpunkt der Körper steht (Trotha 1997, 26).

Körper und Leib fanden längst Eingang in konzeptionelle Überlegungen der (deutschsprachigen) Biografieforschung wie z.B. bei Fischer-Rosenthal (1999). So können *Silke Peeters* Bauchschmerzen, das Erbrechen in der Volksschule und die dissoziativen Phänomene, die sie am mündlichen sprechen über das sexualisierte Gewalterlebnis hinderten *als körperliche Artikulationen im Ausdrucksfeld des Leibes* (S. 37ff) verstanden werden. Diese körperlichen Reaktionen können dabei als *die Sprache des Leibes* („Leib-sein“ / „Körper-haben“) angesehen werden (Fischer-Rosenthal 1999, 33). Auch das Thema Essstörungen, das sich bei allen Studienteilnehmerinnen fand, die selbstverletzenden Handlungen der Biografieträgerinnen sowie *Romana Schmiths* dissoziative Identitätsstruktur können konzeptionell wohl so eingeordnet werden. Auch die leibliche Dimension von Emotionen kann hierbei nicht ausgeklammert werden. Handlung und Kommunikation, beides prominente Themen der Soziologie, haben ihren Ausgangspunkte im Leib (Fischer-Rosenthal 1999, 28) und lassen sich eben nicht immer unabhängig von diesem begreifen wie das in den Sozialwissenschaften oft versucht wurde. Ähnliches gilt für die Ausklammerung von Emotionen im Forschungsprozess sowie anderen Kontexten.

Die individuellen (und psychischen) Gründe, warum lange nicht und erst nach Abschluss von Kindheit und Jugend mündlich über die sexualisierten Gewalterfahrungen gesprochen wurde, unterscheiden sich bei den jeweiligen Biografieträgerinnen. Betrachtet man das Phänomen jedoch auf der gesellschaftlichen Ebene, ähneln sich die Gründe: Es bestehen Angst, dass einem nicht geglaubt wird, das Gefühl „keine Stimme zu haben“, die Erfahrung als Kind in der Familie kein Mitspracherecht gehabt zu haben („solange du deine Füße unter meinem Dach hast, gelten meine Regeln“ (Transkript *Silke Peeters* S. 34)) und Erfahrungen von Machtmissbrauch sowie Ausnutzung von Abhängigkeiten. Zu nennen sind weiters: fehlende Kinderrechte, die generationale- und Gender-Dimension, die bürgerlich patriarchale Familie und der Mythos des Fremdtäters. Konzepte von Privatheit in Familien verstärken oder ermöglichen dabei viele dieser Probleme.

In den Lebensgeschichten der Biografieträgerinnen der vorgestellten Forschungsarbeit finden sich individualisierende Narrative, d.h. eine *Erfahrungshaltung der Vereinzelung* (private, individuelle Erfahrung). Dieser Erfahrungshaltung ist wohl die gesellschaftliche Norm bzw. *soziale Ordnung* über sexualisierte Gewaltwiderfahrnisse in (sämtlichen) sozialen Kontexten nicht zu sprechen inhärent. Das Ergebnis der Erfahrungshaltung der Vereinzelung, wie auch andere Ergebnisse der Forschungsarbeit decken sich mit Erkenntnissen anderer Studien z.B. der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs z.B. Andresen et al. (2021) oder der AuP-Studie (Scambor 2017). Aus diesen Studien und aus den Biografieanalysen der vorliegenden Arbeit geht hervor, dass neben der sexualisierten Gewalt noch weitere Gewaltformen und Misshandlungen im Zuge des Heranwachsens erfahren

werden, die sich insbesondere in der Familie verorten lassen. Neben dieser Verschränkung von Gewaltformen und -kontexten in Kindheit und Jugend kommt es zu weiteren Gewaltwiderfahrnissen im späteren Lebensverlauf.

Die vorläufigen Ergebnisse dieser Forschungsarbeit zeigen sich gerade in ihrem *Wie* des Sprechens und des Thematisierens von sexualisierten Gewaltwiderfahrnissen, sowie in der Verschränkung von Gewaltformen im Kontext von Erziehung, dass eine Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt gegen Kinder und Jugendliche nicht individualisiert und auf einzelne abgeladen werden kann. Sie zeigen auch, dass es sich bei Gewalt um keine „private“ Angelegenheit handeln kann, wenn sich der Raum Familie mit seiner gesellschaftlich konnotierten „privaten“ Sphäre als ein gefährlicher Raum zum Heranwachsen für Kinder und Jugendliche herausstellt. Personen die in familiären Räumen an Kindern und Jugendlichen sexualisierte Gewalt ausüben, werden hingegen „geschützt“, weil die Gewalt durch das Konzept von Privatheit oft „ohne Konsequenzen“ bleibt. In diesem Sinne können die Ergebnisse wohl auch als Kritik an der patriarchalen Familie bzw. dem patriarchalen Familienverständnis verstanden werden. Sie sollen Anstoß dafür sein, sich in der Familiensoziologie mit der Thematik zu befassen. Der emotionssoziologische Zugang dieser Arbeit hat sich als sinnvoll herausgestellt, da er ermöglichte die scheinbare Dichotomie von Privatem und Öffentlichkeit aufzubrechen. Die kollektive gesellschaftliche Ausblendung von sexualisierter Gewalt gegen Kinder zeigt sich aber auch in Gewaltkontexten außerhalb der Familie. (Sexualisierte) Gewalt gegen Kinder ist ein tabuisiertes gesellschaftliches Problem, das mit einer Schweigenorm kollektiv „bewältigt“ wird. Pädokriminalität ist jedoch viel mehr als ein Thema über das „man“ nicht spricht. Diese Form der Gewalt sowie sexuelle Ausbeutung von Kindern und Jugendlichen ist strukturell in der Gesellschaft verankert, was vor allem aus Kapitel 2.1 dieser Arbeit hervorgeht.

Die vorliegenden empirischen Einblicke in Form von Falldarstellungen gemeinsam mit ersten Theoretisierungsversuchen unterstreichen den Forschungsbedarf in der Soziologie, sich verstärkt mit individuellen Perspektiven (in Form von z.B. einer *dichten Beschreibung*) zu beschäftigen, um kollektive und soziale Phänomene im Kontext von Gewalt, Tabu und Sexualität in der Tiefe verstehen zu können. In der vorgestellten Forschungsarbeit hat sich gezeigt, dass diese Beschäftigung nicht ohne Konzepte von Körper/Leib und Emotionen vonstatten gehen kann. Abschließend möchte ich daher zu Forschungsmethodiken anstoßen, die sich nicht vor Emotionalität und der Involvierung des eigenen Selbst in der Forschung scheuen und eine Reflexion der Forscher*innenrolle beinhalten.

8. Literaturverzeichnis

- Adams, Tony E., Stacy Linn Holman Jones, und Carolyn Ellis. 2015. *Autoethnography*. New York, New York : Oxford University Press,.
- Andresen, Sabine. 2018. Gewalt in der Erziehung als Unrecht thematisieren. Perspektiven aus der Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs. *Zeitschrift für Pädagogik*: 6–14.
- Andresen, Sabine, und Marie Demant. 2022. Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in der Familie Erkenntnisse aus der Aufarbeitung. *Interdisziplinäre Fachzeitschrift*.
- Baader, Meike Sophia. 2017. Zwischen Enttabuisierung und Entgrenzung. Der Diskurs um Pädosexualität und die Erziehungs-, Sexual- und Sozialwissenschaften der 1970er bis 1990er Jahre. *Erziehungswissenschaft* 28: 27–38.
- Bange, Dirk. 2016. Geschichte der Erforschung von sexualisierter Gewalt im deutschsprachigen Raum unter methodischer Perspektive. In *Forschungsmanual Gewalt*, Hrsg. Cornelia Helfferich, Barbara Kave- mann und Heinz Kindler, 33–49. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Bange, Dirk, und Günther Deegener. 1996. *Sexueller Mißbrauch an Kindern: Ausmaß, Hintergründe, Folgen*. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union.
- Bargetz, Brigitte, und Birgit Sauer. 2015. Der affective turn. Das Gefühlsdispositiv und die Trennung von öffentlich und privat. *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 24: 93–102.
- Becker, David. 2014. *Die Erfindung des Traumas: Verflochtene Geschichten*. Psychosozial-Verlag.
- Bell, Patricia. 2015. *Sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Partnergewalt: Zusammenhänge und Interventionsmöglichkeiten bei häuslicher Gewalt*. 1. Aufl. Verlag Barbara Budrich.
- Blakely, Kristin. 2007. Reflections on the Role of Emotion in Feminist Research. *International Journal of Qualitative Methods* 6: 59–68.
- Brensell, Ariane. 2017. Politische Dimensionen von Trauma: Zur gesellschaftlichen Vermitteltheit von Gewaltfolgen. In *Handbuch Trauma - Pädagogik - Schule*, Hrsg. Monika Jäckle, Bettina Wuttig und Christian Fuchs, 133–146. transcript Verlag.
- Campbell, Rebecca. 2002. *Emotionally involved : the impact of researching rape*. New York : Routledge,.
- Carl Eduard Scheidt, und Gabriele Lucius-Hoene. 2015. Kategorisierung und narrative Bewältigung bindungsbezogener Traumaerfahrungen im Erwachseneninterview. In *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*, Hrsg. Carl Eduard Scheidt, Gabriele Lucius-Hoene, Anja Stukenbrock und Elisabeth Waller, 26–38. Stuttgart: Schattauer.
- Demant, Marie, und Sabine Andresen. 2020. Sexualisierte Gewalt gegen Kinder in der Familie. In *Handbuch Familie*, Hrsg. Jutta Ecarius und Anja Schierbaum, 1–16. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Demant, Marie, Sabine Andresen, Galliker, Anna, und Luzia Rott. 2021. *Sexuelle Gewalt in der Familie. Gesellschaftliche Aufarbeitung sexueller Gewalt gegen Kinder und Jugendliche von 1945 bis in die Gegenwart*. Berlin: Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs.

- Deppermann, Arnulf, und Gabriele Lucius-Hoene. 2005. Trauma erzählen – kommunikative, sprachliche und stimmliche Verfahren der Darstellung traumatischer Erlebnisse Hrsg. Brigitte Boothe. *Psychotherapie & Sozialwissenschaft. Zeitschrift für qualitative Forschung und klinische Praxis* 7: 35–73.
- Detka, Carsten. 2005. Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews. *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung* 6: 351–364.
- Dux, Günter. 2019. *Geschlecht und Gesellschaft - Warum wir lieben: Die romantische Liebe nach dem Ver-lust der Welt*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Emcke, Carolin. 2016. *Weil es sagbar ist: über Zeugenschaft und Gerechtigkeit*. 4. Auflage. Frankfurt am Main: Fischer.
- Finkelhor, David, Richard J. Gelles, Gerald T. Hotaling, und Murray A. Straus, Hrsg. 1983. *The Dark side of families: current family violence research*. Beverly Hills: Sage Publications.
- Fischer, Wolfgang, und Martin Kohli. 1987. Biographieforschung. In *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Hrsg. Wolfgang Voges, 25–49. Opladen: Leske + Budrich.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram. 1999. Biographie und Leiblichkeit. Zur biographischen Arbeit und Artikulation des Körpers. In *Biographie und Leib, Reihe „Edition psychosozial“*, Hrsg. Peter Alheit, Bettina Dausien, Wolfram Fischer-Rosenthal, Andreas Hanses und Annelie Keil, 15–34. Giessen: Psychosozial-Verlag.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram, und Gabriele Rosenthal. 1997. Warum Biographieanalyse und wie man sie macht. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 17: 405–427.
- Freyd, Jennifer J. 1996. *Betrayal Trauma: The Logic of Forgetting Childhood Abuse*. Harvard University Press.
- Gabriel, Sabine. 2021. *Körper in biografieanalytischer Perspektive: zum Verhältnis von Körper, Biografie und ihrer Erforschbarkeit*. Opladen Berlin Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Geertz, Clifford. 1987. *Dichte Beschreibung : Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gerstendörfer, Monika. 2007. *Der verlorene Kampf um die Wörter: opferfeindliche Sprache bei sexualisierter Gewalt ; ein Plädoyer für eine angemessene Sprachführung*. Paderborn: Junfermann.
- Gnau, Birte C., und Eva L. Wyss. 2019. Der #MeToo-Protest: Diskurswandel durch alternative Öffentlichkeit. In *Alternative Öffentlichkeiten. Soziale Medien zwischen Partizipation, Sharing und Vergemeinschaftung*, Hrsg. Stefan Hauser, Roman Opilowski und Eva L. Wyss, 131–166. transcript Verlag.
- Gugutzer, Robert. 2012. *Verkörperungen des Sozialen: neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*. Bielefeld: Transcript.
- Hagemann-White, Carol. 2016. Grundbegriffe und Fragen der Ethik bei der Forschung über Gewalt im Geschlechterverhältnis. In *Forschungsmanual Gewalt*, Hrsg. Cornelia Helfferich, Barbara Kavemann und Heinz Kindler, 13–31. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

- Harvey, Penelope. 1997. Die geschlechtliche Konstitution von Gewalt. Eine vergleichende Studie über Geschlecht und Gewalt. In *Soziologie der Gewalt, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Hrsg. Trutz von Trotha, 122–138. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heilmann, Christa M. 2010. Performativ-kommunikative KörperRäume. In *Körperhandeln und Körpererleben: Multidisziplinäre Perspektiven auf ein brisantes Feld, Körperkulturen*, Hrsg. Anke Abraham und Beatrice Müller, 269–278. Bielefeld: Transcript.
- Helfferich, Cornelia, Barbara Kavemann, und Heinz Kindler, Hrsg. 2016. *Forschungsmanual Gewalt*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Herman, Judith Lewis. 2015. *Trauma and recovery. The Aftermath of Violence – From Domestic Abuse to Political Terror*. 2015 edition. New York: BasicBooks.
- Hoffmann-Riem, Christa. 1980. Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – der Datengewinn. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 32: 339–372.
- Jacob, Nina. 2008. „Understanding suicide: Conversations with the bereaved“. Cardiff University.
- Kavemann, Barbara. 2016. Erinnerbarkeit, Angst, Scham und Schuld als Grenzen der Forschung zu Gewalt. In *Forschungsmanual Gewalt*, Hrsg. Cornelia Helfferich, Barbara Kavemann und Heinz Kindler, 51–67. Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Kavemann, Barbara, Annemarie Graf-van Kesteren, Sibylle Rothkegel, und Bianca Nagel. 2016. *Erinnern, Schweigen und Sprechen nach sexueller Gewalt in der Kindheit: Ergebnisse einer Interviewstudie mit Frauen und Männern, die als Kind sexuelle Gewalt erlebt haben*. Wiesbaden: Springer VS.
- Keilson, Hans. 2005. *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern : Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*. Unveränd. Neudr. der Ausg. von 1979. Gießen: Psychosozial-Verl.
- Kleemann, Frank, Uwe Krähnke, und Ingo Matuschek. 2013. *Interpretative Sozialforschung*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Kraft, Hartmut. 2015. *Die Lust am Tabubruch*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lamnek, Siegfried, Jens Luedtke, Ralf Ottermann, und Susanne Vogl. 2012. *Tatort Familie: Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Levine, Peter A. 2017. *Sprache ohne Worte: Wie unser Körper Trauma verarbeitet und uns in die innere Balance zurückführt*. 8. Auflage. München: Kösel.
- Loch, Ulrike. 2008. Spuren von Traumatisierungen in narrativen Interviews [20 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 9: 14.
- Loch, Ulrike, und Gabriele Rosenthal. 2002. Das narrative Interview. In *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*, Hrsg. Doris Schaeffer und Gabriele Müller-Mundt. Bern: Verlag Hans Huber.
- Long, Christopher. 2015. *Der Fall Loos*. Wien: Amalthea.
- Mills, C. Wright, (Charles Wright),. 2000. *The sociological imagination*. Fortieth anniversary edition. Oxford : Oxford University Press,.

- Pelika, Anton. 1994. Tabus in der Politik. Zur politischen Funktion von Tabuisierung und Enttabuisierung. In *Tabu und Geschichte: zur Kultur des kollektiven Erinnerns*, Hrsg. Peter Bettelheim, Hellmut Butterweck und Robert Streibel, 21–28. Wien: Picus-Verl.
- Przyborski, Aglaja, und Monika Wohlrab-Sahr. 2014. *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. 4., erweiterte Auflage. München: Oldenbourg Verlag.
- Reutner, Ursula. 2009. *Sprache und Tabu: Interpretationen zu französischen und italienischen Euphemismen*. Tübingen: Niemeyer.
- Riemann, Gerhard. 1987. *Das Fremdwerden der eigenen Biographie: narrative Interviews mit psychiatrischen Patienten*. München: Fink.
- Riemann, Gerhard. 2010. Ein Forschungsansatz zur Analyse narrativer Interviews. In *Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit*, Hrsg. Karin Bock und Ingrid Miethe, 223–231. Verlag Barbara Budrich.
- Rosenthal, Gabriele. 2002. Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In *Psychotherapie und Sozialwissenschaft. Zeitschrift für Qualitative Forschung*, vol. 4, 204–227. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rosenthal, Gabriele. 2005. Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In *Biographieforschung Im Diskurs*, Hrsg. Bettina Völter, Bettina Dausien und Gabriele Rosenthal, 46–64. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rosenthal, Gabriele. 1995. *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte: Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt/Main ; New York: Campus.
- Rosenthal, Gabriele. 2015. *Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung*. 5., aktualisierte und ergänzte Auflage. Weinheim Basel: Beltz Juventa.
- Rosenthal, Gabriele. 2010. Zur Interdependenz von kollektivem Gedächtnis und Erinnerungspraxis. Kultursoziologie aus biographietheoretischer Perspektive. In *Kultursoziologie: Paradigmen, Methoden, Fragestellungen*, Hrsg. Monika Wohlrab-Sahr, 151–175. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sauer, Birgit. 2018. #Metoo. Sexualisierte Gewalt in der öffentlich-politischen Debatte. In *Frauen. Wissen. Wien. #meToo die Debatte aus österreichischer Perspektive, Publikationsreihe der MA 57*, 37–49.
- Sauer, Birgit. 1999. „Politik wird mit dem Kopfe gemacht“. Überlegungen zu einer geschlechtersensiblen Politologie der Gefühle. „Politik wird mit dem Kopfe gemacht“. Überlegungen zu einer geschlechtersensiblen Politologie der Gefühle. In *Masse - Macht - Emotionen : zu einer politischen Soziologie der Emotionen*, Hrsg. Ansgar Klein, 200–218. Opladen [u.a.]: Westdt. Verl.
- Scambor, Elli. 2017. „... erzähl, wenn dir danach ist. Ich höre zu.“ Hilfreiche Bedingungen und Aufdeckungsverläufe bei männlichen Betroffenen von sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend. *soziales_kapital wissenschaftliches Journal österreichischer Fachhochschul-Studiengänge Soziale Arbeit*: 71–85.

- Scheidt, Carl Eduard, Gabriele Lucius-Hoene, Anja Stukenbrock, und Elisabeth Waller, Hrsg. 2015. *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*. Stuttgart: Schattauer.
- Schörmann, Christin. 2021. *Trauma und biografische Arbeit: Eine biografieanalytische Studie anhand erzählter Lebensgeschichten komplex traumatisierter Erwachsener*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
- Schütze, Fritz. 1983. Biographieforschung und narratives Interview. *Neue Praxis*: 283–293.
- Schütze, Fritz. 1984a. Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In *Biographie und soziale Wirklichkeit*, Hrsg. Martin Kohli und Günther Robert, 78–117. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Schütze, Fritz. 1984b. Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In *Biographie und soziale Wirklichkeit*, Hrsg. Martin Kohli und Günther Robert, 78–117. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Schütze, Fritz. 2016. *Sozialwissenschaftliche Prozessanalyse: Grundlagen der qualitativen Sozialforschung*. 1. Aufl. Verlag Barbara Budrich.
- Schütze, Fritz. 1976. Zur soziologischen und linguistischen Analyse von Erzählungen. In *Contributions to the Sociology of Knowledge / Contributions to the Sociology of Religion*, Hrsg. Günter Dux und Thomas Luckmann, 7–41. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Streble, Ingrid. 2008. Pädophilie aus Sicht eines potentiellen Täters: Christoph Geisers Caravaggio-Roman Das geheime Fieber zwischen Verbot, Tabu und Tabubruch. In *Verboten, verschwiegen, ungehörig? ein Blick auf Tabus und Tabubrüche = Interdit, inconvenant, inacceptable?: pour une réflexion sur les tabous et leur violation*, Schriften zur Kultur- und Geistesgeschichte, Hrsg. Ingrid Streble, Amélie Sandoval und Daniel Mirsky, 68–79. Berlin: Logos.
- Streble, Ingrid, Amélie Sandoval, und Daniel Mirsky, Hrsg. 2008. *Verboten, verschwiegen, ungehörig? ein Blick auf Tabus und Tabubrüche = Interdit, inconvenant, inacceptable?: pour une réflexion sur les tabous et leur violation*. Berlin: Logos.
- Teuber, Kristin. 2004. Hautritzen als Überlebenshandlung. Selbstverletzendes Verhalten von Mädchen und Frauen. In *Körper und Identität: Gesellschaft auf den Leib geschrieben*, Hrsg. Elisabeth Rohr, 128–143. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag.
- Trotha, Trutz von. 1997. Zur Soziologie der Gewalt. In *Soziologie der Gewalt, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Hrsg. Trutz von Trotha, 9–56. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Vogt, Ralf, Hrsg. 2018. Wie echt sind falsche Erinnerungen? Die Geschichte der False Memory Syndrome Foundation. In *Das traumatisierte Gedächtnis – Schutz und Widerstand: wie sich traumatische Belastungen in Körper, Seele und Verhalten verschlüsseln und wieder auffinden lassen*, Medizin, 25–44. Berlin: Lehmanns Media.

Internetquellen

Die Österreichischen Kinderschutzzentren. 2023. Gewalt an Kindern. *Sexualisierte Gewalt*. <http://www.oe-kinderschutzzentren.at/gewalt-an-kindern/#1508620266567-4705c540-a755> (Zugegriffen: 13.05.2023).

Netzwerk Kinderrechte Österreich. 2021. Kinderrechte in der österreichischen Verfassung. <https://www.kinderhabenrechte.at/kinderrechte-in-der-oesterreichischen-verfassung/> (Zugegriffen 14. 05. 2023)

Kinderrechte Bundeskanzleramt. 2023. Kinder- und Jugendanwaltschaft. *Das Recht auf eine gewaltfreie Kindheit. 25 Jahre gesetzliches Gewaltverbot.* <https://www.kinderrechte.gv.at/kinder-und-jugend-anwaltschaft/das-recht-auf-eine-gewaltfreie-kindheit/> (Zugegriffen: 17.07. 2023)

Kurier. 2013. Politik. Inland. Wiener Causa Trittin. *Pädophilen-Programm auch in Österreich. Auch die einst aktive Alternative Liste Wien soll die Legalisierung von Sex mit Kindern gefordert haben.* 22.09.2013, 11:58. <https://kurier.at/politik/inland/wiener-causa-trittin-paedophilen-programm-auch-in-oesterreich/27.844.168> (Zugegriffen: 7.03.2023)

Stahlschmidt, Andreas. 2018. *Trauma – Was im Gehirn dabei passiert.* <http://posttraumatische-belastungsstoerung.com/trauma-was-im-gehirn-passiert> (Zugegriffen: 20. 08. 2021).

Twitter (Status) Alyssa_Milano. 15.07.2017. *If you've been sexually harassed or assaulted write 'me too' as a reply to this tweet.* https://twitter.com/alyssa_milano/status/919659438700670976 (Zugegriffen am 09. 08. 2023)

Unabhängige Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs. 2021. Themen & Erkenntnisse. *Sexueller Kindesmissbrauch in der Familie.* <https://www.aufarbeitungskommission.de/themen-erkenntnisse/familie/> (Zugegriffen: 15. 08. 2021).

Universität Wien. Büro Studienpräses. Datenschutz in den Sozialwissenschaften [PDF]. <https://studienpraeses.univie.ac.at/infos-zum-studienrecht/wissenschaftliche-arbeiten/datenschutz-in-der-sozialwissenschaft/> (Zugegriffen: 25. 11. 2021).

Wien Geschichte Wiki. 2022. *Strafprozess Adolf Loos.* https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Strafprozess_Adolf_Loos (Zugegriffen: 06. 06. 2023)

Multimediaquellen

Video

Bücherei Wien [Video]. Mai 2021. *Podiumsdiskussion: Ist #metoo in Österreich angekommen?* https://www.youtube.com/watch?v=czc4_UQBvR8&list=LL&index=1 (Zugegriffen via YouTube: 20. 06. 2021). 01:09 h.

Artikel und Radiobeitrag

Ö1 ORF. 2017. Christopher Long über den Sittlichkeitsprozess. *Der Fall Loos*. (08. 04. 2017)

<https://oe1.orf.at/artikel/403940/Der-Fall-Loos> (Zugegriffen: 15. 05. 2023). 05:49 min